

SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 3 2016

Zeitschrift für
Sächsische
Geschichte,
Landeskunde,
Natur und Umwelt
62. Jahrgang
Heft 3/2016
12,00 €



Limbach-Oberfrohna Tag der Sachsen 2016



Uwe Ulrich Jäschke Limbach-Oberfrohna: Es LOhnt sich	202
Walter Wenzel Slawische Namen im Erzgebirge mit besonderer Berücksichtigung des Raumes um Limbach-Oberfrohna	214
Wolfgang Schwabenicky Die wüste mittelalterliche Bergstadt auf dem Ullersberg bei Wolkenburg	218
Christian Kirchner Das Rittergut Limbach	225
Christian Kirchner, Jürgen Lohr, Walter Wenzel, Ursula Ziemert Lebensbilder aus Limbach-Oberfrohna	231
Andreas Eichler Bürgertum und Industrie im Limbacher Land	238
Dietrich Esche Die Anfänge der Wirkerei in Limbach und Umgebung im 18. Jahrhundert	251
Jürgen Lohr Welthauptstadt des Handschuhs Die Entwicklung der Stoffhandschuhindustrie in Limbach und Umgebung	260
Rolf Kirchner Die Entwicklung der Textilindustrie in Wolkenburg	266
Daniel Polster Industriearchitektur im Limbacher Land	269
Hermann Schnurrbusch Oberfrohna und Limbach – Gemeinsamkeiten und Gegensätze	277
Gerd-Helge Vogel Schloss und Park Wolkenburg in der deutschen Kultur- und Kunstgeschichte	282
Hartmut Reinsberg Bräunsdorf	293
Peter Barth Rußdorf, ehemals eine Exklave Sachsen-Altenburgs	296
Reinhard Schnabl Rückblicke auf die Friedliche Revolution in Limbach-Oberfrohna	301
Hermann Schnurrbusch Limbach-Oberfrohnas Ehrenplatz in der Geschichte des Herbstes 1989	304
Frank Löbel Die Entwicklung von Limbach-Oberfrohna in den Jahren nach 1989	306
Klaus Eulenberger Der „Amerika Tierpark“ in Limbach-Oberfrohna	311
Jens Hering Das Europäische Vogelschutzgebiet „Limbacher Teiche“ Eine bedeutende Teich- und Feuchtwiesenlandschaft in Südwestsachsen	316
Ewald Hausmann Numismatisches zur Geschichte von Limbach-Oberfrohna	323
Irmgard Eberth, Marlis Rokitta, Wolfgang Ziemert Geschichte bewahren – Tradition pflegen – Identität schaffen Das Esche-Museum und sein Förderverein	326
Kai Artinger Sehr blaue Augen. Die Entstehungsgeschichte des Bürgermeisterbildnisses „Dr. Georg Agricola“ (1939) von Karl Pindl im Neuen Rathaus von Chemnitz und sein rassenideologischer Kontext	330

Sehr geehrte Damen und Herren, werte Gäste unserer Stadt, liebe Leserinnen und Leser,



wir Limbach-Oberfrohna freuen uns, dass wir den „Tag der Sachsen“ 2016 in unsere Stadt holen konnten und vom 4. bis 6. September sogar die 25. Auflage des größten sächsischen Volksfestes veranstalten dürfen. Unter dem Motto „L.-O. wirkt“ möchten wir an diesem Wochenende allen Gästen und Akteuren unsere Geschichte, aber auch die positive Entwicklung der Stadt in den letzten Jahren zeigen.

Mit dieser thematischen Ausgabe der „Sächsischen Heimatblätter“ erfahren Sie in Wort und Bild viel Wissenswertes über unsere Stadt, die noch vor rund 300 Jahren ein kleines Dorf Limbach mit Rittergut, Kirche, Brauerei, Bauerngütern und einigen Häuslern war. Durch die Weitsicht der Rittergutsherren und das Aufblühen der Strumpfwirkerei begann das Dorf zu wachsen und im 19. Jahrhundert setzte eine stürmische Entwicklung zur Industriestadt ein. 1883 wurde Limbach das Stadtrecht verliehen. Durch die Vereinigung mit dem ebenfalls wirtschaftsstarke Oberfrohna im Jahr 1950 und die Zusammenschlüsse mit umliegenden Gemeinden Ende der 1990er Jahre entstand die heutige

Große Kreisstadt mit rund 25.000 Einwohnern. Mit einer schmackhaften Innenstadt sowie Freizeitbad, Stadthalle, Tierpark, Museum und Schloss Wolkenburg ist die Stadt nicht nur für die Bürger attraktiv, sondern zieht auch Gäste an. Familien fühlen sich in unserer Stadt mit ihren vielen ländlichen Ortsteilen und modernen sanierten bzw. neu gebauten Bildungseinrichtungen sowie Sportstätten wohl. Auch die Wirtschaft konnte mit intensiver Förderung von Stadtrat und Verwaltung, der guten Lage an den Autobahnen A4 und A72 sowie der Nähe zu Chemnitz in den letzten Jahren ein starkes Wachstum entwickeln.

Mein Dank gilt den Herausgebern der „Sächsischen Heimatblätter“ und allen Autoren, die dazu beigetragen haben, dass dieses umfangreiche Druckerzeugnis möglich wurde. Ich wünsche Ihnen nun viel Spaß bei der Lektüre und würde mich freuen, wenn Sie mit uns nicht nur den „Tag der Sachsen 2016“ feiern, sondern unserer Stadt auch zu einem anderen Zeitpunkt einen Besuch abstatten. Dann können Sie sich in Ruhe und mit allen Sinnen davon überzeugen, dass „L.-O. wirkt“.

Dr. Jesko Vogel
Oberbürgermeister der Großen Kreisstadt
Limbach-Oberfrohna





Limbach-Oberfrohna

Es Löhnt sich

Uwe Ulrich Jäschke

Einführung

Wie viele andere „Tag-der-Sachsen-Städte“ ist auch Limbach-Oberfrohna eine Große Kreisstadt. Große Kreisstädte in Sachsen sind in der Regel Relikte der Kreisreformen 1994/1995 und 2008. Unabhängig von der Mindesteinwohnerzahl von 17.500 können aber ehemalige Kreissitze den Status „Große Kreisstadt“ erreichen. Limbach-Oberfrohna erhielt den Status „Große Kreisstadt“ am 1. Oktober 1994 auf Grund seiner 20.951 Einwohner.¹

Der Weg zur heutigen administrativen Stellung Limbach-Oberfrohnas als Hilfszentrum der Kreisstadt Zwickau ist durch eine Reihe verwaltungstechnischer Vorgänge seit 1835 geprägt.

1835 wurden im verkleinerten Königreich Sachsen vier Kreisdirektionen eingerichtet, darunter die Kreisdirektion Zwickau mit der Stadt Chemnitz und ihrem Umland als I. Amtshauptmannschaft.

Schon 1874 wurde die nächste Verwaltungsreform durchgeführt, neue Kreis- und Amtshaupt-

mannschaften wurden geschaffen. Aus den Gerichtsamtsbezirken Chemnitz, Limbach und Stollberg wurde die Amtshauptmannschaft Chemnitz mit Verwaltungssitz Chemnitz gebildet. Die Stadt Chemnitz gehörte als bezirksfreie Stadt nicht der Amtshauptmannschaft an. Zwischen 1894 und 1929 wurden zahlreiche Gemeinden aus der Amtshauptmannschaft Chemnitz in die Stadt Chemnitz eingemeindet.²

„Mit der Dritten Verordnung über den Neuaufbau des Reiches vom 28. November 1938 wurden die Amtshauptmannschaften ab dem 1. Januar 1939 in Landkreis [...] umbenannt“³, aus der Amtshauptmannschaft Chemnitz wurde der Landkreis Chemnitz.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde das Land Sachsen Teil der Deutschen Demokratischen Republik, die dann am 25. Juli 1952 die alten Länder auflöste und durch Bezirke ersetzte. Limbach-Oberfrohna wurde Teil des Bezirkes Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) und des Kreises Karl-Marx-Stadt-Land mit Verwaltungssitz in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz).

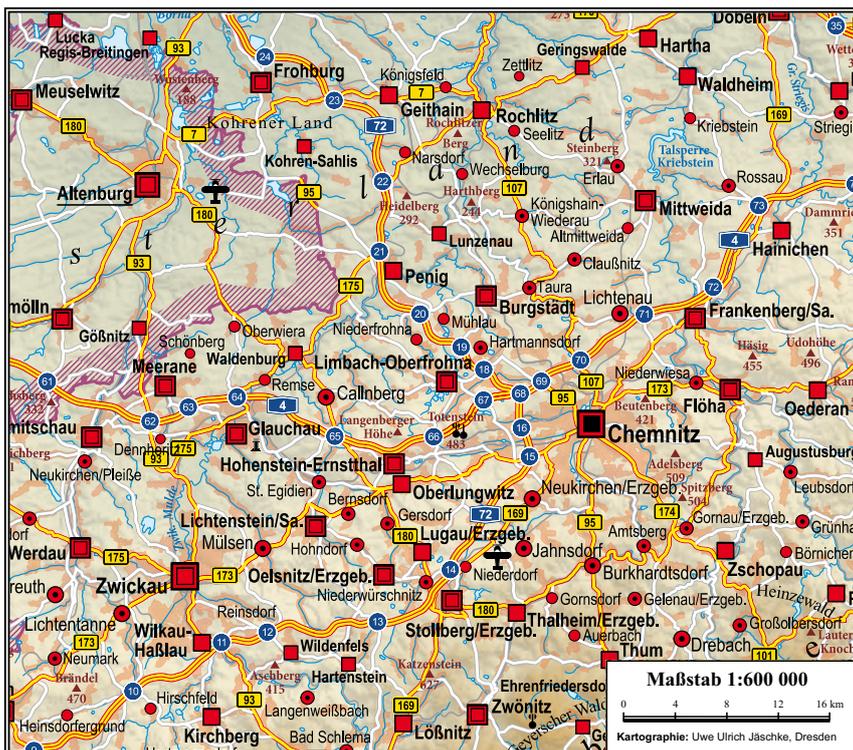
Anfang 1990 wurde der Landkreis wieder in Kreis Chemnitz-Land umbenannt, um vom 17. Mai 1990 bis zur nächsten Verwaltungsreform am 1. August 1994 zum Landkreis Chemnitz mit Verwaltungssitz Chemnitz zu werden.⁴ Der Landkreis Chemnitz wurde zu diesem Zeitpunkt zwischen vier Landkreisen aufgeteilt, Limbach-Oberfrohna kam zum neuen Landkreis Chemnitzer Land, der außerdem aus den Kreisen Glauchau und Hohenstein-Ernstthal mit Verwaltungssitz in Glauchau bestand.⁵

14 Jahre später wurde im Rahmen der sächsischen Kreisreform vom 1. August 2008 der Landkreis Zwickau aus den Landkreisen Chemnitzer Land und Zwickauer Land sowie der kreisfreien Stadt Zwickau geschaffen. Somit liegt Limbach-Oberfrohna im flächenmäßig kleinsten Kreis des Freistaates Sachsen, besitzt aber die höchste Einwohnerdichte aller Landkreise in den neuen Bundesländern.⁶

Die Lage

Mit seinen sieben Ortsteilen, bestehend aus elf ehemaligen eigenständigen Gemeinden, liegt Limbach-Oberfrohna im Nordwesten der sächsischen Großstadt Chemnitz. Eingerahmt von

Die Große Kreisstadt
Limbach-Oberfrohna,
Sachsenkarte, Ausschnitt



den Autobahnen A4 (Eisenach – Görlitz) und der A 72 (Hof – Leipzig) ist die Stadt über fünf direkte Autobahnanschlussstellen sowie über die B175 erreichbar. Das Stadtgebiet selbst wird durch ein dichtes Netz von Staats- und Kreisstraßen erschlossen.

Einen Eisenbahnanschluss hat die Stadt zur Zeit nicht. Die ehemaligen Strecken nach Chemnitz über Wittgensdorf Oberer Bahnhof und die den Ortsteil Wolkenburg erschließende Strecke Glauchau-Leipzig wurde mangels geringer Auslastung stillgelegt und rückgebaut.

Der öffentliche Personennahverkehr wird durch private Busunternehmen abgedeckt. Alle neun regionalen Linien sind in den Verkehrsverbund Mittelsachsen (VMS) eingebunden und verbinden Limbach-Oberfrohna mit den Nachbarstädten Hohenstein-Ernstthal, Waldenburg, Chemnitz, Penig und Burgstädt bzw. Mittweida. Zwei Stadtbuslinien ergänzen das regionale Netz im Bereich der Kernstadt. Die anderen Stadtteile sind durch das regionale Netz angebunden, Wolkenburg wird durch die Linie T654 bedient.

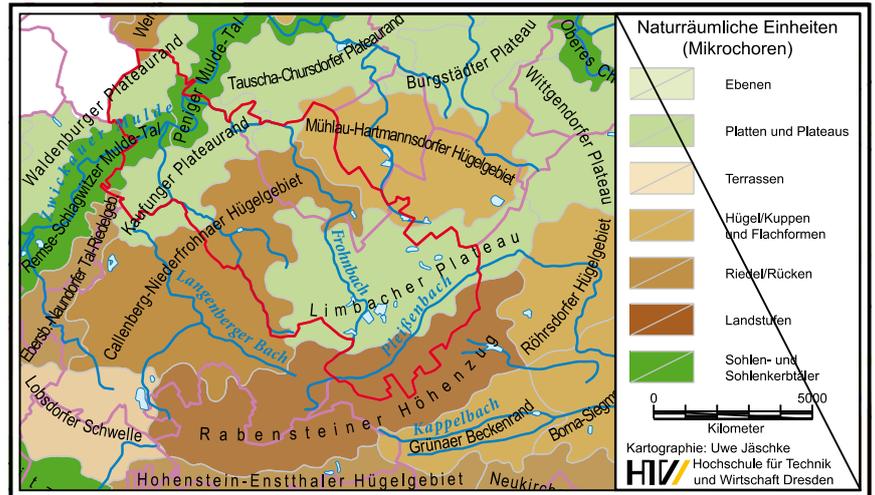
Die beiden zuständigen Flughäfen sind Dresden-Klotzsche (über die A4, 86 km/50 min.) und Leipzig/Halle (über die A72/A 14, 101 km/1 Std. 5 min.). Außerdem ist der Flughafen Altenburg-Nobitz (35 Kilometer) in 40 Minuten erreichbar.

Der Naturraum

Limbach-Oberfrohna liegt im westlichen Teil des Mulde-Lösshügellandes, im Grenzgebiet zwischen Mittelsächsischem Hügelland und Erzgebirgsvorland bzw. dem Erzgebirgsbecken. Geprägt wird die Landschaft durch flachwellige bis hügelige Hochflächen. Diese Plateaus liegen in Limbach-Oberfrohna in der Regel zwischen 220 und 380 Meter Höhe. Innerhalb der Plateaus wechseln sich Talmulden und Depressionen mit flachen Rücken und Hügelgruppen ab. Südlich von Pleiße wird im Rabensteiner Höhenzug mit dem Totenstein eine Höhe von 483 Meter erreicht. In diese Flächen haben sich Bäche und Flüsse, hier Zwickauer Mulde und Chemnitzbach, aus dem Erzgebirge bis zu 40 Meter eingetieft und Kerbtäler gebildet.

Der Untergrund wird durch das sächsische Granulitgebirge mit entsprechenden Bodenschätzen gebildet, das durch eiszeitliche Sedimente abgedeckt wird. Diese Löss-Bedeckung erreicht Mächtigkeiten von 2 bis 5 Meter und stellenweise bis zu 10 Meter. Festgesteine treten fast nur in den tiefer eingeschnittenen Tälern zutage. Die anderen Fließgewässer, wie Frohnbach und Pleißenbach, fließen in leicht vertieften Sohlen-tälern.

Die landwirtschaftliche Nutzung auf den Plateauflächen überwiegt. Der Grünflächenanteil



nimmt nach Süden hin zu, die Hänge der Fluss-täler sind in der Regel bewaldet.⁷

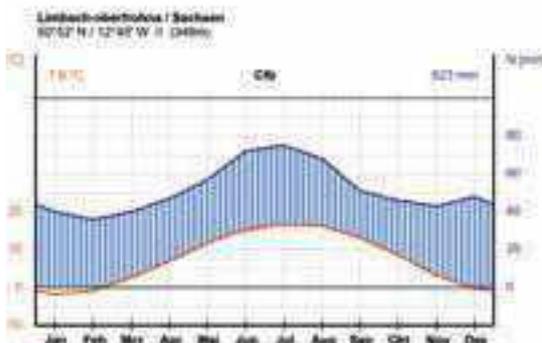
Das Klima verändert sich im Stadtgebiet von Süd nach Nord entlang eines deutlichen Klimagradi-enten. In der Mikrochore Rabensteiner Höhen-zug mit Höhen zwischen 350 und annähernd 500 Metern konnten mittlere Jahresniederschlä-ge zwischen 750 und 900 Millimeter bei mittler-eren Jahrestemperaturen von 6,5 bis 7,2 °C ge-messen werden.

Die Plateauflächen, Limbacher Plateau und Kaufunger Plateaurand, und die flachen Hügel-gebiete, Callenberg-Niederfrohnaer Hügелgebiet und Mühlau-Hartmannsdorfer Hügелgebiet, sowie die beiden Talabschnitte der Mulde zeigen Niederschläge von 600 bis 750 Millime-ter und Temperaturen zwischen 7,4 und 7,8 °C bei Höhen von 205 bis 400 Meter.

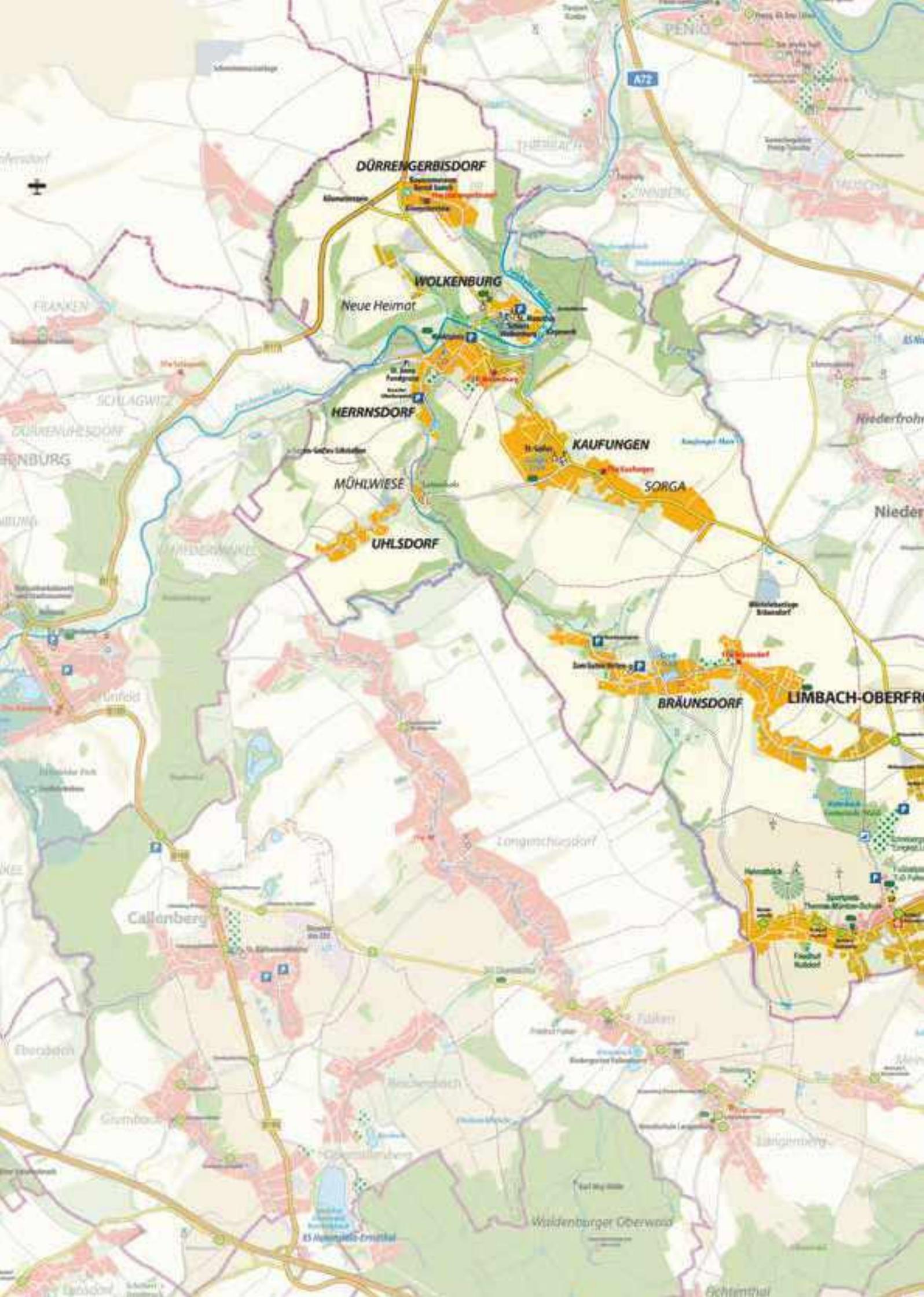
Die nördlichste Mikrochore, der Waldenburger Plateaurand, ist wiederum mit Niederschlägen von 540 bis 680 Millimeter und Temperaturen zwischen 7,7 und 8,3 °C trockener und wärmer als die südlich gelegenen Teile des Stadtgebietes. Die typische Bodenformkombination für die Landwirtschaft in Limbach-Oberfrohna ist der Lösslehm-Staugley oder Pseudogley, der durch einen Wechsel von jahreszeitlich starker Stau-nässe und relativer Austrocknung geprägt ist.

Für die landwirtschaftliche Nutzung ergeben sich dadurch in den lössreicheren Hügелgebiete-

Naturräumliche Gliederung (Mikrochoren) mit Relieftypen der Limbach-Oberfrohnaer Stadtfläche



Klimadiagramm Limbach-Oberfrohna
 Daten: <http://de.climate-data.org/location/10890/>
 Kartographie: Jäschke/Neumann (2016): <http://www2.htw-dresden.de/~jaeschke/Klimadiagramme/Klima.html>



DÜRRENGEBISDORF

WOLKENBURG
Neue Heimat

HERRNSDORF

KAUFUNGEN

MÖHLWIESE

UHLSDORF

SORGA

BRAUNSDORF

LIMBACH-OBFRONHAUSEN

Callenberg

Langenschussdorf

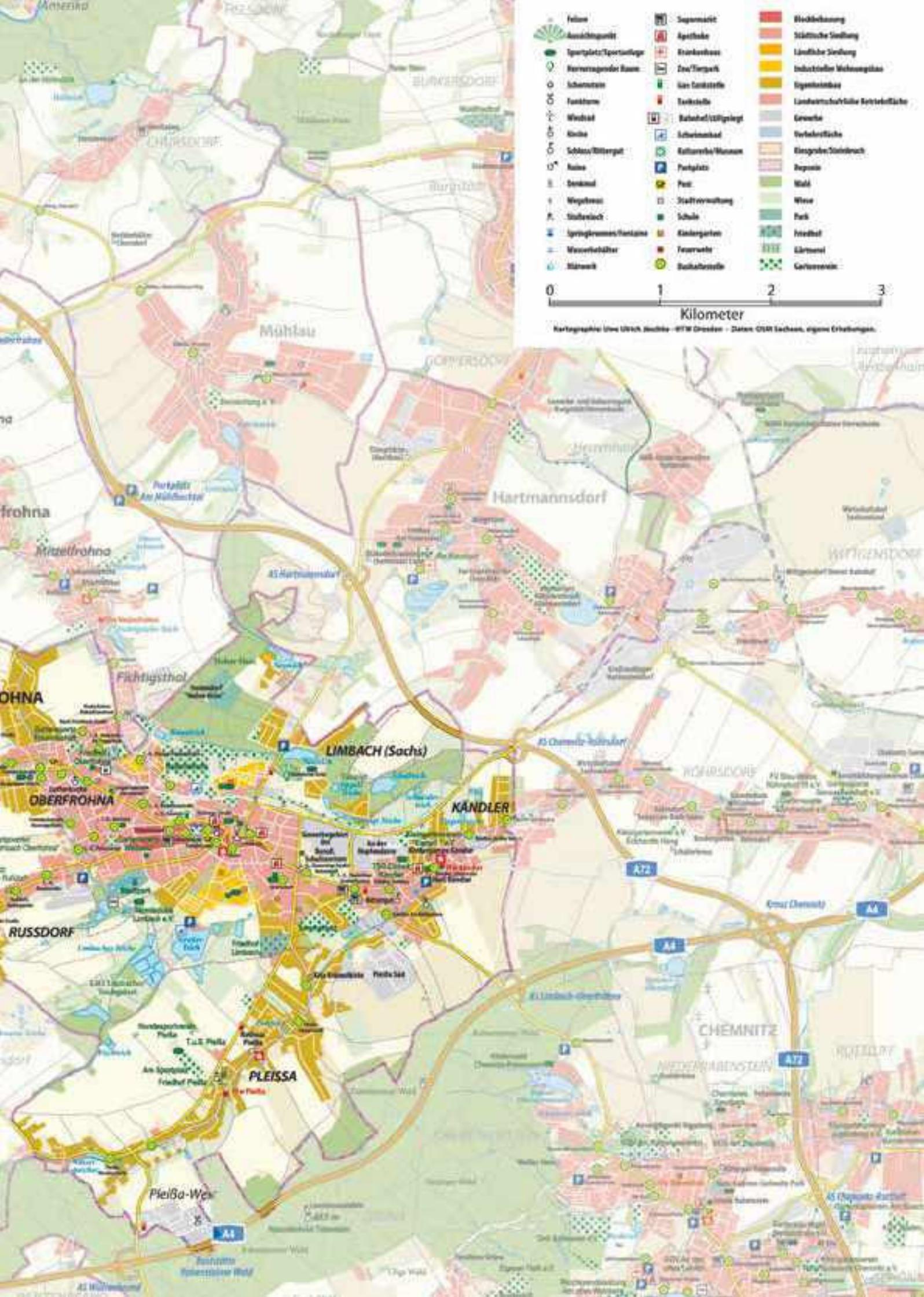
Falken

Waldenburger Oberwald

Eichtenzul

A72







Limbach-Oberfrohna:
Stadt mit landwirtschaftlichem Umfeld
Panorama-Montage:
Uwe Ulrich Jäschke, 2014

ten Bodenwertkennzahlen von 51 bis 60 und im restlichen Stadtgebiet von 41 bis 50.⁸

Siedlung und administrative Entwicklung

Das Gebiet um die heutige Stadt Limbach-Oberfrohna wurde im Rahmen der deutschen Ostkolonisation ab dem 12. Jahrhundert durch Wiprecht von Groitzsch besiedelt. Der älteste, 1226 urkundlich erwähnte, Ort ist Kaufungen, Burg und Kirche wurden dort um 1170 errichtet.

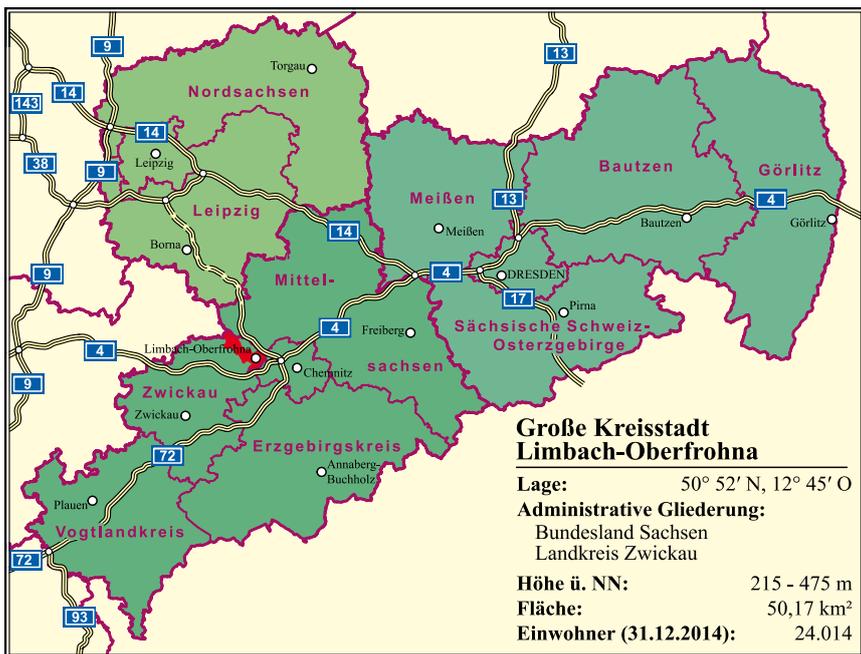
Alle Dörfer, mit Ausnahme von Wolkenburg, im heutigen Stadtgebiet von Limbach-Oberfrohna, sind sogenannte Waldhufendörfer. Waldhufendörfer sind eine ländliche Siedlungsform mit regelmäßigem Grundriss, die in Ro-

dingsgebieten angelegt wurden. Meist doppelzeilig angelegt, mit einem Weg oder Wasserlauf in der Siedlungsachse, können sich Waldhufendörfer über mehrere Kilometer erstrecken und in einander übergehen. Wolkenburg dagegen besaß eine Mischung aus Block- und Gutsblockflur, die als älteste Form der Fluraufteilung gelten. Dabei wurde das Freiland in verschiedenen große Blöcke eingeteilt. Typisch waren dabei die Dreifelderwirtschaft, aber auch Streuobstwiesen (ab 1860), Teichlandschaften und Heckenstreifen.

Ab 1700 wurden diese Bauerndörfer durch die Einführung des Handwerkstuhles, der die bisher betriebene Tuchweberei ablöste, industriell überprägt. In allen Dörfern lassen sich die Relikte dieser Industrialisierung finden. So entstanden zum Teil Konglomerate aus ländlicher und städtischer Bebauung.

Mit der politischen Wende 1989 fielen viele dieser Produktionsstätten brach. Es entstanden Industriebrachen über das ganze Stadtgebiet, die heute zum Großteil wieder mit (Industrie-) Leben erfüllt sind.

Limbach-Oberfrohna:
Administrative Einordnung
Kartographie:
Uwe Ulrich Jäschke, 2016



Eingemeindungen

Limbach-Oberfrohna wurde 1950 aus den Städten Limbach und Oberfrohna zur Stadt Limbach-Oberfrohna zusammengefasst. In den Jahren 1998 bis 2000 ist Limbach-Oberfrohna durch Angliederung der Orte Bräunsdorf, Kändler, Pleiße und Wolkenburg-Kaufungen in der Fläche erheblich gewachsen.

„Limbach-Oberfrohna ist heute“, wie der Internetauftritt der Stadt besagt, „eine moderne Stadt mit“ fünf „Gewerbegebieten, attraktiven Wohnstandorten und kultureller Vielfalt.“⁹

Der Ortsteil **Limbach** mit Kreuzeiche und Schweizerhof ist eine Dorfgründung aus dem

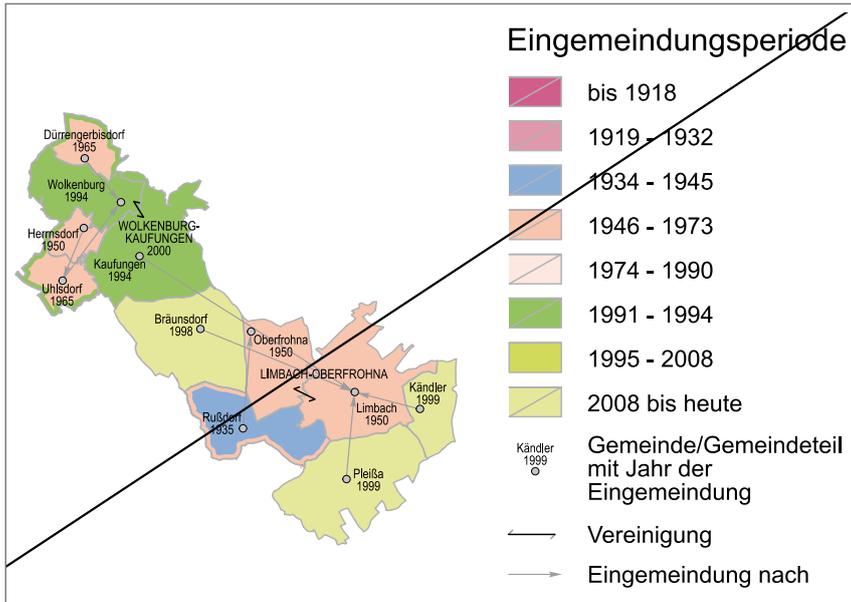


Stadtteile	Ortsform	Flurform	Ersterwähnung	Sprache
Limbach- Oberfrohna	Stadt		1950	
Ortsteile				
1950 Limbach Rittergut	Waldhufendorf/1883 Stadt	Waldhufenflur	1351	dt.
1931 Kreuzeiche (ehem. Mittelfrohna)				
1931 Schweizerhof (ehem. Mittelfrohna)				
1950 Oberfrohna	Waldhufendorf/1935 Stadt	Waldhufenflur	um 1390	dt.
1935 Rußdorf	Waldhufendorf	Waldhufenflur	1460	dt.
1998 Bräunsdorf Rittergut	Waldhufendorf	Waldhufenflur	1275	dt.
1999 Kändler	Waldhufendorf	teilw. parzellerte Waldhufenflur	1375	dt.
Amtsanteil bis 1890				
Rittergutsanteil bis 1890				
1999 Pleißa	Waldhufendorf	Waldhufenflur	1375	dt.
2000 Wolkenburg-Kaufungen	-	-	1994	dt.
1994 Wolkenburg/Mulde Rittergut	Gutssiedlung	Block- und Gutsblockflur	1241	dt.
1965 Dürrengerbisdorf	Waldhufendorf	Waldhufenflur	1309	dt.
1965 Uhlisdorf	Waldhufendorf	Waldhufenflur	1512	dt.
1950 Herrnsdorf	Waldhufendorf	Waldhufenflur	1551	dt.
1950 Mühlwiese (v. Kaufungen)	-	-	1791	dt.
1994 Kaufungen	Waldhufendorf	Waldhufenflur mit Gutsblöcken	1226	dt.
1875 Sorge	Waldstreifendorf	Waldstreifenflur	1875	dt.

12. Jahrhundert, dessen ältestes Gebäude das Rittergut mit der derzeitigen Stadtverwaltung ist. Das ehemalige „Dorfsein“ bedingt, dass in Limbach kein mittelalterlicher historischer Stadtkern existiert. Als Beginn einer organisierten, halbindustriellen Produktion wird die Anlage von Häuslersiedlungen für Strumpfwirker am Helenenberg und Dorotheenberg ab 1749 gesehen. Der wirtschaftliche Aufschwung führte unter anderem 1795 zur Erhebung als Markt Flecken. Der Strumpfwirker Johann Esche (1682-1752) führte die Seidenwirkerei zur Ver-

besserung der Einkommensverhältnisse in Limbach ein. Schon 1745 waren 31 Wirkstühle in Betrieb. 1785 wurde eine Strumpfwirkerinnung gegründet.

Die mechanisierte, industrielle Entwicklung begann mit der Einführung der dampfgetriebenen Wirkstühle zur Strumpferstellung durch die Gebrüder Esche. Damit wurde Limbach zu einem der Hauptorte der sächsischen Textilindustrie. In Folge siedelten sich auch Industriedienstleister im Bereich des Textilmaschinenbaus, der ergänzenden Textileinrichtung sowie



Limbach-Oberfrohna: Eingemeindungen
Kartographie: Uwe Ulrich Jäschke

rechts oben: Stadtkirche Limbach
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

rechts unten: stadtnaher, industrieller Wohnungsbau in Limbach
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

im Ausbildungsbereich eine Höhere Wirksschule (bis 1923) an.

1871 wurde Limbach an das sächsische Eisenbahnnetz angeschlossen, 1883 wurde der Markt mit 27.035¹⁰ Einwohnern zur Stadt erhoben. Die gründerzeitliche, industrielle Entwicklung führte zu einer verstärkten baulichen Entwicklung im Bereich Wohnungsbau und Industriebebauung.¹¹

Der hohe Anteil an Industriearbeitern machte Limbach im 20. Jahrhundert zu einem Zentrum der sozialdemokratischen und später der kommunistischen Bewegung, so dass es hier besonders in der Weimarer Republik häufig zu ernstesten Spannungen, Streiks und Auseinandersetzungen kam.¹²

1931 wurden Limbach die Gemarkungsteile Kreuzzeiche und Schweizer Hof aus der Gemarkung Mittelfrohna zugeordnet. Die Gemarkungsteile sind noch heute an den Straßennamen, „Am Schweitzerhof“ und „Kreuzzeichenweg“, erkennbar. Beide Flächen sind zum Teil mit Einzelhäusern besiedelt.

Die Stadtkirche Limbach wurde 1346 erstmals erwähnt und 1412 als hölzerne Kapelle bezeichnet. 1511 wurde eine feste Kirche gebaut, zum Teil in Fachwerkbauweise. 1811 wurde die Kirche, einst im bäuerlichen Barock errichtet, im

klassizistischen Stil umgebaut. Ein weiterer Umbau erfolgte 1894, als die Kirche ein mehr „städtisches“ Portal bekam. Wenig später wurde der marode Turm niedergelegt und mit neuer Haube wieder errichtet.

In den letzten 120 Jahren waren immer wiederkehrende Pflege- und Ersatzarbeiten an Heizung, Kircheninnenraum und Orgel notwendig. Zwei Weltkriege führten zu mehrmaligem Ersatz der Glocken. Zum Tag der Sachsen wurde der Kirchenvorplatz (Saugarten) erneuert.

Im kleinen Ortskern von Limbach steht heute eine drei- bis viergeschossige, straßenbegleitende gründerzeitliche Bebauung. Entlang der Erschließungsstraßen entstand eine gemischte Baustruktur mit ein-, zwei-, drei- und viergeschossiger Einzelhausbebauung, an den Rändern Eigenheime und Wohngebiete mit industriellem Wohnungsbau. Die Häuser sind drei- bis viergeschossig mit Satteldach und vier- bis sechsgeschossig mit Flachdach. Dazwischen sind Industriebauten und öffentliche Gebäude. Die Wohnfunktion von Limbach-Oberfrohna ist mit allen Funktionen eines Mittelzentrums verknüpft.

Oberfrohna, im 12. Jahrhundert gegründet, ist lange dem Rittergut in Limbach grundherrschaftlich untergeordnet gewesen. So blieb auch hier der dörfliche Charakter lange erhalten. Der wirtschaftliche Aufschwung der Nachbargemeinde Limbach löste auch in Oberfrohna die industrielle Entwicklung aus und transformierte das Dorf zur Industriegemeinde. 1950 wurden Limbach und Oberfrohna politisch vereinigt, nachdem bereits die Siedlungsflächen zusammengewachsen waren.



links: Gründerzeitliche Blockbebauung in der Innenstadt von Limbach
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



Lutherkirche in Oberfrohna
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



Straßenbegleitende, gründerzeitliche Bebauung in Oberfrohna
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Bis 1890 war Oberfrohna nach Limbach eingepfarrt und die Bevölkerung ging auch dort zur Kirche. Von 1891 bis 1893 wurde die neue Pfarrkirche, die Lutherkirche, im neugotischen Stil erbaut und am 24. September 1893 geweiht. Oberfrohna hat eine gemischte Baustruktur mit hohem Grünflächenanteil entlang der Achse des Frohnbaches und der Haupteerschließungsstraßen. An der Gemarkungsgrenze zu Limbach findet man eine massive geschlossene Bebauung mit zum Teil straßenbegleitender drei- bis viergeschossiger Gründerzeitbebauung. Oberfrohna als Wohnort besitzt alle städtischen Versorgungsfunktionen und ist in seiner Gesamtheit ein Arbeits- und Erwerbsort. Oberfrohna hat sich 1950 mit Limbach zusammengeschlossen.

Das Bauerndorf **Rußdorf**¹³ war seit 1457 Eigentum des Georgsstift zu Altenburg, nach der Reformation ein altenburgisches Amtsdorf und nach dem Ersten Weltkrieg eine thüringische Exklave, also Ausland. Mit dem thüringisch-sächsischen Staatsvertrag von 1928 gelangte Rußdorf an Sachsen. Es wurde 1935 nach Oberfrohna eingemeindet.

Die Dorfkirche von Rußdorf soll zu den schönsten Barockkirchen Sachsens gehören. Sie wurde 1729 bis 1734 aus Mitteln der Kirchgemeinde errichtet. Sie wurde von 1985 bis 1997 innen und außen sachgerecht renoviert.¹⁴

Heute ist Rußdorf mit der Kernstadt verwachsen. Im Übergangsbereich hat der Ortsteil städtische Prägung, in den Randbereichen liegen noch ursprüngliche landwirtschaftlich geprägte Bereiche.¹⁵

Der Ort hat eine lang gestreckte überwiegend straßenbegleitende Bebauung mit Wohnen, Handel, Handwerk und Gewerbe.

Der historische Ortskern ist teilweise erhalten. In Kernstadtnähe ist die Bebauung straßenbegleitend städtisch mit zwei- bis dreigeschossigen Häusern. Alle anderen Flächen sind mit älteren und neuen Einzelhäusern bebaut und zum Teil mit ortsverträglichen Gewerbe, Handwerk, Einzelhandel und Dienstleistung durchsetzt.

Rußdorf ist ein Stadtteil mit Wohnfunktion.



Rußdorf: Dorfeingang von Meinsdorf her
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Das ehemalige Waldhufendorf **Bräunsdorf**¹⁶ ist bis heute landwirtschaftlich geprägt. Früher deutlich von Oberfrohna abgesetzt, wächst es heute entlang der Oberen Dorfstraße in Richtung Oberfrohna. Als Nebenerwerb wurden die Leinweberei und -bleicherei sowie die Blaudruckerei betrieben. Später kamen kleine Textilfabriken hinzu.

Die Drei- und Vierseithöfe, hauptsächlich im unteren Ortsteil, stehen unter Denkmalschutz. So wurde der untere Ortsteil als Gesamtensemble zum sächsischen Flächendenkmal erklärt. Hinzu kommen noch einzelne Objekte im Oberdorf.¹⁷ Die Einzelhausbebauung erstreckt sich überwiegend straßenbegleitend. In die Wohn-



links: Dorfkirche in Rußdorf
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



rechts: Bräunsdorf: Obere Dorfstraße
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Bräunsdorf: Dorfkirche
„Zum guten Hirten“
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



bebauung sind kleinere Handwerks- und Dienstleistungsbetriebe eingestreut.

Die alte Dorfkirche, um 1500 erbaut, wurde 1900 durch die Kirche „Zum guten Hirten“ ersetzt. Ein alter Altar weist auf den Vorgängerbau hin. Besonders wird auf die Bleiglasfenster aus den Jahren 1955 bis 1970 hingewiesen.

Das Dorf **Kändler** bestand bis zum Jahr 1890 aus einem südlichen Amtsanteil (zum Amt Chemnitz) und einem nördlichen Rittergutsanteil (Niederkändler). Der Ort wurde zweizeilig entlang des Pleißenbaches errichtet und wird noch heute in einen Nord- und einen Südtel getrennt. Der südliche Teil hat seine ländliche Be-

links: Kändler: Sparkasse
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



rechts: Pleiße: Blick über die Feuerwache zum Schulberg mit Kirche
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Zwei Weltkriege und die Mangelwirtschaft der DDR hatten den Jugendstilbau stark verändert. Mit Hilfe der Stadt und des Landesamtes für Denkmalpflege in Dresden konnte der Kirchenbau zum 100. Geburtstag fachgerecht saniert werden.

Ortszentrum ist heute das alte Rathaus (1913) mit der Schule und dem Porphyrbrunnen mit Relief „Kändlersche Kanne“. Der Ort ist auch heute geteilt, zum einem in Wohnbereiche, die mit Gewerbe, Handwerk und Dienstleistungseinrichtungen gemischt sind, zum anderen in separate Industrie- und Gewerbeflächen.

1999 wurde Kändler nach Limbach-Oberfrohna eingemeindet.

Das alte Waldhufendorf **Pleiße** (1375 ersterwähnt) erstreckt sich westlich von Limbach an den Talhängen des Pleißenbaches. Die alte Ortslage ist bis heute dörflich geprägt. Das Zentrum bildet der Bereich Schulberg mit der Kirche.

Die Pleißeer Kirche ist ein Nachfolgebau der Kirche aus der Gründungszeit und wurde 1740 geweiht. Besonderheiten dieser Kirche sind der Barock-Altar und die freistehende Glockenanlage. Die Bronzeglocken sind im Zweiten Weltkrieg eingeschmolzen worden und die Statik des Kirchturmes war für die neuen, schwereren



baugung zum Teil erhalten, während sich der nördliche Teil mit seiner mehrstöckigen Wohnbebauung und seinen Gewerbeflächen, heute „An der Hopfendarre“, sich in der Gründerzeit in Richtung Eisenbahndamm und -haltepunkt entwickelt hat. Nordöstlich sind Einfamilienhäuser gebaut worden. Kändler ist mit der Kernstadt verschmolzen. Die Lutherkirche von Kändler wurde zwischen 1901 und 1902 im Jugendstil errichtet.

Stahlglocken nicht ausgelegt. Parallel zum Pleißenbachtal verläuft heute auf dem Plateau die Hohensteiner Straße als außerörtliche Verbindungsstraße.

Die Ortslage Pleiße wird hauptsächlich als Wohnstandort genutzt und weist nur eine geringe Durchmischung mit Handwerk und Dienstleistung auf. Separate Industrie- und Gewerbeflächen sind in den beiden Gewerbegebieten oder an der Hohensteiner Straße, an der auch Versorgungseinrichtungen zu finden.

1999 wurde Pleiße, das unmittelbar an Limbach angrenzt, nach Limbach-Oberfrohna eingemeindet.

Die Gemeinde Wolkenburg wurde 1994 mit der Gemeinde Kaufungen zur Landgemeinde Wolkenburg-Kaufungen vereinigt. Außer mit dem Ortsteil Herrnsdorf besteht kein baulicher Zusammenhang zwischen den Ortsteilen. Alle Ortsteile sind dörflich geprägt.

Wolkenburg¹⁸, 1241 erstmals erwähnt, liegt an einer Flusschlinge der Zwickauer Mulde mit

Kändler: Porphyrbrunnen
„Kändlersche Kanne“ mit
Stadtverwaltung
Foto: Uwe Ulrich Jäschke





links: Pleiße:
Feuerwache an der Dorfstraße
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



Wolkenburg: Höfe in
Dürrengerbisdorf
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

Schloss und Kirche¹⁹ im Mittelpunkt. Während der Teil links der Mulde den dörflichen Charakter erhalten hat, weist der Teil rechts der Mulde durchaus kleinstädtischen Charakter auf. In das Ortsbild sind Industrie- und Handwerksbetriebe sowie Versorgungseinrichtungen eingestreut.

Die gassendorfähnliche Siedlung „Neue Heimat“ liegt westlich von Dürrengerbisdorf auf der Gemarkung von Wolkenburg. Vom Aussehen her zeigt die Siedlung die typischen Transformationsformen von einer Neubauernsiedlung der späten 1940er Jahre zur Wohnsiedlung. **Dürrengerbisdorf** an der B175 hat seinen dörflichen Charakter bis heute erhalten. Mit knapp

telt Eindrücke vom harten Los der Bauern, die mit der Landwirtschaft die Ernährung der Familie sichern mussten. Es sind alle Gerätschaften, die einst für die Arbeit im Haus und auf dem Felde unentbehrlich waren zu besichtigen.²⁰ Dürrengerbisdorf wurde 1965 nach Wolkenburg eingemeindet.

Das alte Bauerndorf **Uhlsdorf** mit seinen knapp über 20 Vierseithöfen ist ein Waldhufendorf, dessen Grundstruktur sich bis in die heutige Zeit erhalten hat. So hat sich die Zahl der Höfe von 1551 (19) bis heute kaum verändert. Lediglich die Funktion hat sich von der landwirtschaftlichen Nutzung zur Wohnfunktion geändert.



links: Wolkenburg: Schloss
Wolkenburg über der Mulde
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



rechts: Wolkenburg: Vierseithof
im ländlichen Uhlsdorf
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



Wolkenburg: Siedlung
„Neue Heimat“
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

über 15 Wohnstätten zählt es gerade noch als Dorf. Ausgewiesen als Waldhufendorf mit entsprechender Flur wirkt es eher als Streusiedlung. Die einzelnen Gehöfte liegen unregelmäßig in einem zur Mulde abfallenden Tälchen verteilt.

Die Sehenswürdigkeit des Ortes ist das private Bauernmuseum von Bernd Aurich, das „eine interessante Sammlung landwirtschaftlicher Geräte von anno dazumal“ bereithält. „Es vermit-

Die Gemeindefläche von Uhlsdorf hatte sich 1950 durch die Eingemeindung von Herrnsdorf und der Umgliederung von Mühlwiese vergrößert, bevor die Gemeinde 1965 nach Wolkenburg eingemeindet wurde.

Der Weiler **Herrnsdorf** gehörte bis zur Bauernbefreiung im 19. Jahrhundert zur Grundherrschaft Wolkenburg. In der Gemarkung ist das Besucherbergwerk St. Anna-Fundgrube zu besichtigen. Das Bergwerk ist ein Relikt des seit dem 14. Jahrhundert betriebenen Erzbergbaus im Erzgebirgsvorland. „Hier im Granulitmassiv strichen ... Kupfer-, Blei- und Silbererzgänge zutage.“²¹ Der hier gelegene Ulrichsberg²² (oder Ullersberg) gehört damit zu den frühesten Bergbauorten in Sachsen. Herrnsdorf wurde 1950 nach Uhlsdorf eingemeindet.

Der Weiler Mühlwiese war Teil der Gemarkung des Rittergutes Kaufungen und wurde 1950 in das unmittelbar angrenzende Uhlsdorf umgliedert. Die Mühlwiese war eine Bachaue gegenüber der seit etwa 450 Jahren bestehenden Uhlsdor-

Wolkenburg: Vierseithof
in Herrnsdorf
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



fer Mühle, auf Kaufunger Flur und bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts unbesiedelt. Das erste Haus wurde 1609 erbaut, bis 1688 entstanden vier weitere Häuser. Weitere Gebäude folgten ab 1870 und nach 1990.²³ Das Waldhufendorf **Kaufungen**, im Jahr 1226 erstmals urkundlich erwähnt, hat seine dörfliche Struktur weitgehend erhalten. Der Dorfmittelpunkt liegt an der Kirche mit Friedhof, der ehemaligen Schule und Gebäuden des ehemaligen Rittergutes.

Kaufungen: Kirche
St. Gallus mit Friedhof
Foto: Uwe Ulrich Jäschke



Die St. Gallus-Kirche in Kaufungen wurde um 1170 als Chorturmkirche erbaut und war in die örtliche Burg integriert. 1450 wurde während des sächsischen Bruderkrieges die Burg niedergebrannt. An Stelle der Burg wurde ein Rittergut errichtet. Im 17. Jahrhundert wurde das Kirchenschiff angebaut. Bis heute wurde der Bau mehrmals umgestaltet, 1902 ein Vorhaus mit großen Eingangstüren angebaut sowie ein Heizungskeller



Kaufungen: Dorfstraße
Foto: Uwe Ulrich Jäschke

errichtet. Bei der Restaurierung im Jahr 1902 soll der romanische Charakter bei der Innenraumgestaltung betont worden sein, allerdings wurde bis 1975 die obere Empore entfernt.

Das historische Kaufungen ist beiderseits der Dorfstraße mit Drei- und Vierseithöfen bestanden. Von der Dorfstraße gehen Erschließungsstraßen zu Häuslerzeilen, Neubauernstellen und Eigenheimsiedlungen ab.

Kaufungen ist ein Dorf mit überwiegender Wohnfunktion mit einzelnen ortsverträglichen Handwerksbetrieben und landwirtschaftlichen Einrichtungen

Der Ortsausbau Sorge ist ein Teil der Kaufunger Gemarkung und ist nach dem Historischen Ortsverzeichnis von Sachsen ein „Ortsteil von Kaufungen (oberer Teil der Flur K.)“. Als Siedlungsform wird „Waldstreifendorf“ als Sonderform des Waldhufendorfes angegeben. Mit der Ersterwähnung 1875 scheint die Häuserzeile ein Ausbau des Dorfes Kaufungen zu sein.

Bevölkerung

Das historische Ortsverzeichnis von Sachsen weist die ersten Einwohnerzahlen aus dem Stadtgebiet von Limbach-Oberfrohna in den Jahren 1548/1551 aus. Die hier genannten besessene Männer sind im Obersächsischen das Äquivalent zum Hufner, einem Bauern, der mit allen Rechten Vollmitglied der Gemeinde war. Im Gegensatz zu den anderen Dorfmitgliedern, den Gärtnern und Häuslern, konnte er das Schöffenamt ausüben.

In der Tabelle sind die ortsansässigen Steuerzahler mit dem Wert 5 multipliziert worden, um eine Einwohnerzahl abschätzen zu können. Die hohen Einwohnerzahlen für Pleiße, Bräunsdorf, Limbach und Oberfrohna lassen sich auf die besseren edaphischen Verhältnisse und die feuchteren klimatischen Bedingungen zurückführen.

Während des Dreißigjährigen Krieges soll die Bevölkerung im Pestjahr 1633 auf vier Ehepaare geschrumpft sein. Ebenso verursachten das Pestjahr 1683 und die Hungerjahre 1761, 1772 und 1808 starke Bevölkerungsverluste in Limbach.²⁴

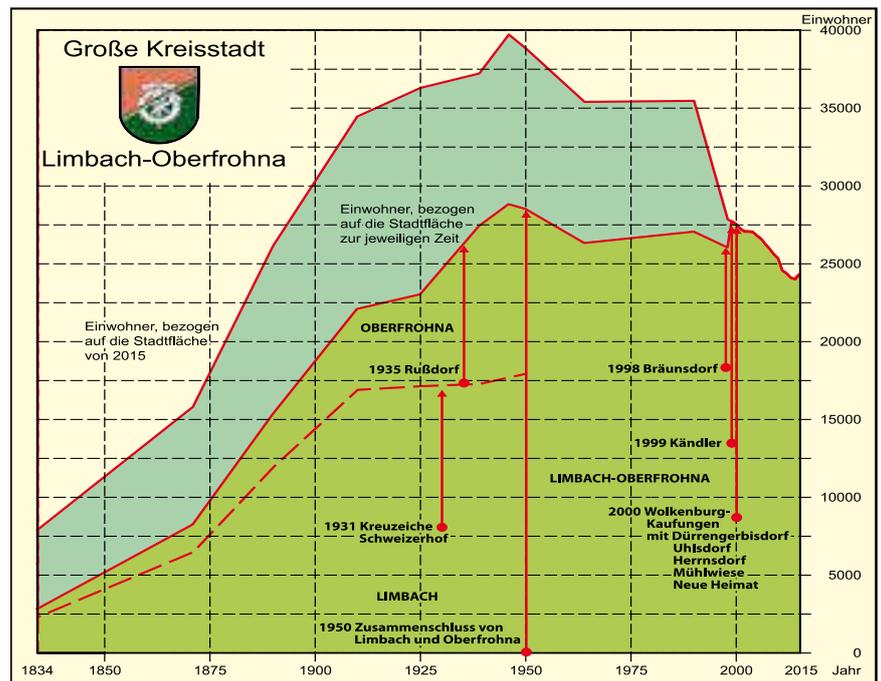
Als erste neuzeitliche Bevölkerungserfassung weist das Historische Ortsverzeichnis die Zählung von 1834 aus. Auf Grund der Industrialisierung der Bauerndörfer ist ein deutlicher Zuwachs bis 1871 sowie ein stärkerer Zuwachs bis zum Ersten Weltkrieg festzustellen.

„Mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges gingen die Hauptabsatzmärkte USA und England verloren.“²⁵ Bis 1928 konnten wieder 80 Prozent des Vorkriegsumsatzes erreicht werden. Damit stagnierte auch der Zuwachs an Fabrikarbeitern. Der Zweite Weltkrieg bewirkte einen totalen Umbruch in der Weltwirtschaft. Limbach-Ober-

1548/1552	besessene Mann	Inwohner	geschätzte Einwohnerzahl
Limbach	16	44	300
Oberfrohna	22	33	275
Rußdorf	23		115
Bräunsdorf	28	63	455
Kändler	18	14	160
Pleißä	36	85	605
Wolkenburg	14	13	135
Dürrengerbisdorf	19	7	130
Uhlsdorf	19	28	235
Herrnsdorf	5	12	85

Die Bevölkerungsentwicklung der Großen Kreisstadt Limbach-Oberfrohna mit den eingemeindeten Ortsteilen seit 1834

frohna verlor viele Fachleute, Firmen und Standortvorteile. Allein in der Stadt Limbach wurden circa 1.200 Gefallene gezählt. Durch die 2.900 Flüchtlinge war in Limbach, wie auch in der Region, 1946 trotzdem ein Bevölkerungszuwachs vorhanden. Bis 1964 nahm die Einwohnerzahl in der Region stark ab (-4.332), um dann bis in die 1990er Jahre zu stagnieren. Nach dem Anschluss an die Bundesrepublik Deutschland gingen der Region Limbach-Oberfrohna 7.957 Einwohner verloren, bis 2015 weitere 3.247. Da diese Verluste hauptsächlich Menschen im reproduktionfähigen Alter betrafen, spürt auch die Stadt Limbach-Oberfrohna die Folgen des demografischen Wandels.

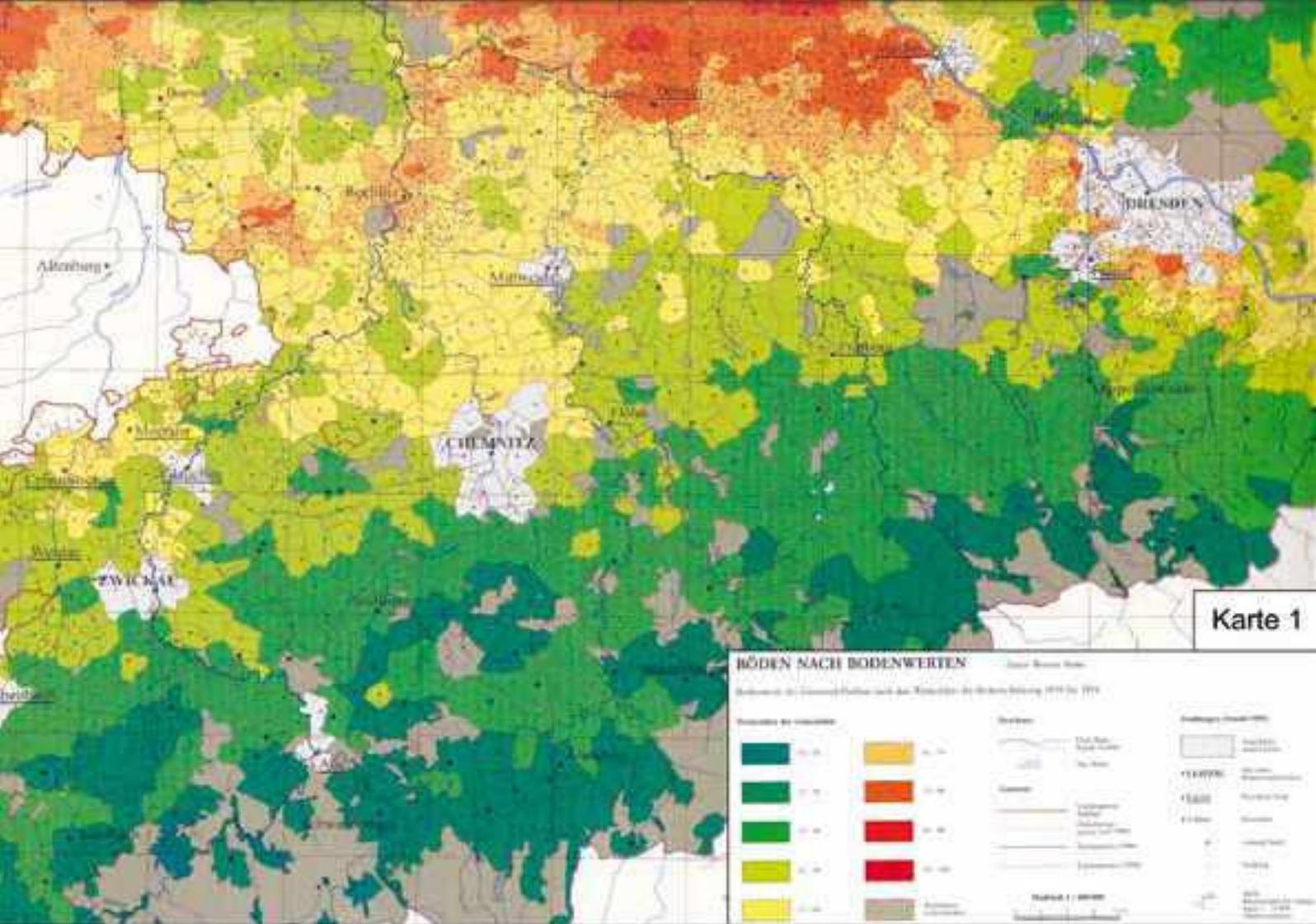


- <https://www.statistik.sachsen.de/regioren/RGSe/vlet?function=Lesen&id=718&type=G¶m=>
- https://de.wikipedia.org/wiki/Amtshauptmannschaft_Chemnitz
- <https://de.wikipedia.org/wiki/Amtshauptmannschaft>
- https://de.wikipedia.org/wiki/Landkreis_Chemnitz
- https://de.wikipedia.org/wiki/Landkreis_Chemnitzer_Land
- https://de.wikipedia.org/wiki/Landkreis_Zwickau
- Bastian, Olaf/Ralf-Uwe Syrbe: Naturräume in Sachsen – eine Übersicht. In: Landesverein sächsischer Heimatschutz e.V. (Hrsg.): Landschaftsgliederung in Sachsen. Dresden (o. J.), S. 19-20.
- Wenzel, Walter: Slawische Namen im Erzgebirge mit besonderer Berücksichtigung des Raumes um Limbach-Oberfrohna. In: SHB 3/2016, S. 214.
- <http://www.limbach-oberfrohna.de/limbach/content/37/09122005151636.asp#vier>
- Stand 1890.
- Polster, Daniel: Industriearchitektur im Limbacher Land. In: SHB 3/2016, S. 269 ff.
- Schlesinger, Walter (Hrsg.): Sachsen. Handbuch der historischen Stätten Deutschland, Bd. 8. Stuttgart 1990, S. 204.
- Barth, Peter: Rußdorf, ehemals eine Exklave Sachsen-Altenburgs. In: SHB 3/2016, S. 296 ff.
- Stadtverwaltung Limbach-Oberfrohna (Hrsg.): 125 Jahre Stadtrecht Limbach. Limbach-Oberfrohna 2008, S. 39ff.

- Westsächsische Gesellschaft für Stadterneuerung mbH Chemnitz: InSEK GROSSE KREISSTADT LIMBACH – OBERFROHNA. Chemnitz 2008.
- Reinsberg, Hartmut: Bräunsdorf. In: SHB 3/2016, S. 293 ff.
- <http://www.limbach-oberfrohna.de/limbach/content/37/09122005151636.asp#vier>
- Kirchner, Rolf: Die Entwicklung der Textilindustrie in Wolkenburg. In: SHB 3/2016, S. 266 ff.
- Vogel, Gerd-Helge: Schloss und Park Wolkenburg in der deutschen Kultur- und Kunstgeschichte. In: SHB 3/2016, S. 282 ff.
- <http://www.wolkenburg-sachsen.de/bauernmuseum/>
- <http://www.wolkenburger-bergbaurevier.de/>
- Schwabenicky, Wolfgang: Die wüste mittelalterliche Bergstadt auf dem Ullersberg bei Wolkenburg. In: SHB 3/2016, S. 218 ff.
- <http://www.uhlsdorfer-marmelaedchen.de/>
- http://daten2.verwaltungsportal.de/dateien/seitengenerator/geschichte_limbach.pdf
- Lohr, Jürgen: Welthauptstadt des Handschuhs. In: SHB 3/2016, S. 265.

Autor

Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke
Hochschule für Technik und
Wirtschaft Dresden
Fakultät Geoinformation
Friedrich-List-Platz 1
01069 Dresden



Karte 1

BÖDEN NACH BODENWERTEN

Legende des Bodentypen und der Bodenwertklassen (1998) (1:100 000)

Prozentile des Bodenwertes	Bodenwert	Bodenwertklasse
100	10	100
90	9	90
80	8	80
70	7	70
60	6	60
50	5	50
40	4	40
30	3	30
20	2	20
10	1	10
0	0	0

Maßstab 1:100 000

Dem Andenken an
† Prof. Hans Walther gewidmet

Slawische Namen im Erzgebirge mit besonderer Berücksichtigung des Raumes um Limbach-Oberfrohna

Walter Wenzel

Böden nach Bodenwerten
© Andreas Häffner unter Benutzung der Karten aus dem Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen, Genehmigung erteilt vom Staatsbetrieb Geobasisinformatiken und Vermessung Sachsen mit Schreiben vom 30. April 2016

1 Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen, Beiheft zur Karte F IV 1, Böden nach Bodenwerten, von Werner Stams, Leipzig/Dresden 1998, S. 11.

Das Vorkommen slawischer Ortsnamen auf einem bestimmten Territorium, im gegebenen Falle in den Grenzen des späteren Freistaates Sachsen und hier konkret im Raum um Limbach-Oberfrohna, hängt in entscheidendem Maße von den geographischen und naturräumlichen Gegebenheiten ab, also von der Höhenlage über N. N., der Jahresniederschlagsmenge, der Jahresdurchschnittstemperatur und nicht zuletzt von den Bodenarten sowie der Bodenqualität. Hinzu kommt das Vorhandensein oder Fehlen fließender sowie stehender Gewässer. Diese für die Existenz einer spätgentil-frühfeudalen Agrargesellschaft relevanten Parameter

waren für das oben abgesteckte Gebiet, aus dem nur ein kleiner Ausschnitt hier genauer zu untersuchen ist, recht unterschiedlich. Sie betragen für Dresden 112 Meter, 661 Millimeter, 9,3 °C; für Leipzig 130 Meter, 545 Millimeter, 9,2 °C; für Bautzen 205 Meter, 659 Millimeter, 8,4 °C; für Annaberg im Erzgebirge 621 Meter, 982 Millimeter, 6,2 °C; für Oberwiesenthal 922 Meter, 1.073 Millimeter, 4,7 °C.¹

Die die Besiedlungsabläufe im frühen Mittelalter steuernden geographischen Faktoren lassen sich, grob verallgemeinert, durch zwei Zahlen bestimmen: 300 und 50. Die Slawen siedelten in der Regel nicht in Höhenlagen über 300 Meter

und nicht auf Böden mit einem Wert unter 50 Punkten. Das bewiesen zuletzt ein weiteres Mal zwei mehrfarbige Karten mit eingezeichneten Höhenschichten, die die slawische Besiedlung des Elbtales um Dresden, den Gau Nisane, darstellten. Von den nach Typen geordneten slawischen Ortsnamen konzentrierten sich die älteren in einer Höhenlage zwischen 100 und 200 Meter, einige wenige überschritten die 200-Meter-Grenze, die jüngeren Typen traten verstärkt zwischen 200 und 300 Meter auf, nur ganz vereinzelt lag eines dieser Dörfer höher. Die Bodenwerte im Tal erzielten durchschnittlich 60 Punkte und fielen mit zunehmender Höhenlage gegen die Ränder hin bis auf 31 Punkte ab (Karte 1).² Aus diesen und weiteren Beobachtungen bei ähnlichen Untersuchungen sächsischer Namenslandschaften unter siedlungsgeschichtlichem Aspekt geht hervor, dass in den unteren und mittleren Lagen des Erzgebirges, von den oberen Lagen und dem Kamm des Gebirges ganz zu schweigen, nicht mit slawischer Besiedlung zu rechnen ist. Das ändert sich nach Norden hin im vorerzgebirgischen Becken um Zwickau und Chemnitz, darunter in unserem Untersuchungsgebiet, wobei sich die Siedlungsbedingungen im Muldelößhügelland an der unteren Zwickauer und Freiburger Mulde mit abnehmender Höhenlage und zunehmender Jahresdurchschnittstemperatur weiter verbessern.³ Die Bodenwerte fallen in manchen Regionen des Erzgebirges bis auf 10 Punkte ab und erreichen großflächig nur einen Durchschnittswert von ca. 30 Punkten. Hinzu kommen im Süden weite, noch heute mit Wald bedeckte Gebiete. Gegen Norden hin steigen die Bodenwerte merklich an und bringen es in einer Übergangszone in den Gegenden um Zwickau, Chemnitz, Flöha und Freiberg sowie nördlich von Dippoldiswalde auf 41 bis 50 Punkte, um dann im Rochlitzer Land stellenweise bis zu 70 Punkten zu erzielen. Im Nordosten, um Döbeln, also im dicht besiedelten Slawengau Daleminze, wurden in manchen Landstrichen bis zu 90 Punkte ermittelt.

Nach dieser kurzen Darstellung der für die Besiedlung relevanten geographischen und naturräumlichen Gegebenheiten sollen nun die im Erzgebirge und seinem nördlichen Vorland historisch bezeugten slawischen Namen näher betrachtet werden, wobei wir uns entsprechend dem vorgesehenen Thema auf den Raum um Limbach-Oberfrohna beschränken. Das mit einem Dreieck vergleichbare Areal begrenzen im Osten die Flußläufe der Chemnitz und Zwönitz, im Westen die Zwickauer Mulde. Die Südgrenze bildet eine gedachte Linie zwischen den Orten Zwönitz und Lößnitz, also weitgehend der Lößnitzbach.

Als Grundlage für unsere Untersuchung dient vor allem die Abhandlung von Hans Walther über slawische Namen im Erzgebirge in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte.⁴ Seinem

Gang der Darstellung folgend seien zuerst die Gewässernamen genannt, wobei auch die zeitlich den slawischen vorangehenden alteuropäischen und germanischen Namen kurz zu erwähnen sind, entspringen doch fast alle diese Flüsse im Erzgebirge. Auf die meist schon sehr früh einsetzende Überlieferung sowie die Etymologie der ältesten Namensschicht kann hier nicht eingegangen werden, es genüge ein Hinweis auf die wichtigste Literatur.⁵ Auf dem Ausschnitt aus der Gewässernamenkarte von Hans Walther, wiedergegeben hier als Karte 2, sind die alteuropäischen Namen braun, die germanischen blau gekennzeichnet. Ganz im Nordosten ist ein kurzer Abschnitt der Elbe zu erkennen, nach Westen hin folgen die Freiburger Mulde, die Zschopau mit der ihr zuströmenden Flöha, die Zwickauer Mulde, die Pleiße, und ganz am Rande wird ein Stück der Weißen Elster sichtbar. Alle diese Namen zeugen davon, dass vor der Ankunft der Slawen in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts zwischen Elbe und Saale noch Gruppen von Germanen saßen. Die Einwanderer ließen sich nicht nur an den großen Flüssen nieder, sondern vor allem auch an kleineren fließenden oder stehenden Gewässern, die man sogleich nach den aus der alten Heimat in Böhmen und Mähren bekannten Namenmustern benannte. Zur Verwendung kamen dabei meist die urslawischen Suffixe *-ica und *-ьnica. Oft diente der Name des Baches zur Kennzeichnung der an ihm angelegten Siedlung.

Aus dem Umkreis von Limbach-Oberfrohna sind es folgende slawische Gewässernamen und davon abgeleitete Ortsnamen, die hier, alphabetisch geordnet, nach Anführen der frühesten Belege kurz erklärt werden. Die historische Dokumentation und die Deutungen entstammen dem „Historischen Ortsnamenbuch von Sachsen“, dem Compendium von Ernst Eichler „Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße“ sowie der Monographie von Karlheinz Hengst „Ortsnamen Westsachsens“.⁶ Aus Platzgründen unterbleiben diesbezügliche Quellen- und Literaturangaben in den einzelnen Namenartikeln. Abweichende Erklärungen werden entsprechend vermerkt.

Chemnitz, n. und s. der gleichnamigen Stadt, r. zur Zwickauer Mulde, als GewN 1012/18 *usque in Caminizi fluvium*, 1174 *usque in Kamenizam fluvium*, als OrtsN 1143 *locus Kameniz*, 1218 *Conventui Camnizensi*, 1254 *in Kemeniz*, 1264 *in civitate Kemniz*, altsorb. **Kamenica* ‘Steinbach’, aus urslaw. **kamy*, Gen. **kamene* ‘Stein’.

Claußnitz, r. zur Chemnitz, am gleichlautenden Ort vorbeifließend, als GewN 1174 *Cluseniz (rivulus)*, als OrtsN 1277 *Klusnicz*, altsorb. **Klůsnica* ‘plätschernder Bach’. Das zu Grunde liegende **klus* ist u. a. in ober-sorb. *kluskotač* ‘plätschern’ enthalten.

Gablenz, r. zur Chemnitz, mündet bei der Stadt, als OrtsN um 1200 *Gabilencia*, 1402 *czu der Gabelencez*, altsorb. **Jablonica* ‘an Apfelbäumen vorbeifließender Bach’, aus urslaw. *(j)*ablony* ‘Apfelbaum’.

2 Walter Wenzel, Slawen in Deutschland, Ihre Namen als Zeugen der Geschichte, hrsg. von Andrea Brendler und Silvio Brendler, Hamburg 2015, S. 242-248.

3 Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen, Beiheft zur Karte A 4, Die Böden im Freistaat Sachsen, von Walter Hunger, Andreas Weise und Manfred Wünsche, Leipzig/Dresden 2000, S. 42, Abb. 6.

4 Hans Walther, Zur Namenskunde und Siedlungsgeschichte Sachsens und Thüringens, Ausgewählte Beiträge 1953-1991, Leipzig 1993, S. 243-291.

- 5 Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen, Beiheft zur Karte G II 4, Historische Gewässernamenschichten, von Hans Walther, Leipzig/Dresden 2004; Albrecht Greule, Deutsches Gewässernamenbuch, Etymologie der Gewässernamen und der dazugehörigen Gebiets-, Siedlungs- und Flurnamen, Unter Mitarbeit von Sabine Hackl-Rößler, Berlin/Boston 2014.
- 6 Historisches Ortsnamenbuch von Sachsen, hrsg. v. Ernst Eichler und Hans Walther, bearb. v. Ernst Eichler, Volkmar Hellfritsch, Hans Walther und Erika Weber, Bde. I-III, Berlin 2001; Ernst Eichler, Slawische Ortsnamen zwischen Saale und Neiße, Ein Kompendium, Bde. I-IV, Bautzen 1985-2009; Karlheinz Hengst, Ortsnamen Westsachsens, Die Ortsnamen der Kreise Chemnitzer Land und Stollberg, Berlin 2003.

Gablenz, r. zur Würschnitz, als Siedlung s. Stollberg, um 1460 *Gabelencz*, *Gablencz*, 1481 *von der Gabalencz*, altsorb. **Jablonica*, siehe oben *Gablenz*.

Lößnitzbach, r. zur Zwickauer Mulde, nö. Aue, als OrtsN 1284 *Lesniz*, 1312 *Leznicz*, altsorb. **Lěšnica* 'Waldbach' bzw. 'Siedlung am Waldbach', aus urslaw. **lěsь* 'Wald', Adjektiv **lěsьnъ* 'Wald-, mit Wald bestanden'.

Lungwitzbach, r. zur Zwickauer Mulde, vertreten in 4 durch deutsche Bestimmungswörter differenzierten OrtsN, am frühesten erwähnt durch *Oberlungwitz*, 1362 *de Lunkewitz*, altsorb. **Łokawica* 'Wiesenbach', aus urslaw. **lōka* 'Wiese'. Die Überlieferung bewahrt noch den urslaw. Nasalvokal -ǫ-, der sich im Altsorb., Niedersorb. und Obersorb. zu -u- wandelte, was in diesen Sprachen *luka* 'Wiese' ergab. Der Name wurde von Siedlern vergeben, die einen spätslaw. Dialekt sprachen, also noch vor der Jahrtausendwende, da im 10. Jh. das Urslaw. in das Altsorb. übergang.

Mülsenbach, r. zur Zwickauer Mulde, nö. Zwickau, 1118 *rivulus Milsena*, danach nur in OrtsN überliefert, so in *Mülsen St. Jacob*, 1316 *zu Mulsin*, 1328 (Abschr. 14. Jh.) *de Milsin*, in *Mülsen St. Niclas*, 1471/79 *in der Mulsen*. Man erwog aso. **Miliš-na* 'Bach eines Miliš'. Dieser slaw. PersN ist zwar sicher belegt, seine Verwendung bei der Bildung eines GewN jedoch sehr fraglich. Nach Prüfung weiterer slaw. Deutungen blieb alteurop. Herkunft am wahrscheinlichsten: Zu Grunde läge dann die alteurop. Wurzel **mil-*, versehen mit dem Flußnamensuffix *-isa*, an das ein slaw. *-n*-Suffix trat. Dazu gibt es als VergleichsN die *Milz*, rechter Zufluß zur Fränk. Saale, 800 *Miliza*, ferner *Milzau*, w. Merseburg, 9. Jh. *Milisa*, und weitere. Letztendlich ist wohl von der indogerm. Wurzel **mel-* 'zermalmen, schlagen, reiben' auszugehen. Hans Walther setzt altsorb. **Milišna* an und kennzeichnet den Namen entsprechend auf seiner Karte.

Murschnitz, l. zur Chemnitz, n. der Stadt Chemnitz, 1436 *dy bach dy Morsnitz*, als OrtsN 1547 *Merschnitz*, 1551 *Murßnitz*, 1598 *Murschnitz*, altsorb. **Moršnica*, älter **Mъršьnica* aus **Mъrčьnica* 'faulig, nach Verwesung riechender Bach', mit der altsorb. Wurzel **morch-* entsprechend zu altschech. *mrcha* 'toter Körper, Aas'.

Planitz, Nieder-, Ober-, heute zu Zwickau, als OrtsN 1192 (Kop. 14. Jh.) *de Plaunizc*, 1243 *de Plawnicz*, 1530 *Nider Plaunitz*, 1551 *Ober Plaunitz*, altsorb. **Plāvnicā* aus urslaw. **plaviti* 'bewirken, dass etwas schwimmt, fließt; schwimmen lassen', obersorb. *plawić* 'flößen, schwimmen'. Als Bedeutung wird gewöhnlich 'Siedlung, wo geschwemmt, geflößt wird' angegeben, was in früher Zeit wohl nicht üblich war. Eher anzunehmen ist auf Grund von poln. *plawnia* und ukr. *plavnja* 'überschwemmte Wiese', ursprünglich in unserem Fall 'Siedlung an einem Flußlauf, der (das Gelände) oft überschwemmt'.

Pleißa, l. zur Chemnitz, s. Limbach-Oberfrohna, 1402 *daz wasser dy Plyßen*, als OrtsN 1375 (Abschr. 16. Jh.) *villa Steinplißen*, 1493 *bey der Bleysenn*, 1501 *zwr Pleyß*. Man geht von alteurop. **Pilisa* aus, das sich in german. Zeit zu **Filisa*, im Slaw. dann zu **Pylisa* entwickelte, nach Ausfall des reduzierten Vokals -ь- im 10. Jh. zu **Pli-sa*. Zu Grunde liegt die indogerm. Wurzel **plei-* 'fließen, rinnen'. Hans Walther rekonstruiert aso. **Plis(i)na* und kennzeichnet den Namen auf der Karte rot.

Pöhlau, r. zur Zwickauer Mulde, ö. Zwickau, als OrtsN 1358 *von der Bele*, 1406 *die Behl*, 1590 *Pohlau*, altsorb. **Běla (voda)* 'Weißwasser', aus urslaw. **bělъ* 'weiß'.

Wiederau, r. zur Chemnitz, w. Mittweida, 1174 *Widera*

a suo fonte, als OrtsN 1303 *de Widera*, 1316 *de Widra*, altsorb. **Vydrava* 'Fischotterbach' bzw. 'Siedlung am Fischotterbach', aus urslaw. **vydra* 'Fischotter'.

Würschnitz, vereinigt sich s. Chemnitz mit der Zwönitz, 1226 (Fälschung 14. Jh.) *Wirsniz*, als OrtsN 1447 *Nyderwirschnitz*, 1447 *Obirnwirschnicz*, altsorb. **Viršnica*, älter **Vъršьnica* aus **Vъrčьnica* 'oben, in hügeligem Gelände entspringender Bach', aus urslaw. **vъrčь* 'Gipfel, Spitze, Scheitel, oberer Teil einer Sache'.

Zschornitz, bei Aue, r. zur Zwickauer Mulde, 1118 *Scurnica*, altsorb. **Čornica* 'Schwarzbach', aus urslaw. **čьrnъ* 'schwarz'. Der Oberlauf des Baches trägt den Namen Schwarzwasser.

Zwönitz, s. Chemnitz, vereinigt sich mit der Würschnitz und fließt weiter als *Chemnitz(bach)*, überliefert durch den OrtsN *Zwönitz*, 1286 (Abschr. 1471/79) *Zwenicz*, 1389 *Zcwenicz*, altsorb. **Zvenica* 'rauschender, klingender Bach', aus urslaw. **zvenь*, dazu ablautend **zvopъ* 'Klang, Schall', **zvьněti* 'klingen'.

Nach den hier kurz besprochenen Gewässernamen, die oft zur Benennung der an ihnen angelegten Siedlungen dienten, folgen nun diejenigen Ortsnamen, die nicht auf Gewässernamen beruhen. Die sehr seltenen slawischen Flurnamen, einige genannt bei Karlheinz Hengst, kann man weglassen. Slawische Personennamen fanden sich nur ganz vereinzelt in Zwickauer und Chemnitzer Quellen des 15. Jahrhunderts.⁷

Crossen, n. Zwickau, 1219 *Crozne*, 1254 (Kop. 15./16. Jh.) *Crossen*, 1330 *Crozzene*, 1421 *Krossen*, altsorb. **Krosno*, aus **krosno* 'Flechtwerk', eine genauere Bedeutung des OrtsN ließ sich nicht erschließen.

Grabau, wüst gewordene Siedlung b. Jerisau, am linken Muldenufer, sw. Waldenburg, 1219 *Grabowe*, [1248] *de Graben*, 1517 *zcu Grabe*, 1539 *ein garthen zu Grabe gensit der wasserprucke*, altsorb. **Grabov* 'Siedlung bei den Buchen', aus urslaw. **grabъ* 'Weißbuche'.

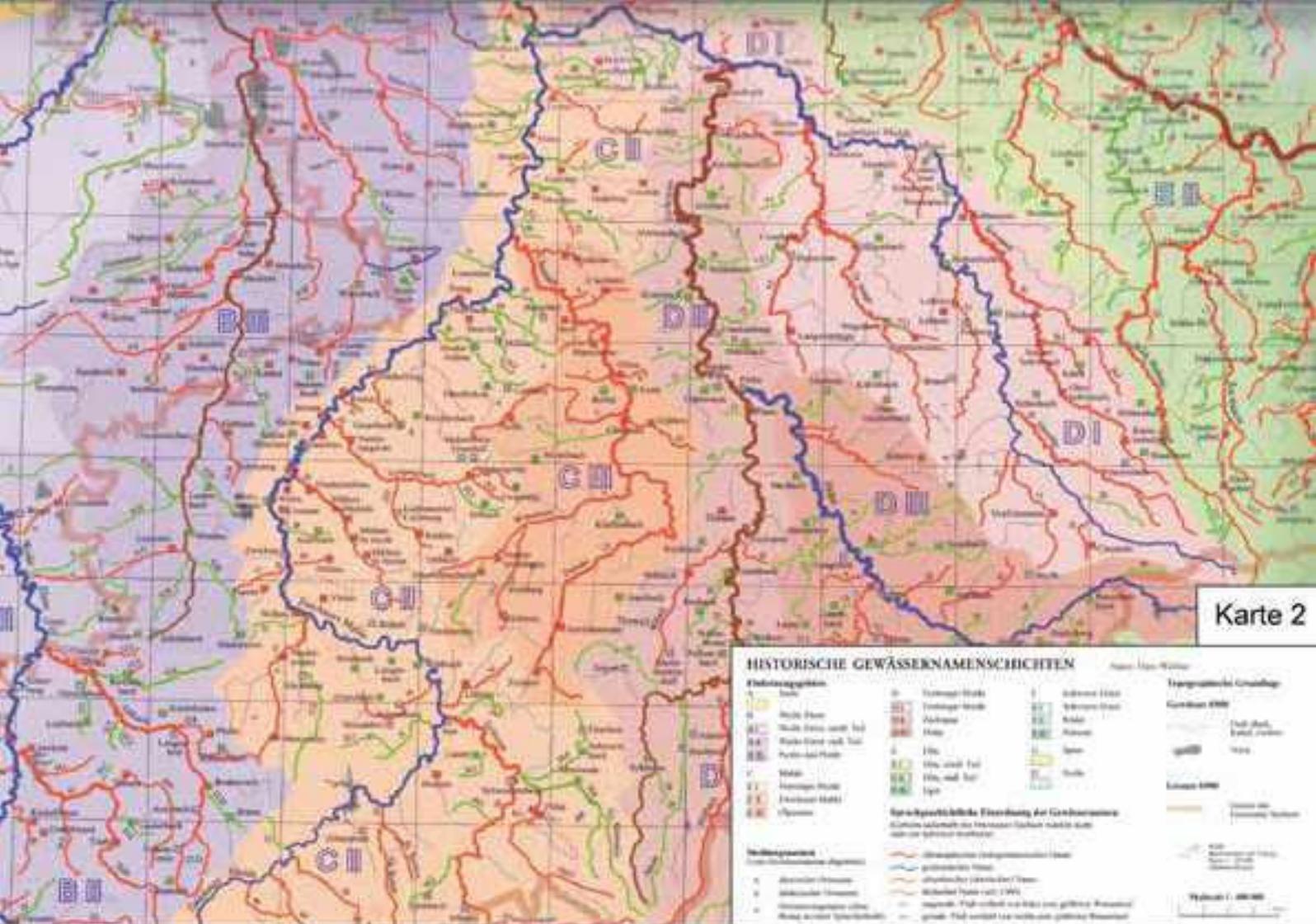
Jerisau, sw. Waldenburg, 1170/1175 (Abschr. 16. Jh.) *de Gerese*, 1270 *in Geres*, 1363 *Jeris*, 1460 *Jaryß*, *Jeriß*, 1494 *Gerissau*, altsorb. **Jerež* aus **Jarež* 'Siedlung in der Niederung', aus urslaw. **jarъ* 'scharf eingeschnittener, stark abfallender Geländeteil', dazu poln. *jar* 'Schlucht, Hohlweg', russ. *jar* 'steiles, abschüssiges Ufer, zerklüftetes Ufer, steile Bergwand'.

Kertzsch, sw. Waldenburg, 1143 (Abschr. 15. Jh.) *Kirtzs*, 1390 (Abschr. 15. Jh.) *Kertzsch*, 1482 *Kertz*, 1488 *Kertzsch*, altsorb. **Kerč* 'Rodungssiedlung', zu Grunde liegt urslaw. **kъrčь* aus **kъrkъjъ* 'gerodete Stubben, Baumstümpfe', davon poln. *karcz* und tschech. *krč* 'Gereut'.

Penig, nw. Chemnitz, an der Zwickauer Mulde, 1264 *de Penic*, 1313 *Penig*, *Penick*, *Penik*, altsorb. **Pěnik* 'Siedlung am schäumenden Wasser', aus urslaw. **pěna* 'Schaum, Gischt'.

Pölbitz, n. Zwickau, 1219 *Belwiz*, 1258 *Bellwiz*, 1378 *Belewicz*, altsorb. **Bělovici* 'Leute des Běl' mit dem PersN aus urslaw. **bělъ* 'weiß'. Man erwog auch **Bělov-c-* 'Siedlung bei einer feuchten Wiese', aus **běl* 'feuchte Wiese', was aber wegen der drei poln. VergleichsN *Bielowice* unwahrscheinlich ist.⁸

Schedewitz, s. Zwickau, 1219 *Schetwiz*, 1322 *Czethewitz*, 1342 *Schetwitz*, 1413 *Czedewitz*, altsorb. **Četovici* 'Leute des Čet' mit dem PersN wahrscheinlich aus ur-



slaw. *čьtь 'Anzahl, Zählen', auch *Čatovici 'Leute des Čat' wurde angenommen, mit unklarer Herkunft von Čat.

Schlagwitz, nö. Waldenburg, 1498 *Schlaguwicz*, 1539/40 *Schlagewitz*, altsorb. *Slavkovi 'Leute des Slavk', mit Bezug auf die Siedlung dann altsorb. *Slavkovicě 'Siedlung der Leute des Slavk', mit dem PersN Slavk als einer Kurzform solcher Vollnamen wie *Slavobor*, *Slavomir* oder ähnlichen, aus urslaw. *slava 'Ruhm'.

Schlunzig, n. Zwickau, in der Muldenaue, 1219 *Slunz*, 1378 *czu dem Sluncz*, 1413 *Slunczke*, 1418 *Sluntzk*, 1448 *Slunzicg*, späterslaw. *Slučsk aus urslaw. *Sьлчѣскѣ 'Siedlung an der Flusskrümmung'. Zu Grunde liegt urslaw. *sьлчѣ 'krumm', russ. *slukij* 'bucklig, krumm'.

Taura, nnw. Chemnitz, 1378 *Thurowe*, 1436 *Turaw*, altsorb. *Turov 'Siedlung des Tur' mit dem PersN aus urslaw. *turь 'Auerochse', kaum 'Siedlung, bei der sich Auerochsen aufhalten'.

Tauscha, nw. Chemnitz, 1357 *Tuschin*, 1366 *Tusche*, 1436 *Tusche*, 1485 *zur Tausche*, wahrscheinlich altsorb. *Tuš'e aus *Tuchъje 'Siedlung in morastigem, faulig riechendem Gelände', aus urslaw. *(s)toch(l) 'dumpfig, muffig, modrig', dazu obersorb. *tuchi* 'dumpfig, faul', *tuch* 'fauliger Gestank'.

Wilkau, s. Zwickau, 1432 *Wilkaw*, um 1460 *Willickaw*, *Wilckaw*, 1551 *Wilkaw*, altsorb. *Vilkov 'Siedlung des Vilk' mit dem PersN aus urslaw. *vьlkь 'Wolf', 'Siedlung, wo es Wölfe gibt' kommt wegen des häufigen Vorkommens des PersNs weniger in Frage.

Zwickau, sw. Chemnitz, als LandschaftsN 1118 (Kop.1598) in *territorio Zwiczkaw*, 1171 in *pago Zwicowe*, als OrtsN 1112 (Kop. 14. Jh.) in *Zwicowe*, 1206 *Zwivkovve*, 1350 *Zwivkow*, altsorb. wahrscheinlich

*Cvikova oder *Cvikava, vielleicht aus slaw. *cvik wie in slowen. *cvikati* 'pfeifen, kreischen, winseln', serb.-kroat. *cvika* 'Schrei', slowak. *cvikat* 'zwitchern', aus einer lautnachahmenden Wurzel. Das Motiv der Namengebung ist unklar.

Nicht eingegangen wird auf die Ortsnamen Glösa, Remse sowie Wulm, deren slawische Deutungen unsicher bleiben. Möglicherweise handelt es sich um vor-slawische Namen. Das Untersuchungsgebiet war auf Grund seiner geographischen Gegebenheiten im Vergleich zu den Altsiedellandschaften von den Slawen nur dünn besiedelt. Sie ließen sich zuerst im Tal der Zwickauer Mulde nieder, wo als ältere Namentypen die patronymischen Ortsnamen Schlagwitz, Pölbitz und Schedewitz vorkommen. Sie könnten darauf hinweisen, dass sich um Zwickau schon früh ein slawischer Kleingau herausgebildet hatte, wofür auch der 1171 bezeugte Gebietsname „in pago Zwicowe“ spricht. Die meisten Ortsnamen beruhen auf Appellativen und sind jüngeren Schichten zuzuordnen, was nicht bedeutet, dass sie erst nach der deutschen Eroberung aufkamen, denn einige von ihnen tragen ausgesprochen späterslaw. Charakter, so wegen der erhaltenen Nasalvokale Schlunzig und Lungwitz. Viele Ortsnamen gingen aus Gewässerbezeichnungen hervor, die schon vor der Anlage der betreffenden Siedlungen von den das Land durchstreifenden Jägern, Sammlern und Fischern vergeben worden sein können.

Historische Gewässernamenschichten

© Andreas Häffner unter Benutzung der Karten aus dem Atlas zur Geschichte und Landeskunde von Sachsen, Genehmigung erteilt vom Staatsbetrieb Geobasisinformationen und Vermessung Sachsen mit Schreiben vom 30. April 2016

- 7 Volkmar Hellfritsch, Personennamen Südwestsachsens, Die Personennamen der Städte Zwickau und Chemnitz bis zum Jahre 1500 und ihre sprachgeschichtliche Bedeutung, Leipzig 2007, S. 582-585.
- 8 Kazimierz Rymut, Słowotwórstwo polskich patronimicznych nazw miejscowych z przyrostkiem *(-ov)itjo- na tle zachodniosłowiańskim, Wrocław/Warszawa/Kraków/Gdańsk 1973, S. 52.

Autor
Prof. Dr. Walter Wenzel
Leipzig



Die wüste mittelalterliche Bergstadt auf dem Ullersberg bei Wolkenburg

Wolfgang Schwabenicky

Herrnsdorf/Uhlsdorf, Stadt
Limbach-Oberfrohna,
Ullersberg von Südwesten

Das sächsisch-böhmische Erzgebirge und sein Vorland gehören seit dem Mittelalter zu den klassischen Bergbauregionen Europas. Seit der Entdeckung der Erze um 1168/70 beim späteren Freiberg entwickelte sich im ganzen Gebiet ein reger Bergbau auf silberhaltige Blei- und Kupfererze, daneben auch auf Eisen und Zinn, aus dem der böhmische König, vor allem aber die Markgrafen von Meißen und neben ihnen kleinere Herrschaftsträger ihre wirtschaftliche Kraft gewannen. Petrus Albinus rühmt in seiner „Meißnischen Bergchronik“: „Es ist offenbar / das der gnedige Gott das Landt zu Meyssen vnter andern gaben vnd herrlichkeiten / Auch mit vielen vnd mancherley Metallischen Arten und Erzten / Ja mit einem sehr reichen vnd fruchtbaren Bergwerck / Insonderheit aber vnd für-

trefflicher weis / mit Silber Ertz [...] für allen andern des Deudschen Landes örtern gezieret vnd begnadet.“¹

Das Erzgebirge und sein Vorland waren bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts im Wesentlichen unbesiedelt. Nur einige Wege, die in Urkunden als „böhmische Steige“ bezeichnet werden, führten von Nordwesten nach Südosten über das Gebirge. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts begann man das Gebiet im Zuge der bäuerlichen Kolonisation zu besiedeln. Die Erschließung nördlich des Erzgebirgskammes erfolgte vor allem durch die Wettiner (als Inhaber der Markgrafschaft Meißen und der Grafschaft Rochlitz) und durch Reichsministerialen, die im vom König Friedrich Barbarossa gegründeten Reichsland Pleißen, zu dem auch das Gebiet von Limbach-

1 Albinus, Petrus: Meißnische Bergk Chronica: Darinnen von den Bergwercken des Landes Meissen gehandelt wirdt... Dresden 1590 (Reprint Stuttgart 1997), S. 1.

Oberfrohna gehörte, saßen. In der Folgezeit erlangten die Wettiner als auch der pleißenländische Reichsadel in ihren Territorien die Landesherrschaft, die de facto das Bergregal einschloss, ohne dass dieses extra vom König verliehen werden musste. Der Edelmetallbergbau fand im Erzgebirge im Wesentlichen in drei Hauptperioden statt: Erste Hauptperiode vom 12. bis 14. Jahrhundert, zweite Hauptperiode 15./16. Jahrhundert und dritte Hauptperiode 18./19. Jahrhundert.² Dazwischen lagen Zeiten mit relativer Stagnation des Bergbaus.

Während bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein die erste Periode des sächsischen Bergbaus vor allem aufgrund der schriftlichen Überlieferung erforscht wurde, begann mit den Grabungen auf dem Treppenhauer bei Sachsenburg (Stadt Frankenberg) die Untersuchung der mittelalterlichen Montanobjekte mittels archäologischer Methoden. Die Grabungsergebnisse in der mittelalterlichen Bergstadt Bleiberg auf dem Treppenhauer³ ermutigten, die Erforschung des hochmittelalterlichen Bergbaus auch auf andere Objekte im Erzgebirge und dessen Vorland auszudehnen. Es entwickelte sich schließlich in Sachsen eine systematische Montanarchäologie, die in den letzten Jahren durch großzügige Projekte fortgesetzt wurde.⁴ Durch die montanarchäologischen Forschungen und damit verbundener Betrachtung der einschlägigen Urkunden wurden aus siedlungskundlicher Sicht drei wesentliche Ergebnisse⁵ gewonnen:

1. Mit dem Bergbau entstanden bei den Produktionszentren Bergstädte als Zentralorte für die umliegenden Bergwerke und Hütten. Diese entwickelten sich parallel und unabhängig von Marktorten für die ländliche Umgebung. Die Ausnahmen sind Freiberg⁶ und Dippoldiswalde.⁷ Hier vereinigte sich Bergstadt und Nahmarktort für die ländliche Umgebung.

2. Die Wohnstätten in den Bergbausiedlungen waren zunächst Grubenhäuser, die von ebenerdigen Häusern abgelöst wurden.

3. Mit dem Niedergang des Bergbaus in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde der größte Teil der Bergstädte und kleineren Bergbausiedlungen wüst. Wüstgefallene Bergstädte sind der Bleiberg auf dem Treppenhauer bei Sachsenburg (Stadt Frankenberg), Gerschberg im Wald bei Gersdorf (Gemeinde Striegistal), Fürstenberg (Hohenforst) bei Kirchberg und eben auch Ulrichsberg (Ullersberg) bei Wolkenburg (Stadt Limbach-Oberfrohna).

Die Bergstädte waren mit den umliegenden Bergwerken und Hütten selbständige rechtliche Gebilde, die dem Regalherrn unterstanden. Hier galt ein besonderes Recht, das Bergrecht, wobei jeder Bergbezirk sein eigenes Bergrecht hatte. In Sachsen ist nur das Freiburger Bergrecht erhalten, das nur im Bergbaubezirk um

Freiberg, nicht aber im ganzen Erzgebirge galt. Die Bergbezirke mit einer Bergstadt als Zentrum sind nicht als geschlossene Territorien aufzufassen, sondern hier durchdrangen sich räumlich mehrere Rechtsformen, und zwar die Rechte der Grundherrschaften, der bäuerlichen Gemeinden und der Berggemeinden. Dies resultiert daraus, dass Bergbau und Verhüttung mehr oder weniger punktuell zwischen und in den Dorffluren existierten.

Natürlich dürfen wir uns unter einer Stadt im 12. bis 14. Jahrhundert nicht in jedem Falle eine voll ausgebildete Stadt mit Bürgermeister, Rat, Stadtmauer usw. vorstellen. Unter Stadt verstand man in dieser Zeit lediglich einen Ort mit Stadtrecht. Stadtrecht bedeutete damals den täglichen Handel, d. h. die ständige Anwesenheit von Händlern, zu denen auch die Handwerker zählten, da sie letztendlich auch kauften und nach der Bearbeitung des Eingekauften ihre Produkte wieder verkauften. Dieser tägliche Markt war das, was für die Menschen im Mittelalter den Begriff „Stadt“ (oder auch „Weichbild“) für einen Ort rechtfertigte und auch den Anfang einer Stadt ausmachte. Der freie Markt, d. h. der regelmäßig einmal an einem bestimmten Tag in der Woche stattfindende Markt (Wochenmarkt), kam erst später zur Stadt dazu und schließlich auch weitere städtische Rechte.⁸ Es war im Mittelalter nicht gestattet, dass Bäcker, Fleischer oder Schuhmacher ihre Waren in ihren Häusern verkaufen konnten. Dazu gab es städtische Verkaufseinrichtungen, die sogenannten Bänke. Die Handwerker mussten für den Gebrauch dieser Bänke an den Stadtherren eine Gebühr zahlen.

Das ehemalige Reichsland Pleißen war im 14. Jahrhundert im Besitz der Wettiner. Diese versuchten nun auch hier, ihre Rechte am Bergbau durchzusetzen, dem stellte sich allerdings der ohnehin in Opposition stehende Reichsadel entgegen. Die Wettiner waren gezwungen, sich wegen der Bergwerke mit den Herrschaftsträgern des Pleißenlandes zu einigen. In diesen Verträgen wurden den Grundherren immer Rechte an den Bergstädten zugesichert; die Rechte am Bergbau wurden geteilt oder von den Wettinern ganz in Anspruch genommen. 1317 kam es zu einem Vergleich zwischen Markgraf Friedrich I. und den Vögten von Plauen Heinrich dem Langen sowie Heinrich dem Reußen und den beiden Vögten von Gera wegen des Bergwerkes „czu Vurstenberg“ (Hohenforst). Festgelegt wurde, dass die Vögte dem Markgrafen mit fünfzig Mann zu dienen hatten, dafür erhielten sie die Hälfte des Bergzehnten vom Fürstenberg. Heinrich Reuß von Plauen erhielt ein Drittel der Gefälle vom Bergericht, das Kirchlehn auf dem Berge, das Schrotamt, die Fleisch-, Brot- und Schuhbänke sowie Badstubben und Erzmühlen,⁹ also Rechte, die mit der

2 Wagenbreth, Otfried: Zeugen des erzgebirgischen Erzbergbaus in Landschaft und Kultur. In: Denkmale in Sachsen. Weimar 1979, S. 148-159.

3 Schwabenicky, Wolfgang: Der mittelalterliche Silberbergbau im Erzgebirgsvorland und im westlichen Erzgebirge unter besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungen in der wüsten Bergstadt Bleiberg bei Frankenberg. Chemnitz 2009, S. 21-171.

4 Vgl. hierzu zusammenfassend Smolnik, Regina (Hrsg): Silberausch und Berggeschrey. Archäologie des mittelalterlichen Bergbaus in Sachsen und Böhmen. Dresden 2014.

5 Schwabenicky, Wolfgang: Mittelalterlicher Silberbergbau in Sachsen: Forschungsstand-Probleme-Fragestellungen. In: Aufbruch unter Tage (Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege, Beiheft 22), Dresden 2011, S. 7-36.

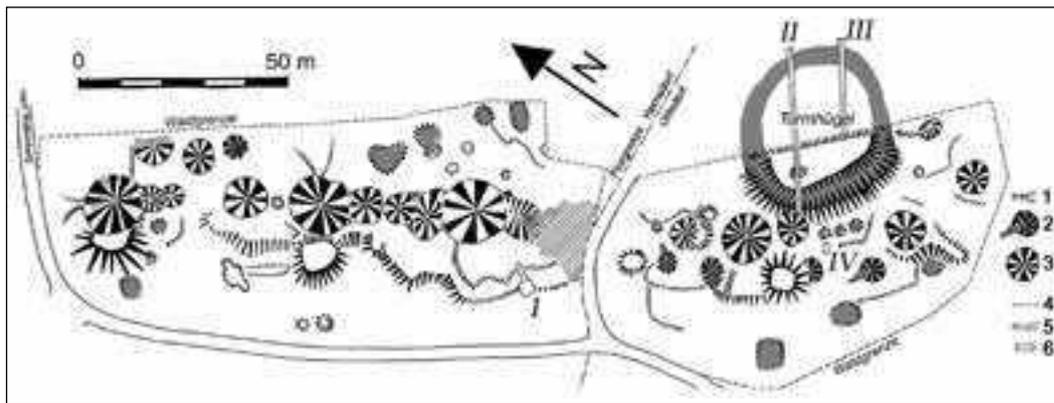
6 Hoffmann, Yves/Richter, Uwe: Entstehung und Blüte der Stadt Freiberg. Halle 2012, S. 95-135.

7 Hoffmann, Yves: Die Geschichte von Dippoldiswalde bis zum Ende der ersten Bergbauperiode um 1400. In: Arbeits- und Forschungsberichte zur sächsischen Bodendenkmalpflege 51/52 (2011), S. 391-421.

8 Schwabenicky, Wolfgang: Bergstädte des 12. bis 14. Jahrhunderts in Sachsen. In: Hoffmann, Yves/Richter, Uwe (Hrsg): Die Frühgeschichte Freibergs im überregionalen Vergleich. Halle 2013, S. 211-224.

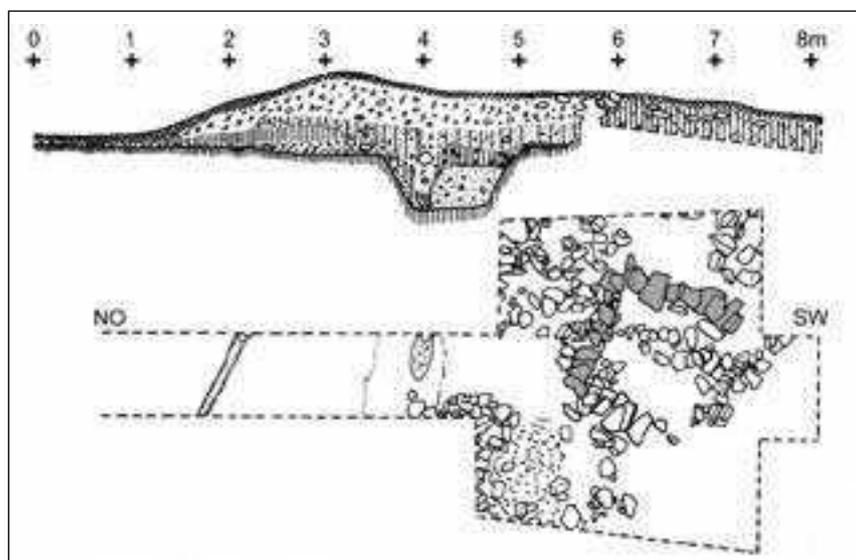
9 Schmidt, Berthold: Urkundenbuch der Vögte von Weida, Gera und Plauen. Erster Band 1122-1356. Jena 1885, S. 227-229.

Herrnsdorf/Uhlsdorf, Ullersberg.
 Plan der Bergbausiedlung.
 1 Böschung, 2 vermeintliches
 Grubenhaus, 3 Schachtpinge,
 4 Waldgrenze, 5 moderne
 Müllhalde, 6 Grabung: I Grabung
 Schlackenhalde, II u. III Schnitte
 durch den Turmhügel, IV Sondie-
 rung an einer Schachthalde



- 10 Ermisch, Hubert: Urkundenbuch der Stadt Freiberg in Sachsen, II. Band: Bergbau, Bergrecht, Münze (Codex diplomaticus Saxoniae Regiae II, 13). Leipzig 1886, S. 39-40.
- 11 Ebenda, S. 10.
- 12 Schwabenicky, Wolfgang: Die mittelalterliche Bergbausiedlung Ullersberg bei Wolkenburg, Kr. Glauchau. In: Der Anschnitt, Zeitschrift für Kunst und Kultur im Bergbau 42 (1990), S. 86-91; Schwabenicky, Wolfgang: Der mittelalterliche Silberbergbau im Erzgebirgsvorland und im westlichen Erzgebirge unter besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungen in der wüsten Bergstadt Bleiberg bei Frankenberg. Chemnitz 2009, S. 179-190.
- 13 Credner, Hermann (Hrsg.): Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte des Königreichs Sachsen, Section Glauchau-Waldenburg, 2. Auflage, Leipzig 1901, S. 26-28; Vollstädt, Heiner: Einheimische Minerale, 6. Aufl. Leipzig 1981, S. 294.

Herrnsdorf, Ullersberg. Grabung I (Schlackenhalde), Profil (oben) und Planum (unten)



Bergstadt verbunden waren. Ähnliches findet sich auch im Vertrag wegen des Bergwerkes zu Ehrenfriedersdorf von 1377. Hier sollen die Waldenburger „uf denselbin bercwercken vleyschbencke, brotbencke, badestoben, zcol, huttenzcins unde daz schrotamecht haben noch gewonheide und rechte“, wie es auf anderen Bergwerken ist.¹⁰

Auch für die wüste Bergstadt Ullrichsberg, mit der wir uns nun näher befassen wollen, ist eine ähnliche Urkunde vom 21. Januar 1352 vorhanden: Markgraf Friedrich III. bestätigte, dass er sich mit Volrad und Busso von Colditz „umb unser bergwerck zcu dem Vlrichsberge“ folgendermaßen geeinigt habe: „Dyselben von Koldicz und ihre [...] erben sullen haben brotbenke, fleyshbenke, badestube, krome unde den zcol an sulchen dingen, davon her in von rechtes wegen mag geburen, uzgenumen kolfur. Wurd iz, daz icht daruber trete, daz daz sold uns gevalen. Darzcu so haben wir in gelasen daz shrotamt, daz sullen si ouch inne haben und behalten als lange, daz wir oder unser [...] erben daz vor hundert shok gr. vor in gelosen, dafür sie uns daz ouch ane widerrede zcu losene geben sullen, wenne wir wollen.“¹¹ Wir erfahren also, dass die auf Wolkenburg sitzenden Volrad und Busso von Colditz die Rechte an den Verkaufs-

einrichtungen (Brotbänke, Fleischbänke und Kramhandel) sowie die Badstuben einschließlich der Abgaben davon erhalten, mit Ausnahme der Kohlefuhrn, außerdem das Schrotamt, eine städtische Abgabe von eingeschroteten Getränken (Bier und Wein).

Der Ullersberg (Ulrichsberg), auf dem 1989 archäologische Untersuchungen stattfanden,¹² ist eine Anhöhe zwischen der Zwickauer Mulde und dem Herrnsdorfer Bach auf der Flurgrenze der jetzt zur Stadt Limbach-Oberfrohna gehörenden Ortsteile Herrnsdorf und Uhlsdorf, deren höchster Punkt bei 281,9 Meter NN liegt. Dieser Höhenzug gehört zum südwestlichsten Ausläufer des sächsischen Granulitgebirges und grenzt unmittelbar an dessen Kontakthof. Das Gebiet wird von einigen verzerrten Schwerspattgängen durchzogen, auf denen seit dem Mittelalter Bergbau umging. Als Gangarten kommen hauptsächlich Schwerspat und Quarz vor. Die Erze sind Kupferkies, Fahlerze und Azurit, daneben etwas Bleiglanz.¹³

Heute befindet sich auf dem Ullersberg ein langgestrecktes, etwas über ein Hektar großes Wäldchen mit den Resten einer mittelalterlichen Bergbausiedlung. Das Wäldchen besteht aus zwei Teilen, wovon der nordwestliche zur Gemarkung Herrnsdorf und der südöstliche zur Flur Uhlsdorf gehört. Das Wäldchen wird von einer Pingenreihe durchzogen. Bei den Pingen liegen kleinere Gruben, bei denen es sich um Reste von Grubenhäusern handeln könnte. Mindestens ähneln sie den Gruben in anderen Bergbausiedlungen, die sich nach der Ausgrabung als Häuser erwiesen haben. Im nordwestlichen Teil des Wäldchens wurden zwei Schlackenhalden festgestellt. Im südöstlichen Teil des Wäldchens liegt neben Pingen und vermeintlichen Hausstellen der Rest einer Turmhügelburg (Motte). Vom Bühl und den umlaufenden Graben ist am nördlichen Waldrand noch etwa ein Drittel erhalten. Der andere Teil ist zur Gewinnung von landwirtschaftlicher Nutzfläche eingeebnet worden. Die ehemalige Bergbausiedlung erstreckte sich auch auf die das Wäldchen umgebenden Felder, wie aus der Streuung von Keramik und Schlacken ersicht-

lich ist. Die archäologischen Untersuchungen konzentrierten sich hauptsächlich auf eine der Schlackenhalden (Grabung I) und auf die Turmhügelburg (Grabung II und III).

Grabung I: Durch die Schlackenhalde wurde ein Schnitt bis in das anschließende Terrain gezogen. Die Schlackenhalde sitzt z. T. auf dem anstehenden Lehm auf und z. T. auf einem Schichtenkomplex, welcher gebildet wird vom lehmigen Aushub aus einer grabenartigen Vertiefung unter der Halde, die einschließlich Aushub wiederum von einer Schicht aus Steinen und Lehm überdeckt ist. In der Schlackenhalde fand sich mittelalterliche Keramik (neben atypischen Bruchstücken Reste von drei Grubenlampen) und einige Eisenstücke. Durch die Analyse der Schlacken wurden diese eindeutig als Schmiedeschlacken identifiziert.¹⁴ Die Halde aus Schmiedeschlacken zeigt, dass sich hier in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Bergwerken, wie auch auf dem Treppenhauer, eine Schmiede befand. Die Schmiede waren auf den Bergwerken ein wichtiges Nebengewerk, das die hauptsächlichsten Werkzeuge des Bergmannes, Schlägel und Eisen, zu fertigen und zu warten hatte. In einer Arbeitsschicht verschlug ein Bergmann etwa 30 bis 40 Eisen, das heißt, er benutzte sie so lange, bis sie stumpf waren. Sie mussten täglich vom Schmied neu hergerichtet werden.¹⁵

Südwestlich unmittelbar an die Schlackenhalde anschließend wurden die Reste eines ebenerdigen Gebäudes gefunden. Erhalten hatte sich nur die Ecke einer in Bruchsteinen gesetzten Grundmauer, auf der die Schwelle eines hölzernen Oberbaus (Blockbau oder Fachwerk) aufgelegt hatte. Die Schlackenschicht reichte genau bis an die Mauer des Gebäudes (etwa bei 5,8 Meter des Profils). Es handelte sich wahrscheinlich um die Wohn- und Produktionsstätte des Schmiedes. Sie besaß offensichtlich einen Kachelofen, wie man aus den gefundenen Bruchstücken von Napfkacheln schlussfolgern kann. Unter der Schlackenhalde wurde, wie bereits erwähnt, eine grabenartige Vertiefung festgestellt und eine schmale Verfärbung, die von einem horizontalen Balken herrühren kann, dessen Verlauf parallel zur Grundmauer verlief, so dass ein Zusammenhang beider zu vermuten ist.

Grabung II und III: Etwas ausgedehnter waren die Untersuchungen am Turmhügel. Vor der Untersuchung war im Rest der Motte eine kleine Einsenkung zu beobachten. Da der Verdacht bestand, dass es sich um ein Gebäude handeln könnte, wurde der Sondierungsschnitt (Grabung II) durch diese Einsenkung gezogen. Eine erste wesentliche Erkenntnis dieser Grabung war, dass die Burg erst angelegt worden ist, als der Bergbau schon einige Zeit im Gange war. Dies erhellt einmal aus der Stratigraphie des Außenwalles als auch aus der der Motte. Unter



dem Außenwall liegt auf dem anstehenden Boden (Lehm) eine Haldenschicht, deren Material aus den Schächten südwestlich des Turmhügels stammt. Über der Haldenschicht befindet sich eine ca. 0,1 Meter starke Strate aus Poch- bzw. Hauklein, an die sich eine dünne, die Halde überlagernde Lehmschicht (Trampelhorizont) anschließt. Diese Schichten werden von der eigentlichen Wallaufschüttung (Lehm mit Steinen) überlagert.

Die Untersuchung der Vertiefung auf dem Turmhügel ergab, dass es sich nicht um den Rest eines eingetieften Gebäudes handelt, sondern um einen älteren Schacht, der bei der Anlage des Turmhügels verfüllt worden ist. Im Laufe der Jahrhunderte hatte sich die Einfüllung so weit gesetzt, dass oberflächlich die Vertiefung entstanden war. Links und rechts des Schachtes sind im Profil Schüttungen zu erkennen, die bis unmittelbar an die ehemalige Schachtmündung heranreichen. In ihnen erkennen wir den ersten Abraum aus dem Schacht.

Die Aufschüttung des Turmhügels besteht größtenteils aus mehr oder weniger sandigem Lehm, in den an mehreren Stellen steiniges Material (Haldenmaterial) eingelagert ist. In der Aufschüttung befand sich Keramik, darunter Bruchstücke von Grubenlampen.

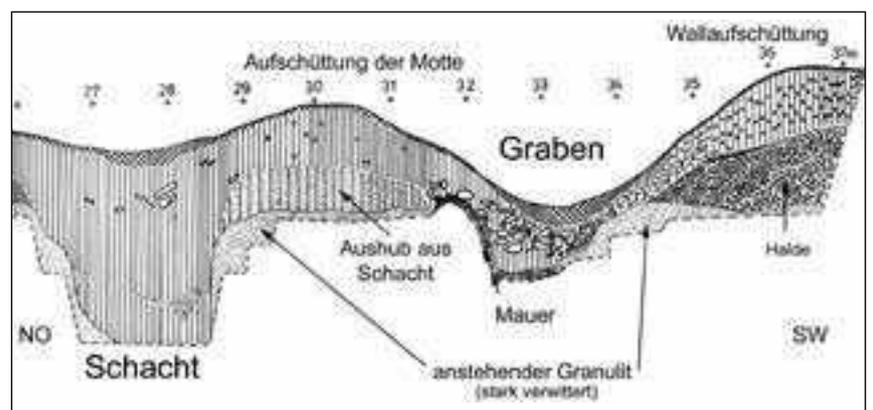
Der den Turmhügel umgebende Graben war bis

Herrnsdorf, Ullersberg. Grabung I, Hausreste neben der Schlackenhalde von Westen

14 Eckstein, Kerstin/Hauptmann, Andreas/Rehren, Thilo/Richter, Uwe/Schwabenicky, Wolfgang: Hochmittelalterliches Montanwesen im sächsischen Erzgebirge und seinem Vorland. In: Der Anschnitt 46 (1994), S. 114–132, hier S. 124.

15 Köhler, Johannes: Die Keime des Kapitalismus im sächsischen Silberbergbau (1168 bis um 1500). Berlin 1955, S. 80.

Ullersdorf, Ullersberg. Nordwestlicher Schnitt durch den Turmhügel (Grabung II), südöstliches Profil (Ausschnitt von Meter 26 bis 37)





Uhlsdorf, Ullersberg. Umfassungsmauer der Motte im Südwesten der Grabung II

16 Fleischer, Roland/Hoffmann, Yves/Schwabenicky, Wolfgang: Spätmittelalterliche Irdeware und Steinzeug aus dem Gebiet von Waldenburg, Kr. Glauchau. In: Ausgrabungen und Funde 36 (1991), S. 30-37.

17 Hoffmann, Yves: Rotbemalte Irdeware des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Sachsen. In: Schwabenicky, Wolfgang (Hrsg.): Forschungen zu Baugeschichte und Archäologie II (Veröffentlichungen der unteren Denkmalschutzbehörde Mittweida 7). Mittweida 1997, S. 31-65.

Uhlsdorf, Ullersberg. Schnitt durch Graben und Mauer im Nordosten der Grabung II. Das schwarze Humusband zeigt die Grabenoberfläche vor der Einebnung im 19. Jahrhundert.



in den gewachsenen Boden (stark verwitterter Granulit) eingetieft. An der Innenseite des Grabens war ursprünglich eine reichlich 2 Meter hohe Mauer vorhanden, die noch zu etwa einem Drittel der ursprünglichen Höhe erhalten war. Die Mauer bildete einen wirksamen Schutz des Turmhügels. Bauten auf dem Turmhügel wurden im Bereich des Suchschnittes nicht gefunden.

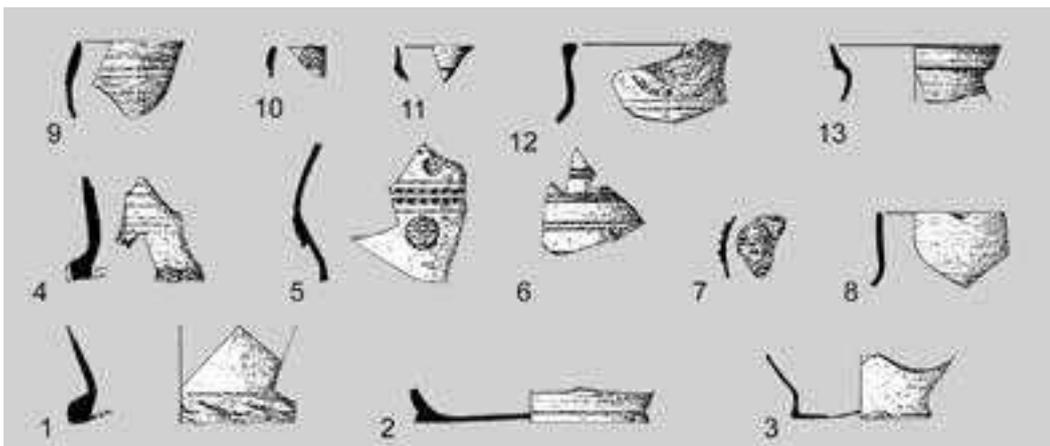
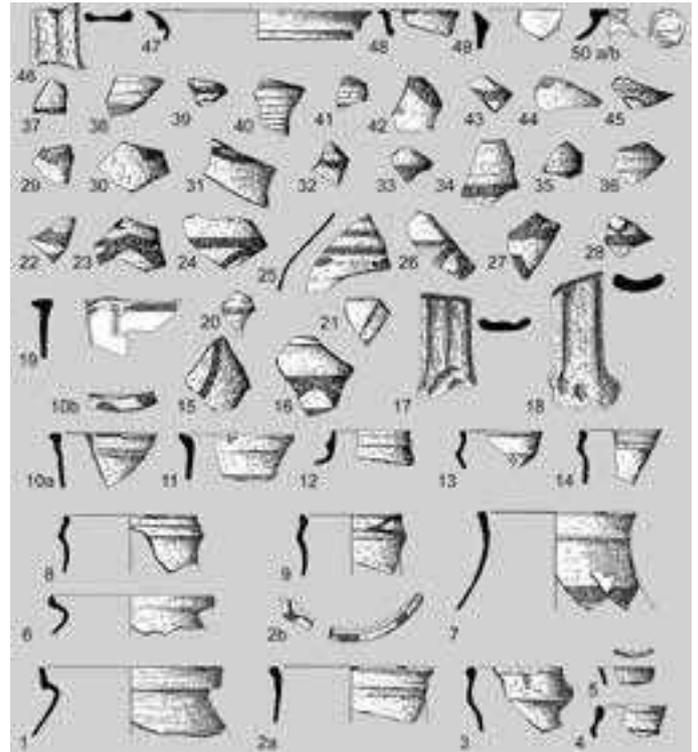
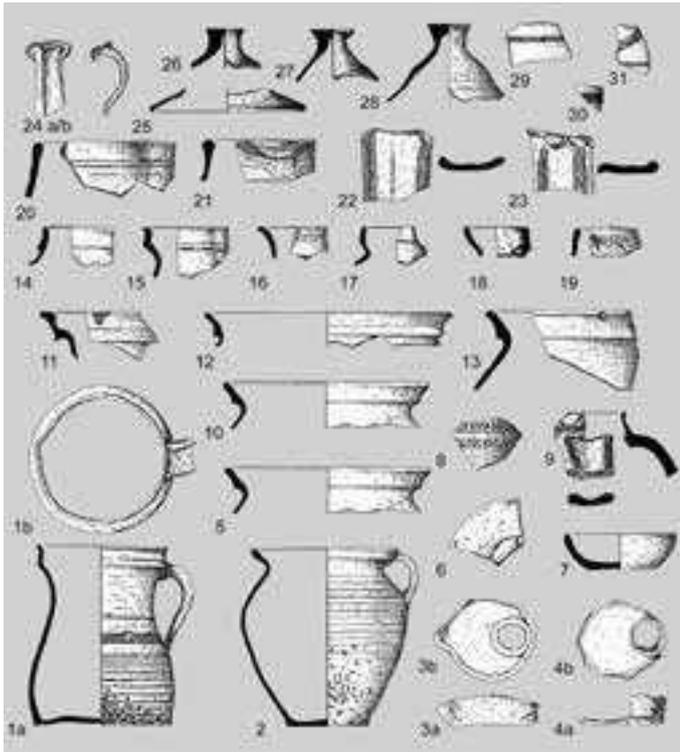
Um die ursprüngliche Größe des Turmhügels zu ermitteln, wurden in das anschließende Feld mit dem Bagger zwei Suchschnitte gezogen. Dabei wurde festgestellt, dass die gesamte Burganlage einen Durchmesser von ca. 40 Meter hatte. Der verfüllte Graben war in den Profilen beider Schnitte deutlich sichtbar. Auch hier waren im verfüllten Graben noch Reste der Umfassungsmauer der Motte vorhanden. Die Einebnung des Turmhügels und die Verfüllung des Grabens fand nach Ausweis der Funde im 19. Jahrhundert statt.

Durch die beiden Schnitte wurde weiter festgestellt, dass sich unter der Burg eine ältere, aber zur Bergbauperiode des 13./14. Jahrhunderts gehörende Siedlungsschicht befindet, in der bei einer Flächengrabung sicherlich Objekte, die mit dem Bergbau in Verbindung stehen, erfasst

werden würden. Berührt wurde im nordwestlichen Schnitt zwischen 16 und 18 Meter eine Grube, in der sich eine gebrannte Lehmtenne befand. Ihre Funktion konnte nicht geklärt werden. Möglicherweise handelte es sich um ein Röstbett, auf dem die sulfidischen Erze in Metalloxide verwandelt wurden. In der Grubenausfüllung lag eine zersprungene Unterlageplatte, die zum Zerkleinern der Erze bzw. der Gangstücke gedient hatte.

Im südöstlichen Baggerchnitt (Grabung III) reichte der verwitterte Granulit weiter an die heutige Oberfläche heran als im nordwestlichen. In dem nach oben hin in Lehm übergehenden verwitterten Granulit befand sich ein Stock festeren Gesteins. Nahe dem Waldrand befand sich eine größere, wieder verschüttete Grube. Ob es sich bei dieser Grube um ein eingetieftes größeres Gebäude gehandelt hat, muss dahingestellt bleiben. Jedenfalls machte eine Steinansammlung am Rand der Grube den Eindruck einer stark destruierten Mauer.

Da zur Auswertung einer archäologischen Untersuchung insbesondere zur Datierung die gefundenen Reste von Töpfereierzeugnissen große Bedeutung besitzen, sollen diese hier etwas näher beleuchtet werden. Bei der auf dem Ullersberg ergrabenen Keramik handelt es sich größtenteils um eine oxidierend gebrannte Irdeware, deren Farbe je nach Härte des Scherbens von weißgelb bis hellbraun variiert. Je härter die Keramik gebrannt ist, um so dunkler ist ihre Farbe; dabei sind schon deutlich Tendenzen zum Steinzeug zu beobachten. Die Rand- und Gefäßformen entsprechen denen der reduzierend gebrannten Ware des 13./14. Jahrhunderts in Sachsen. Die Böden sind größtenteils abgehoben, einzelne sind abgeschnitten. Ein verhältnismäßig großer Teil dieser Keramik trägt eine rote Bemalung. Größtenteils kommen dabei horizontale Streifen im Schulterbereich vor. Es sind teilweise mehrere parallele Streifen vorhanden. Die horizontalen Streifen sind oft mit Wellen kombiniert, teilweise auch mit einzelnen Farbtupfen. Rollstempel und eingeritzte Wellen sind seltener. Ein Vergleich mit anderen Keramikfunden der Umgebung von Wolkenburg zeigte, dass die hellscherbige rotbemalte Keramik im Gebiet recht häufig vorkommt.¹⁶ Die weitere Beschäftigung mit der bei Wolkenburg gefundenen rotbemalten Irdeware führte zum Ergebnis, dass sie frühestens im dritten Viertel des 13. Jahrhunderts auftritt und durch das gesamte 14. Jahrhundert teilweise bis in das 15. Jahrhundert läuft. Das Produktionsgebiet der gelben Irdeware, wie sie auf dem Ullersberg vorkommt, liegt um die Stadt Chemnitz herum.¹⁷ Der zeitliche Ansatz des Beginns der gelben Irdeware wurde durch die Grabung auf Schloss Augustusburg bestätigt.¹⁸ Man wird davon ausgehen können, dass die helle rotbemalte



oben links: Ullersberg, Irdenware aus Grabung II (Turmhügel)

oben rechts: Ullersberg, Irdenware aus Grabung I, Haus (1-45) und Grabung IV (46-50)

links: Ullersberg, Steinzeug

Irdenware vom Ullersberg entweder dort oder in der unmittelbaren Umgebung hergestellt worden ist. Darauf weisen auch die Grubenlampen aus dem gleichen Material hin. Ein vollständig erhaltenes Gefäß aus hellscherbiger Irdenware in Form der Waldenburger taillierten Steinzeugkannen des 14. Jahrhunderts lässt auch an örtliche oder Waldenburger Produktion denken.

Neben der Irdenware kamen auch zahlreiche Bruchstücke von Waldenburger Steinzeuggefäßen zutage, darunter drei Wandstücke mit Reliefapplikationen, eines davon außerdem mit Stempeldrücken, und zwei Gefäßböden mit Wellenfuß. Die Formen des gemagerten Steinzeuges vom Ullersberg entsprechen einmal den Formen der oxidierend gebrannten Irdenware als auch den Formen des gemagerten Steinzeuges, wie es in Waldenburg (Weinkel-

lergasse 6) geborgen worden ist.¹⁹ Außerdem wurde noch ein Spinnwirtel aus Steinzeug gefunden. Die Herstellung dieser Art Steinzeug wird sowohl direkt in Waldenburg als auch in dessen näherem Umkreis erfolgt sein. Die verzierten Stücke repräsentieren ein technisch und dekorativ qualitativvolles Steinzeug, bei dem keine Magerungsanteile erkennbar sind. Die Dekore entsprechen dem Verzierungskanon der frühen Waldenburger Produktion. Die früheste absolute Datierung des qualitativvollen ungemagerten Steinzeuges liegt gegenwärtig bei 1333.²⁰ Aufgrund der Datierung der Keramik kann der Beginn des Bergbaus auf dem Ullersberg in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts liegen. Die abgeschnittenen Böden und die Reste von Ofenkacheln weisen in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts als Ende der Siedlung.

18 Geupel, Volkmar/Hoffmann, Yves: Die Ausgrabung der Burg Schellenberg. In: Schellenberg – Augustusburg. Beiträge zur 800-jährigen Geschichte. Augustusburg 2006, S. 161–199, hier S. 186.

19 Hoffmann, Yves/Fleischer, Roland: Waldenburger Steinzeug des 14. Jahrhunderts. In: Schwabenicky, Woldfgang (Hrsg.): Forschungen zu Baugeschichte und Archäologie (Veröffentlichungen der unteren Denkmalschutzbehörde Mittweida 5). Mittweida 1995, S. 43–96.

20 Scheidemantel, Dirk: Waldenburger Steinzeug des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Forschungen zu Typologie, Chronologie und Technologie. In: Scheidemantel, Dirk/Schifer, Thorsten: Waldenburger Steinzeug, Archäologie und Naturwissenschaften. Dresden 2005, 9–286, hier S. 48 und 161.

- 21 Truöl, Kurt: Die Herren von Colditz und ihre Herrschaft. In: Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins Leisnig 15 (1927), S. 1-135, hier S. 19; Rübsamen, Dieter: Kleine Herrschaftsträger im Pleißenland. Studien zur Geschichte des mitteldeutschen Adels im 13. Jahrhundert (Mitteldeutsche Forschungen 95). Köln/Wien 1987, S. 369, 608.
- 22 Truöl 1927 (wie Anm. 21), S. 23; Haupt, Walther: Sächsische Münzkunde. Berlin 1974, S. 50-51.
- 23 Ermisch 1886 (wie Anm. 10), S. 377.
- 24 Ebenda, S. XLV
- 25 Ermisch, Hubert: Urkundenbuch der Stadt Freiberg in Sachsen, III. Band (Codex diplomaticus Saxaniae Regiae II, 14). Leipzig, 1891. S. 177.
- 26 Bei dem Bergwerk „zcu den Kutten“ ist nicht, wie bisher angenommen, die Bergstadt Kuttenberg (Kutná Hora) in Böhmen zu verstehen, sondern eher die wüste Bergbausiedlung Kutten im Bärengrund zwischen Löbnitz und Aue (Erzgebirge) oder eine andere Bergbausiedlung mit diesem Namen. Der Flurname Kutten (mittelalterlich: Grube) kommt im Erzgebirge mehrmals vor. Die Markgrafen hätten ihre Kompetenzen überschritten, wenn sie Genehmigungen, die böhmische Bergwerke betrafen, gegeben hätten.
- 27 Ermisch 1886 (wie Anm. 10), S. 56-57.
- 28 Suhling, Lothar: Technologische Entwicklungen in der mittelalterlichen Kupfermetallurgie. In: Erzmetall 31 (1978), S. 348-353, hier S. 352; Bachmann, Hans-Gert: Zur frühen Blei- und Silbergewinnung in Europa. In: Steuer, Heiko/Zimmermann, Ulrich (Hrsg.): Montanarchäologie in Europa, Sigmaringen 1993, 29-36, hier S. 31-35.
- 29 Ermisch 1886 (wie Anm. 10), S. 60-61.

Autor

Dr. phil.
Wolfgang Schwabenicky
Altmittweida

Der Name der Bergbausiedlung leitet sich wahrscheinlich von Ulrich von Colditz-Wolkenburg ab, der von 1290 bis 1324 nachweisbar ist.²¹ In dieser Zeit besaßen die Herren von Colditz, die zur Reichsministerialität gehörten, auch das Münzrecht, das ihnen 1318 durch Kaiser Ludwig des Bayern erneut bestätigt worden war.²² 1352 kam es zu dem oben genannten Vertrag zwischen Markgraf Friedrich III. und den Söhnen Ulrichs Volrad und Busso von Colditz, in dem festgelegt wurde, dass denen von Colditz Brotbänke, Fleischbänke und Kramhandel sowie der Zoll daran gehörten. Aus den Schmelzhütten sollten sie jährlich zehn Schock Groschen erhalten; das Schrotamt stand ihnen solange zu, bis es der Markgraf ihnen für 100 Schock Groschen abkaufen werde. Alle anderen Rechte behielt der Markgraf. Aus dieser Urkunde geht eindeutig der städtische Charakter der Bergbausiedlung hervor.

In der Mitte des 14. Jahrhunderts ist der Ulrichsberg noch ergiebig gewesen. 1355/1356 kamen laut den Münzmeisterrechnungen 24 Talente Silber als Zehnt vom „Ulrichsperge“, ein Jahr später sogar 28 Talente.²³ Angemerkt sei dazu, dass diese Summen von den Gesamtsummen abgezogen wurden, was im Widerspruch mit dem Vertrag von 1352 stand. Hubert Ermisch vermutet, dass in einem späteren Vertrag, der nicht erhalten ist, die Markgrafen auf den Zehnt, vielleicht nur zeitweise, verzichtet haben.²⁴

Im Freiburger Verzählbuch wird um 1375/80 ein „Hennel Smid von dem Vlrichsberge“ genannt,²⁵ wobei nicht klar ist, ob dieser Schmied noch auf dem Ulrichsberg ansässig oder ob er Bürger von Freiberg war.

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kam es zu einem allgemeinen Niedergang des Edelmetallbergbaus nicht nur im Erzgebirge, sondern in ganz Mitteleuropa. Die Hauptursachen waren nicht in erster Linie technischer Natur. Im 14. Jahrhundert setzte eine allgemeine Klimaverschlechterung ein, die sich vom Jahrhundertbeginn an durch die stetige Zunahme von kalten Sommern äußerte. In den Jahren 1345 bis 1347 folgten drei extrem kalte Sommer unmittelbar nacheinander. Damit kam es zu Hungersnöten, darauf folgte die Pest, die seit dem 8. Jahrhundert in Europa nicht mehr aufgetreten war. 1348 brach sie in Trient aus, von wo aus sie 1349 bis 1351 Deutschland überzog. Europa scheint bei dieser Pestpandemie mehr als ein Drittel seiner Bevölkerung verloren zu haben. Die Entvölkerung betraf in erster Linie die Städte, auf dem Lande waren wesentlich weniger Verluste zu beklagen. Die Veränderungen der Bevölkerungszahl in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bewirkte eine ganz wesentliche Veränderung der Nachfrage nach Edelmetallen. Die Verringerung der Stadtbevölkerung

gegenüber der Landbevölkerung führte zunächst zu einem Überschuss an landwirtschaftlichen Produkten, vor allem an Getreide, was wiederum ein rapides Absinken der Getreidepreise bewirkte. Gleichzeitig kam es zu einer Preissteigerung bei gewerblichen Erzeugnissen aus den Städten. Letztendlich führte dies dazu, dass die Kosten der Produktion von Silber und Gold höher lagen, als deren Verkaufspreis, was zum teilweisen Erliegen des Edelmetallbergbaus führte.

1390 war von der einstigen Bergherrlichkeit auf dem Ulrichsberg nicht mehr viel geblieben. Die Bergbausiedlung muss schon weitestgehend verlassen gewesen sein, denn der Münzmeister Nickel von Meideburg, der die Bergbaurechte am Ulrichsberg neben denen vom Bleiberg erworben hatte, bekam die Erlaubnis, 30 Bergleute aus Freiberg mitzunehmen. Sollte er noch mehr benötigen, sollte er sie von „Kutten“²⁶ oder anderen Bergwerken holen.²⁷ Also wird auf dem Ulrichsberg wie auch am Bleiberg (Treppenhauer bei Sachsenburg) schon niemand mehr gewohnt haben.

Aus der Urkunde von 1390 ist noch ein weiterer wichtiger Fakt zu entnehmen: Nickel von Meideburg durfte das Bleierz vom Bleiberg zum Ulrichsberg bringen. Wie oben bereits erwähnt wurde, standen auf dem Ulrichsberg vor allem silberhaltige Kupfererze an. Die Bleierze vom Bleiberg dienten sicherlich auf dem Ulrichsberg zur Entsilberung der Kupfererze. Nach einer schon im Mittelalter bekannten Methode wurden dabei der bei der Verhüttung der Kupfererze als Zwischenprodukt entstehende Kupferstein mit Blei bzw. Bleiglätte verschmolzen. Dabei wurde ein Teil des im Kupferstein enthaltenen Silbersulfids zu metallischem Silber reduziert, welches sich im Blei löste. Das so entstandene Werkblei wurde durch den Treibprozess in Silber und Glätte verwandelt.²⁸

Die Aktivitäten Nickels von Meideburg waren nicht von Erfolg gekrönt. 1395 war er gezwungen, seinen Hof in Freiberg, vier Schmelzhütten an der Mulde und verschiedene Berganteile zu verkaufen.²⁹ Er ist danach am Harzer Bergbau beteiligt gewesen.

Der Bergbau auf dem Ullersberg bei Wolkenburg wird frühestens in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts begonnen haben. Zu Ende gegangen ist er in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die gefundene Keramik ordnet sich zwanglos in die historische Überlieferung ein. In der Urkunde von 1352 sind städtische Gewerbe und Ämter überliefert. 1390 heißt es: „daz bergwerk zcu dem Vlrichsperge unde alle bergwerk bynnen eyner halben myle umme den Vlrichsperg gelegen“. Alle diese Bergwerke gehörten demnach zusammen. Der Ulrichsberg war also der zentrale Ort mit Marktfunktionen für diesen Montanbezirk.



Das Rittergut Limbach

Christian Kirchner

Das Rittergut Limbach, heute Rathaus der Stadt Limbach-Oberfrohna, war und ist das wichtigste Zentrum der verschiedenen Dorfteile Limbachs. In seiner zentralen Lage oberhalb der Siedlungen war es Dreh- und Angelpunkt des hiesigen Lebens.

Mit dem Bau der noch heute erhaltenen Gebäude wurde im Jahre 1568 begonnen. In verschiedenen Räumen des Herrenhauses finden sich noch Spuren der unterschiedlichen Gestaltungsformen, welche bei der Sanierung in den 1990er Jahren entdeckt wurden. An einem Balken des Herrenhauses ist noch die Datierung der Zimmerleute im Jahre 1570 eingehauen. Darüber hinaus wurden Deckenmalereien sowie schmucke Holzbalken bei den Arbeiten entdeckt. Die weiteren Gebäudeteile dürften denselben zeitlichen Ursprung haben, sind aber aufgrund ihrer alltäglichen Nutzung nicht so prachtvoll. Auch unterlagen sie den baulichen

Umnutzungen, sodass regelmäßige Veränderungen stattfanden. Bemerkenswert sind aber auch die Kreuzgewölbe im Erdgeschoss der verschiedenen Hausteile sowie das Tonnengewölbe im Keller des Hauses A, welches noch vom Vorgängerbau aus dem 14./15. Jahrhundert herrühren soll.

Das Limbacher Rittergut war bis ins 18. Jahrhundert der wichtigste Arbeitgeber und durch seine Aufgaben unverzichtbarer Mittelpunkt des Dorfes.¹ Neben Limbach selbst gehörten noch andere Dorfschaften zum Rittergutsbereich. Oberfrohna war lange Zeit mit einem Vorwerk, einer Außenstelle des Rittergutes, ausgestattet, welches aber abbrannte und nicht wieder errichtet wurde. Heute erinnern noch mundartliche Bezeichnungen wie „Vurwaagsbrigge“ oder „Hufwaag“ an den Weg zum Vorwerk im Oberen Gutsweg. Weiterhin gehörte ein Teil von Kändler und Mittelfrohna sowie

Rittergut Limbach, heute Rathaus
© Stadtarchiv Limbach-Oberfrohna

1 Zur Geschichte des Rittergutes Limbach vgl. Paul Seydel: Geschichte des Rittergutes und Dorfes Limbach in Sachsen. Dresden 1908; Christian Kirchner: Rittergut Limbach in Sachsen. 100 Jahre Stadtbesitz von Limbach-Oberfrohna. Bad Langensalza 2013; Matthias Donath: Schlösser im mittleren Erzgebirge. Meißen 2009, S. 148-150.

Herrenhaus Limbach,
heute Rathaus
Foto: Matthias Donath



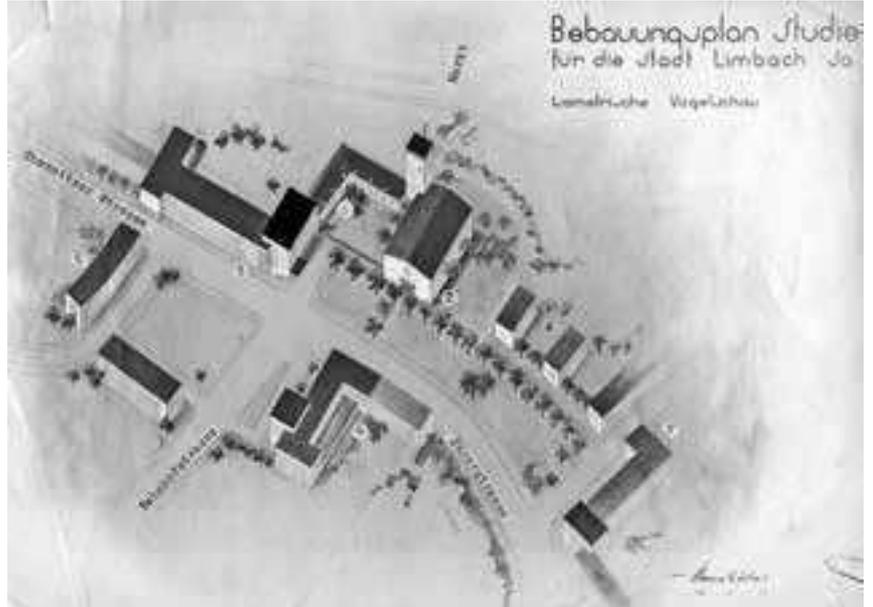
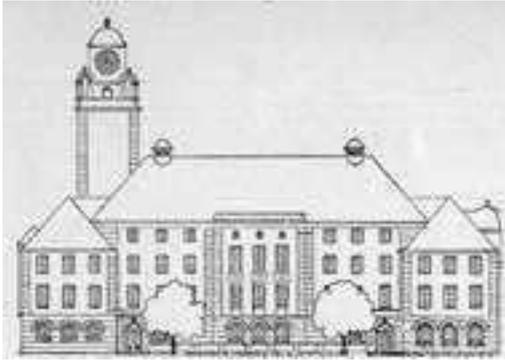
Köthensdorf zum Lehen der Rittergutsherren. Das Rittergut ist aus einem Herrensitz hervorgegangen, der um 1240 an die Familie von Meckau gelangte. Seit 1538 gehörte das Rittergut Limbach der weit verzweigten Familie von Schönberg. Der Limbacher Zweig erlosch mit Georg Anton von Schönberg, der 1755 starb. Den Besitz übernahm seine Witwe Helena Dorothea von Schönberg, geborene von Wallwitz, die 1799 von ihrem Bruder, Georg Reinhardt Graf von Wallwitz auf Schweikershain, beerbt wurde. Die Grafen von Wallwitz behielten Limbach bis 1846, als Georg Friedrich Graf von Wallwitz das Gut an Georg Friedrich Carl August von Rhöden verkaufte. Es folgte 1851 Otto Freiherr von Welck. 1862 übernahm der Fabrikant und Kaufmann Friedrich Ludwig Leuschner als erster bürgerlicher Rittergutsbesitzer das Rittergut Limbach. Sein Sohn Dr. Otto Leuschner verkaufte den Besitz 1911 an die Stadt Limbach. Der Kauf des Rittergutes durch die Stadt Limbach war ein bedeutender Schritt in der städtischen Entwicklung. Obgleich die Suche zunächst nur einem Bauplatz für den Bau eines Verwaltungsgebäudes galt, welches den Aufgaben der rasant wachsenden Stadt entsprach, hatte der Kauf viele weitere Vorteile für die junge Industriestadt. Da auf dem Rittergut als altem Herrensitz auch die historischen Rechte an großen Teilen des Gemeindegrundes lagen, konnte die Stadt mit dem Kauf auch die Eigentumsrechte an mehr als der Hälfte der städtischen Grundfläche erwerben. Diese nicht unwesentliche Fläche war natürlich auch für die weitere Entwicklung der Industrie und vor allem für dringend benötigten Wohnraum wichtig. Die jahrelangen Verhandlungen mit der Familie Leuschner führten am 29. Juli 1911 zur Unterzeichnung des Kaufvertrages und zur

Übergabe des Rittergutsbesitzes zum 1. Januar 1912. Für die Stadt war diese Investition keine leichte Entscheidung. Mit einer Kaufsumme von 825.000 Goldmark nahm man eine Verpflichtung für die kommenden 20 Jahre auf, doch hatte der Stadtrat unter der Leitung des Bürgermeisters Dr. Arno Kretschmar den Weitblick diese Entscheidung zum Wohle der Stadt zu beschließen.

Geldnöte retteten das historische Aussehen

Bereits um die Jahrhundertwende war der Platzmangel im Rathaus in der Jägerstraße 8 deutlich geworden und man verteilte die Verwaltung auf mehrere Gebäude. Daher beschäftigte sich der Stadtrat schon frühzeitig mit der Idee eines Neubaus, welchem es aber an dem nötigen Platz mangelte. Daher wurden Verhandlungen mit dem Rittergutsbesitzer Dr. Otto Leuschner aufgenommen, um dessen Bereitschaft zu einem Verkauf zu prüfen. Nachdem man sich im Jahre 1911 auf eine Preis geeinigt hatte, ging man zur Planung des Umbaus über. An einem reichweiten Preisausschreiben nahmen über 100 Architekten teil, wobei der Entwurf der Architekten Theodor Veil (1879–1965) und Gerhard Herms aus München 1913 als Sieger hervorging. Wie ein anderer Entwurf zeigt, sollte schon damals das gesamte Areal zwischen Kirche, Burgstädter Straße und der Firma Louis H. Schaarschmidt zu einem imposanten Zentrum umgestaltet werden. Dieses Vorhaben scheiterte an dem ausbrechenden Weltkrieg.

Als sich die Stadt in den 1920er Jahren finanziell soweit gefestigt hatte, dass von neuem eine Umgestaltung vorgenommen werden konnte,



blieb es bei Plänen, da die hohe Arbeitslosigkeit nach der Weltwirtschaftskrise viele Jahre ihre Auswirkungen auf die Stadt hatte. Hierzu hatte der damalige Student Hans Möckel seine Entwürfe eingereicht, welche vom Stadtrat auch befürwortet wurden. Danach sollte ein neues Zentrum mit Markt entstehen, wobei der Umgestaltung alle historischen Gebäude bis auf das Herrenhaus zum Opfer gefallen wären. Selbst die Kirchgemeinde hatte man von einem Neubau der Stadtkirche überzeugen können. Als die finanziellen Mittel nicht zu beschaffen waren, wurde Hans Möckel mit dem Umbau des bestehenden Rittergutes zu einem Verwaltungssitz beauftragt. Darin eingeschlossen war die Neugestaltung des Kirchengartens und des Schafstallplatzes.

Herrenhaus

Der massive Hauptteil des Rittergutes wurde in seiner heutigen Form unter Georg I. von Schönberg in den Jahren 1568 bis 1570 auf den Resten eines älteren Gebäudes errichtet. Es war das

Wohnhaus der Familie des Rittergutsherren und als solches bis zum Kauf durch die Stadt im Jahre 1912 bewohnt. An den Photographien, welche der Heimatforscher Paul Seydel um 1900 im Herrenzimmer aufnehmen ließ, kann man noch die erhabene Atmosphäre ersehen. Sicherlich wurde das Gebäude im Laufe der Jahrhunderte einigen Veränderungen nach dem jeweiligen Zeitgeschmack unterworfen, doch blieben wichtige Bestandteile wie die Wendeltreppe, die historischen Holztüren, die Steinfiguren und die Sitznischen unverändert. Im Jahre 1883 wurde dem Herrenhaus ein Turm mit Uhr aufgesetzt, der aber bis heute auch nicht ganz unverändert blieb.

links: Entwurf für ein Rathaus der Stadt Limbach von Theodor Veil und Gerhard Herms, 1913 © Stadtarchiv Limbach-Oberfrohna

rechts: Bebauungsplan für das Stadtzentrum von Limbach, Vogelschau von Hans Möckel, 1930. Der Plan sah den Abbruch des Rittergutes und der Kirche vor. © Stadtarchiv Limbach-Oberfrohna

Eine städtebauliche Veränderung in Limbach

Das ehemalige Rittergut als Rathaus umgestaltet

Das neue Rathaus befindet sich im Vorderplan. Der Schafstall (links) hat ein für den Verkehr; rechts ist der Markt der Herren-Haus-Schloss.

Die Stadt Limbach hat durch die Umgestaltung des ehemaligen Rittergutes als Rathaus ein bedeutendes Ereignis erlebt. Die Umgestaltung des ehemaligen Rittergutes als Rathaus ist ein Beispiel für die städtebauliche Veränderung in Limbach. Die Umgestaltung des ehemaligen Rittergutes als Rathaus ist ein Beispiel für die städtebauliche Veränderung in Limbach.

Das neue Rathaus befindet sich im Vorderplan. Der Schafstall (links) hat ein für den Verkehr; rechts ist der Markt der Herren-Haus-Schloss.

Bericht in den „Chemnitzer Neuesten Nachrichten“ vom 14. November 1934 zum Umbau des Ritterguts zum Rathaus

links: Herrenhaus Limbach,
Renaissance-Sitznischenportal
Foto: Matthias Donath



rechts: Herrenhaus Limbach,
Raum im ersten Obergeschoss mit
Renaissance-Reliefffeiler
Foto: Matthias Donath



Nach dem Kauf durch die Stadt wurde das Gebäude sukzessive in ein Verwaltungsgebäude umgewandelt. In den 1920er Jahren wurde im Erdgeschoss die Stadtbank eingerichtet, deren markante Fenster und der Tresor bis heute noch erhalten geblieben sind. Weiterhin wurden die Wohnräume zu Verwaltungsräumen umgebaut, wobei auch wenig Rücksicht auf die historischen Details genommen wurde. In den 1930er Jahren wurden die Kellerräume zu Luftschutzräumen ausgebaut, welche zu DDR-Zeiten die Waffen der Kampfgruppen beherbergten.

Bei den Restaurierungsarbeiten Ende der 1990er Jahre kamen dann einige der bemerkenswerten historischen Details wieder zum Vorschein und wurden für die Öffentlichkeit sichtbar restauriert. Neben Originalbalken mit Jahreszahl des Einbaus fanden sich im Büro des Oberbürgermeisters eine Schmucksäule sowie Kassettendecken. Im Flur wurden Sitznischen sowie Sgraffittomalereien entdeckt. Im daneben liegenden Raum kamen Holzdeckentalereien zum Vorschein, welche u. a. das Wappen der von Schönberg zeigen.

Haus B, einst Pächterhaus, heute Finanzverwaltung

Der Ursprung des Pächterhauses ist nicht richtig zu belegen. Sicher wird es aber kurz nach dem Herrenhaus entstanden sein, da nach der Teilung des Rittergutes durch die Schönberger Ende des 16. Jahrhunderts zwei Herren und deren Familien im Rittergut lebten. Seinen Namen bekam es von dem Umstand, dass die Rittergutsherren in späteren Jahren die Verwaltung des Rittergutsbezirkes nicht alleine

handhaben konnten oder anderweitig noch Besitz zu verwalten hatten. Daher stellten sie Pächter ein, welche die Besitzung an ihrer Statt verwalteten. Gleichzeitig diente der Raum über dem heutigen Säulengang als Gerichtsstube, welche nach Abgabe der Gerichtsbarkeit zeitweise als Schulraum eingerichtet wurde.

Nach Kauf durch die Stadt Limbach wurde 1919 mit dem Umbau zum Verwaltungsgebäude begonnen und daselbst u. a. die Wohnung des Bürgermeisters sowie die Polizeibehörde eingerichtet. Weitere Veränderungen zur besseren Unterbringung der jeweiligen Verwaltung wurden 1934, 1968 sowie im Jahre 2000 vorgenommen.

Bei der Neugestaltung des Rittergutes 1934 wurde der Säulengang an der Ecke zur Kreuzung eingebaut. Außerdem entstand in den unteren Räumen des Hauses eine Volksküche zur Versorgung der ärmeren Bevölkerungsteile. Wie lange diese dort ansässig war, ist anhand der Akten nicht genau zu belegen. 1974 wurde ein Vertrag mit den HO-Gaststätten geschlossen, wonach das „Broilereck“ in die Räume einzog. Neben Gasträumen im Hause war auch ein Straßenverkauf an der Seite zum Kirchgarten vorhanden. Die Räume wurden 1991 umgebaut, neu ausgeschrieben und sind bis heute als Gaststätte „Ratsstube“ für ihr gutes Essen bekannt. Durch die Umgestaltung des Hauses B im Jahre 2000 konnte die ehemalige Durchfahrt zum Hof in den Gastraum integriert werden.

Über dem Säulengang wurde 1934 eine Ritterfigur zur Erinnerung an die lange Geschichte des Rittergutes angebracht, welche als „Zeichen des Feudalismus“ 1953 von den SED-Machthabern zerstört wurde. 2002 kam der Ritter wieder an diese zentrale Stelle.

Haus C

Da bei dem großen Feuer 1891 die Nebengebäude abgebrannt sind, dürfte auch dieser Gebäudeteil den Flammen zum Opfer gefallen sein. Die Familie Leuschner/Lingelbach ließ daraufhin die Wirtschaftsgebäude wieder aufrichten. Im Haus C entstand ein Unterstellgebäude für die Kutschen des Rittergutes. Sicherlich wird das Dach auch zur Einlagerung von Vorräten gedient haben.

Verwaltungstechnisch entstand bei den Umbaumaßnahmen der 1930er Jahre die Polizeistation, welche hier schon damals vor allem Meldesachen aufgenommen hat. Diese Verwaltungsaufgabe blieb dem Gebäude bis heute erhalten, da auch die Volkspolizei der DDR für das Meldewesen zuständig war. Einprägsam aus jener Zeit bleiben die Bilder vom November 1989, als nach der Maueröffnung hunderte Menschen tagelang nach Visa für Westreisen anstanden. Heute übernimmt das kürzlich geschaffene Bürgerbüro die Meldeaufgaben.

Haus D

Das alte Scheunengebäude, das auch nach dem Brand 1891 neu errichtet worden sein muss, hatte über die folgenden Jahre eine Vielzahl unterschiedlicher Funktionen.

Nach dem Ende des landwirtschaftlichen Betriebs auf dem Rittergut und dem Verkauf aller restlichen Vorräte wurde das Gebäude in den 1920er Jahre zur Garage für die Automobile der Freiwilligen Feuerwehr Limbach. Diese blieben bis in die 1940er Jahre dort stationiert. Nach Kriegsende wurden die Stellflächen dem VEB Kraftverkehr zugeteilt, welcher dieses bis Anfang der 1960er Jahre nutzte. Nach Umbau des Gebäudes war es zum Großteil der Volkspolizei zugeteilt. Im Erdgeschoss waren neben den Fahrzeughallen noch die Waffenkammer und die Räume für die Reinigung der Ausrüstung. Im Obergeschoss waren weitere Teile der Volkspolizei sowie das Wehrkreiskommando untergebracht. Die Polizei blieb bis in die 1990er Jahre in dem Haus ansässig, ehe sie ein Reviergebäude in der Frohnbachstraße bezog. Danach zog die Stadtverwaltung in das Gebäude, so unter anderem der Oberbürgermeister und Bürgermeister während der Neugestaltung des Hauses A.

Mit dem Wachsen der Stadt und der Zentralisierung der Aufgaben in einem Rathaus wurde auch ein Stadtarchiv geschaffen, welches seine Bestände geschlossen verwalten sollte. Daher wurden die Fahrzeughallen zu einem Archivraum umgestaltet und erste Bestände hier eingelagert. Durch Übernahme aus den Ortsteilen und der Rückführung der Altbestände aus dem Kreisarchiv kamen weitere Räume dazu. Heute beherbergt das Stadtarchiv etwa 1,8 Kilometer laufende Akten in diesem Gebäudeteil.

Im Jahre 1998 wurde für touristische Anfragen



die Stadtinformation eingerichtet, welche die Eckräume des Hauses D zur Chemnitzer Straße belegte. Nach dessen Vereinigung mit dem Bürgerbüro war bis 2012 die Örtliche Erhebungsstelle zur Volkszählung 2011 dort einquartiert.

Haus E und F

Diesem Gebäudeteil sieht man seine landwirtschaftliche Ursprungsnutzung noch an. Im linken Trakt war ursprünglich der Kuh- und Ochsenstall untergebracht. Darüber waren sicherlich die Futtermittel eingelagert. Daran schloss sich das Grashaushaus an, welches später durch Bau einer DRK-Baracke in den 1950er Jahren ersetzt wurde und heute Garagen für den Fuhrpark der Stadtverwaltung bietet.

Haus E wurde später zu einem Verwaltungsgebäude umgebaut und 1995 aufwendig saniert. Dabei wurden die Dachbalken ausgetauscht, die Außenwände durch Stützen verstärkt und die Kellerräume instandgesetzt. Ein neues Dach und eine neue Außenfassade erhielt das Haus im Jahre 2011. Dabei wurde auch ein Fußboden in den ehemaligen Kuhstall eingezogen und dieser dem Stadtarchiv zur Verfügung gestellt, um die Bauakten aus dem Rathaus Pleiße überführen zu können und damit das Stadtarchiv an einem Punkt konzentriert zu haben. Weiterhin sind dort seit einigen Jahren die Schiedsstelle und eine anwaltliche Beratungsstelle untergebracht. Das ehemalige Heizhaus wurde 2006 entfernt und eine Verbindungsbrücke mit den übrigen Hausteilen 2010 hergestellt.

Den Rundgang beschließt die ehemalige Rittergutsgärtnerei. In diesem Gebäudeteil lebte früher der Rittergutsgärtner, welcher die zwischen Rittergut und Marktstraße liegenden Beete versorgte. Bei Umbauarbeiten fanden sich zudem sehr alte Schmuckbalken, welche im heutigen Renaissanceraum zu sehen sind.

Rathaus der Stadt Limbach, Haus B, Arkaden und Ritterfigur, 1935
© Stadtarchiv Limbach-Oberfrohna

Kirche und Rittergut, davor „Platz der Nationalen Erhebung“, 1935
© Stadtarchiv Limbach-Oberfrohna



Kirchgarten und Rathausplatz

Der Bau einer Kirche führte fast immer dazu, dass gleichzeitig ein Gottesacker angelegt wurde. In Limbach wird der Friedhof wohl seit Erteilung der Begräbnisberechtigung für die hiesige Pfarrkirche bestanden haben. Als dieser zu klein wurde, da auch die eingepfarrten Dörfer ihre Verstorbenen hier begraben ließen, wurde ein neuer Friedhof gegenüber der heutigen Goetheschule angelegt. Der alte Friedhof blieb zwar eingezäunt, wurde aber nicht mehr genutzt. Im Laufe der Zeit entwickelte er sich zum Obstgarten des Rittergutes und ging schließlich in dessen Besitz über. Mit dem Kauf desselben durch die Stadt entstanden Überlegungen zur Nutzung des Kirchgartens. Zunächst ließ Bürgermeister Schubardt eine Blechgarage für seinen Dienstwagen dort errichten, da er seine Dienstwohnung im Rittergut bezogen hatte. Als dann Pläne zur Umgestaltung des Zentrums von Limbach entstanden, wurde 1933 zunächst die auffällige Umfriedungsmauer abgebrochen. Im Zuge des Rathausumbaus 1934 wurde dann diese Anlage durch Hans Möckel neu gestaltet. Es entstand ein Platz, welcher den politischen Verhältnissen entsprechend „Platz der Nationalen Erhebung“ genannt und mit einem Denkmal für den ermordeten SS-Mann Herbert Grobe versehen wurde. Dieses wurde 1945 entfernt, der Platz aber in seiner sonstigen Gestaltung belassen. Eine größere öffentliche Aufmerksamkeit kam ihm erst wieder zu, als der sog. „Überflieger“ im Jahre 2009 darüber hinweg in das Dach der Stadtkirche flog. 2010 wurde außerdem ein Denkmal für die Stifter der Bürgerstiftung darauf errichtet. 2015/16 wurde der Platz grundlegend saniert. Gleichzeitig wurde er Dietrich

Bonhoeffer gewidmet, welchem mit einer Stele gedacht wird.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Chemnitzer Straße lag die Schäferei des Rittergutes. Dieser Gebäudekomplex beherbergte neben der Schäferei auch den Großteil der landwirtschaftlichen Gerätschaften. Wie die Adressbücher bis 1912 beweisen, wohnte hier auch der Rittergutschäfer mit seinen Hilfskräften und deren Familien. Nach dem Kauf des Rittergutes wurden das Inventar und das Vieh auf einer Auktion versteigert. Damit wurde auch das Gebäude, welches sicherlich in keinem guten baulichen Zustand mehr war, nutzlos und deshalb abgetragen. Der Neugestaltung des Zentrums und damit auch des „Schafstallplatzes“ kamen dann der Erste Weltkrieg und die darauffolgende Inflation in die Quere. Man zäunte den Platz daher ein und vergab diesen als Stellfläche für Baracken von Baufirmen und später der Polizei. Ende der 1920er Jahre wurde eine neue Umgestaltung des Zentrums angedacht, für welche der Architekt Hans Möckel schon die Pläne gefertigt hatte. Auch diese musste aus Geldnöten reduziert werden. Der Platz wurde jedoch zu einem Schmuckplatz im Zentrum der Stadt umgestaltet und den Zeitverhältnissen nach in Adolf-Hitler-Platz umbenannt. Nach Kriegsende wurde er in Rathausplatz umgewidmet und darauf das „Denkmal für die Opfer des Faschismus“ nach Entwürfen von Horst Schieke errichtet. 2016 wurde dem Platz die lange geplante Verschönerungskur zugedacht. Eine Verlegung der Busstraße an das Hausgrundstück Burgstädter Straße 2 und die Neugestaltung der Grünanlagen gaben dem zentralsten Platz der Stadt ein neues Gesicht. Das Denkmal wurde unverändert gelassen. Eine Neuwidmung war nicht gewollt, ebenso eine Beseitigung.

Autor

Diplom-Archivar (FH)
Christian Kirchner
Stadtverwaltung
Limbach-Oberfrohna
Stadtarchiv
Rathausplatz 1
09212 Limbach-Oberfrohna

Lebensbilder aus Limbach–Oberfrohna

Christian Kirchner, Jürgen Lohr, Walter Wenzel, Ursula Ziemert

Georg I. von Schönberg (1524–1588)

Georg von Schönberg¹, Sohn des ersten Schönberger Lehnsträgers auf Limbach, wurde am Gründonnerstag 1524 geboren. Er schrieb sich 1542 in der Universität Wittenberg ein und trat später in den Dienst des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Das Rittergut Limbach erbte er 1546, wobei die offizielle Belehnung erst im Jahre 1552 erfolgte. Zu diesem Zeitpunkt schien er schon über ein stattliches Vermögen verfügt zu haben, was Pfandscheine an den kurfürstlichen Hof zeigen. Zu seinem Limbacher Erbe erhielt er bei dem Aussterben einer anderen Schönberger Nebenlinie 1576 das Schloss Sachsenburg mit Zubehör zugesprochen.

Wichtig für Limbach und das Rittergut war er aber vor allem durch seine Umgestaltung des Dorfkernes. So kaufte er zuerst 1552 das alte Schenkgut und ließ dieses 1572 neu erbauen. Für die Lagerung des Bieres ließ er den Kellerberg unterhöhlen und die namensgebenden Keller einrichten. Weiterhin ließ er um 1570 das Herrenhaus in massiver Bauweise errichten. Ein weiterer Bestandteil des damaligen Bausehens war die Neuerrichtung der Fronfeste. Der Kirche vermacht er einen steinernen Altar und gibt eine Spende an den Pfarrer sowie den

Schulmeister. Bis heute überdauert hat auch der Knauteich, welchen er durch Errichtung des Dammes anstauen ließ. Seine hiesigen Besitz vergrößert er 1585 durch Ankauf des Rittergutes Mittelfrohna. Georg I. von Schönberg verstarb am 5. Januar 1588 zu Sachsenburg und wurde am 16. Januar 1588 in der Kirche zu Limbach beigesetzt.

Helena Dorothea von Schönberg (1729–1799)

Die bedeutendste Frau in der Limbacher Geschichte wurde am 22. November 1729 zu Schweikershain als Tochter des Oberstleutnant Johann Joachim von Wallwitz und dessen Gemahlin Johanna Sophia von Büнау geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie wohl auf dem elterlichen Gut und erhielt dort sicherlich die Ausbildung durch einen Hauslehrer. Im Alter von 16 Jahren heiratete sie am 27. September 1746 zu Limbach den Oberwachtmeister des kurprinzlichen Kürassierregiments Georg Anton von Schönberg. Mit ihm zusammen begann sie, die wirtschaftliche Kraft des Dorfes zu forcieren. Zunächst wurde 1747 eine eigene Ziegelei und 1750 eine Klöppelschule im Rittergut eingerichtet; 1751 begann man mit der Nutzung des Serpentinsteinsbruchs am Hohen Hain. 1750

¹ Die Beiträge zu Georg von Schönberg, Helena Dorothea von Schönberg, Johann Esche, Friedrich Ludwig Leuschner und Hans Möckel stammen von Christian Kirchner. Der Beitrag zu Johann Esche wurde von Matthias Donath unter Verwendung neuer Forschungsergebnisse von Dietrich Esche überarbeitet.



Herrenhaus Limbach, Sitznischenportal, vermutlich Bildnis Georg von Schönbergs
Foto: Matthias Donath

Helena Dorothea von Schönberg,
Gemälde, um 1780
Foto: Dietmar Träupmann

2 Der Beitrag zu Anna Esche stammt von Ursula Ziemert.

wurde mit dem Bau der ersten planmäßigen Wirkersiedlung Deutschlands auf dem Helenenberg begonnen. Nach der ersten Besiedlung verstarb am 25. Juli 1755 ihr Ehegatte und es kam zu Erbstreitigkeiten mit dessen Bruder Johann Dietrich. Außerdem entstanden durch den Siebenjährigen Krieg ungeheure Kosten, welche den wirtschaftlichen Aufschwung etwas bremsen. Noch während dieser Zeit wurde 1757 das neue Brauhaus (heute Hotel „Lay-Haus“) fertiggestellt. Sie selbst konnte die Erbstreitigkeiten zu ihren Gunsten klären und wurde 1759 unter der Vormundschaft ihrer Brüder und eines Schwagers mit dem Rittergut Limbach belehnt. Dieses brannte mit Ausnahme des Herrenhauses im Jahre 1769 nieder. Das weiterbetriebene Wachsen der Siedlung am Helenenberg und die Anlage am Dorotheenberg brachten dem Dorf einen weiteren Zuzug von Strumpfwirkern, sodass nach langwierigen Verhandlungen im Jahre 1785 eine eigene Innung gegründet werden konnte. Das florierende Dorf bekam durch die Ausdauer seiner Rittergutsherrin 1795 das Recht auf zwei Jahrmärkte. Nach einem langen Leben, in dem sie für Limbach Entscheidendes in die Wege leitete, verstarb die Rittergutsherrin Helena Dorothea von Schönberg am 29. März 1799. An der Seite ihres Gemahls wurde sie in der Limbacher Kirche neben dem Altar beerdigt.

Johann Esche (1682–1752)

Limbachs bekanntester Einwohner des 18. Jahrhunderts wurde am 3. Mai 1682 in Köthensdorf getauft. Sein Vater zog mit der Familie 1698 nach Limbach und kaufte am Markt eine Färberei. Da Köthensdorf sowie auch Mittelfrohna, wo sein Vater Johann Esche herstammte, zum Lehen des Rittergutes Limbach gehörten, war dieser Wechsel recht unproblematisch. Über die Jugendjahre Jo-

hann Esches ist nur sehr wenig bekannt. Forschungen von Dietrich Esche ergaben, dass er zunächst in der Färberei seines Vaters als Formenstecher tätig war. Dann wurde er Strumpfwirker. Wie die anderen Wirker in Limbach stellte er zunächst wollene Produkte her. Nach 1727 lernte er auf einer Reise nach Dresden einen Hugenotten kennen, der auf einem Wirkstuhl Seidenstrümpfe fertigte. Danach arbeitete Johann Esche in den folgenden Jahren an der Entwicklung eines Wirkstuhls, der Seide verarbeiten konnte. Esche wurde somit zum Begründer der Seidenwirkerei in Limbach und Umgebung, die allerdings zunächst nur auf wenige Meister beschränkt war. Johann Esche wurde über die Jahre ein angesehener Strumpf- und Seidenfabrikant sowie Handelsmann, der seine Waren auf der Messe in Leipzig mit großem Erfolg absetzte. Er kaufte ein Haus im später so genannten Esche-Viertel, in dem die Familie nach und nach mehrere Grundstücke erwarb und bebaute. Am 30. Januar 1752 verstarb Johann Esche als „erbangeseßener, alter wohlhangesehener, werter Einwohner in Limbach“. Johann Esche war der Stammvater der weit verzweigten Fabrikantenfamilie Esche. Sein Nachfahre Moritz Samuel Esche gründete 1843 in Limbach eine Strumpffabrik. Diese wurde 1871 nach Chemnitz verlegt und zur größten Strumpffabrik Deutschlands ausgebaut.

Anna Esche (1824–1920)

Am 23. Dezember 1824 erblickte in Chemnitz Anna Clara Clauß das Licht der Welt, die Tochter von Peter Otto Clauß, dem Gründer der Spinnerei in Flöha, und seiner Frau Henriette Sophie geb. Rahlenbeck.² Am 18. Oktober 1844 heiratete sie in die in Limbach hoch geachtete Fabrikantenfamilie Esche ein. Ihr Mann Dr. Carl Julius Esche hatte Medizin studiert und zu-

Johann Esche, Gemälde um 1750, Dauerleihgabe aus Privatbesitz im Esche-Museum Limbach-Oberfrohna Foto: Dietmar Träupmann



Anna Esche, um 1900



nächst als Arzt praktiziert. 1843 gab er seinen Beruf auf, um Teilhaber der Strumpffabrik Moritz Samuel Esche zu werden. Anna und Julius bekamen drei Kinder. Nach dem Tod ihres Mannes 1867 kümmerte sich Anna Esche bis ins hohe Alter um soziale Belange in Limbach.

Ihr erstes Projekt war 1882 die Gründung einer „Kinderbewahranstalt“, in der noch nicht schulpflichtige Kinder berufstätiger Frauen gegen ein geringes Entgelt ganztägig betreut wurden. Für den Neubau in der heutigen Südstraße, in dem schließlich 60 Kinder betreut werden konnten, stiftete sie im Jahr 1890 15.000 Mark und blieb auch weiterhin eine der tatkräftigsten Unterstützerinnen. An ihrem 80. Geburtstag im Dezember 1904 wurde die Einrichtung nach ihr benannt. Das „Anna-Esche-Heim“ bestand bis 1923. 1887 wurde Anna Esche Mitbegründerin und Vorsitzende des Albert-Zweigvereins. Dieser im Jahre 1867 in Dresden gegründete Frauenverein des Roten Kreuzes war nach König Albert von Sachsen benannt und widmete sich in Friedenszeiten karitativ der Armenpflege. Hauptaufgabe war die Betreuung sozial Benachteiligter und Kranker, die Verteilung kostenloser Lebensmittel und die Unterstützung von Familien, die fremde, oft uneheliche Kinder gegen geringes Entgelt aufzogen.

1896 wurde Anna Esche die erste Ehrenbürgerin Limbachs. Die Verleihung der Ehrenbürgerwürde wurde damit begründet, dass sie über 50 Jahre lang in Limbach durch „unermüdliche Wohltätigkeit die sichere Zuflucht der Armen und Bedrängten“ geworden sei. Gleichzeitig wurde zu ihren Ehren die Fachschulstraße in Anna-Esche-Straße umbenannt. Auch das Königreich Sachsen verlieh Anna Esche hohe Auszeichnungen, so 1894 die silberne Carola-Medaille für ihre Verdienste im Albertverein und auf dem Gebiet der hilfreichen Nächstenliebe, 1896 der Sidonien-Orden und 1916 die Carola-Medaille in Gold. Anna Esche starb im Alter von 96 Jahren, bis zuletzt geistig rege und hoch geehrt, am 16. Februar 1920. Von ihr und ihren Kindern stammten verschiedene Stiftungen und Schenkungen, so Schenkungen für das Krankenhaus und die „Geschwister-Esche-Stiftung“, deren jährliche Zinserträge bedürftigen Männern und Frauen über 60 Jahre „zur Bezahlung von Wohnung und Feuerung“ zugutekamen.

Friedrich Ludwig Leuschner (1824–1889)

Der erste bürgerliche Besitzer des Ritterguts Limbach wurde am 10. März 1824 in Gräfenhainichen geboren. 1850 erlangte er das Bürgerrecht zu Glauchau und gründete dort eine Fabrik. Im darauffolgenden Jahr vermählte er sich mit Henriette Elise Raum, der Tochter des Konsistorial- und Kanzleidirektors der Schönburgischen Gesamtkanzlei. Am 18. August 1862



Friedrich Ludwig Leuschner,
Gemälde, um 1889
© Stadtarchiv Limbach-Oberfrohna

kaufte er das Rittergut Limbach von Freiherr Otto von Welck und begann gleich mit dem Schaffen von notwendigen Veränderungen. Er ordnete das Jahrmarktwesen neu und forcierte die Bebauung des Kellerbergs. Der neue Platz erhielt ihm zu Ehren die Bezeichnung Ludwigsplatz, da er das große Bassin stiftete, welche viele Jahre das Bild des Platzes prägte. Weiterhin zeigte er sich sehr rührig im sozialen Bereich, indem er sich um die Förderung des Schulwesens kümmerte und den Bau der Bürgerschule I vorantrieb. Als in den Jahren 1870/71 die deutschen Soldaten aus dem Feldzug gegen Frankreich verwundet nach Hause kamen, bot sich Rittergutsbesitzer Leuschner an, diese auf eigene Kosten und in seinem eigenen Haus persönlich unterzubringen und versorgen zu lassen. So kam es, dass 100 Verwundete in Limbach gesund gepflegt wurden. Zum Dank übereignete das Preußische Kriegsministerium ihm eine erbeutete französische Kanone, welche viele Jahre auf dem Gutshof prangte und für Salutschüsse angewandt wurde.

Zur Steigerung der Wirtschaftlichkeit der Gemeinde Limbach bedurfte es des Baues einer Bahnlinie. Da der direkte Anschluss an die Linie Leipzig-Chemnitz gescheitert war, wurde eine Zweiglinie ab Wittgensdorf eingerichtet, für welche eine Enteignung vieler Hektar Land aus dem Besitz des Rittergutes notwendig war. Auch politisch engagierte sich Leuschner für die hiesige Gemeinde und vertrat von 1873 bis 1878 den Wahlkreis in der II. Kammer des sächsischen Landtags. Nachdem er eine Petition zur Erteilung einer Städteordnung und damit der Stadtrechtsverleihung von Limbach eingereicht hatte, fiel er durch einen Unfall monatelang aus und legte sein Mandat nieder. Das Rittergut Limbach übergab er 1883 seiner ältesten Tochter Magdalene, welche mit Carl Lingelbach verheiratet war,

3 Der Beitrag zu Heinrich Mauersberger stammt von Jürgen Lohr.

und kaufte sich das Rittergut Dittersdorf in der Sächsischen Schweiz, ehe er am 29. Dezember 1889 in seinem Elternhaus zu Glauchau verstarb und dort in der Familiengruft beigesetzt wurde.

Hans Möckel (1908–1942)

Der Limbacher Architekt war über viele Jahrzehnte in Vergessenheit geraten, da seine Schaffenszeit in die Zeit des Dritten Reiches fiel. Hans Kurt Möckel wurde als Sohn des Kaufmanns Hans Otto Möckel am 28. Februar 1908 in der Helenenstraße 50 geboren. Er besuchte von 1914 bis 1922 die Bürgerschule I. Daran schloss sich eine Ausbildung als Maurer und Bautechniker bei der Firma des Baumeisters Curt Sussig an, welche er 1925 mit sehr guten Zeugnissen beendet. Er besuchte darauf bis 1927 die Sächsische Staatsbauschule für Hochbau in Chemnitz, wo er u. a. von Dr.-Ing. Hermann Heuss, dem Bruder des späteren Bundespräsidenten Theodor Heuss, unterrichtet wurde. Erste berufliche Erfahrungen als Hochbautechniker sammelte er 1927 bis 1929 bei Architekt Dr.-Ing. Wilhelm Sievers, wo er „eine große Anzahl Villen, Fabriken, Wohnhaus-Projekte, Wettbewerbe für Schulen, Ortskrankenkassen usw.“ mit entworfen und die Entwicklung überwacht hat. Zu weiteren Studien schrieb er sich an der Akademie für bildende Künste Dresden ein, um von 1929 bis 1933 die Meisterschule von Prof. Dr. Wilhelm Kreis zu besuchen. Diese schloss er mit mehreren Auszeichnungen und Ehrenzeugnissen ab. Neben diesem Studium war er aber auch praktisch tätig und überwachte u. a. die Neugestaltung der Lehrerwohnung in Pleiße, nahm an zahlreichen Wettbewerben teil und errang im Abschlussjahr den „Rompreis“,



Hans Möckel, um 1940

© Stadarchiv Limbach-Oberfrohna

welcher ihm einen einjährigen freien Studienaufenthalt in Rom ermöglichte. Da er mit vielen weiteren Projekten beschäftigt war, nahm er diese Chance allerdings nur offiziell wahr und arbeitete in Limbach weiter an seinen Projekten. Das wichtigste hiervon war die Umgestaltung des Limbacher Stadtzentrums. Bereits 1933 hatte er die Ausschreibung gewonnen, welche den Umbau des Rittergutes zum Verwaltungszentrum vorsah. Weiterhin wurde der alte Kirchgarten umgestaltet und die Baubrache der ehemaligen Rittergutsschäferei zum Rathausplatz eingeplant. Seinen Entwürfen folgend entstanden die Bogengänge, der Weg zwischen Kirche und Rittergut, die großen Fenster in Standesamt und Stadtkasse sowie weitere Details inner- und außerhalb des Gebäudes. Diese Umgestaltung war für ihn eine berufliche Qualifikation, welche ihm viele weitere Projekte in der näheren Umgebung einbrachte, auch ohne dass er sich mit den politischen Kreisen seiner Zeit abgab oder in die Partei eingetreten wäre. Seine Achtung in der Bürgerschaft errang er aber auch durch seinen Einsatz für das Stadtparkfest, dessen Organisation er über mehrere Jahre unterstützte. Bis heute sind die Galapagos-Insel oder die Bäreninsel in Erinnerung, welche er in den Jahren 1935 und 1936 auf der Insel des Dreierlenteiches (heute im Teil des Tierparks) errichtete. Ein weiterer beruflicher Aufstieg wurde durch den Kriegsbeginn jäh unterbrochen, da Hans Möckel zur Wehrmacht eingezogen wurde. Bei einem Flug über dem Berg Salatin in der Slowakei stürzte er 1942 ab und erlag nach der Notlandung seinen schweren Verletzungen.

Heinrich Mauersberger (1909–1982)

Heinrich Mauersberger³ verhalf als Erfinder, Wegbereiter, Maschinenbauer und textiler Entwickler seinem neuen Stoffherstellungs-Verfahren zur internationalen Anerkennung. Er schuf die wesentlichen Grundlagen für die Serienfertigung der Nähwirkmaschinen. Unter dem geschützten Warenzeichen MALIMO® (Mauersberger Limbach-Oberfrohna) wurden sowohl die Maschinen als auch die darauf hergestellten Erzeugnisse national und international erfolgreich vermarktet. Mit dem Maschinenhersteller VEB Nähwirkmaschinenbau Karl-Marx-Stadt und dem weltweit größten Nähwirkbetrieb VEB Malitex Hohenstein-Ernstthal war diese Region das Zentrum der Nähwirktechnik MALIMO.

Am 11. Februar 1909 wurde Heinrich Mauersberger in Neukirchen bei Crimmitschau geboren. Sein Berufswunsch war Maschinenbauer oder Elektriker. Sein Vater schickte ihn aber von 1929 bis 1931 in die Lehre als Färber in eine Tuchfabrik. Nach erfolgreichem Lehrabschluss folgten der Besuch der Webschule in

Crimmitschau und der Akademie für Technik in Chemnitz mit dem Abschluss als Färbertechniker. Am 4. Februar 1933 heiratete er in Crimmitschau Elsbeth Winterling, die Tochter eines Schlossermeisters. Im gleichen Jahr ging er auf „Wanderschaft“ und arbeitet jeweils befristet in mehreren Textilfabriken Sachsens.

1934 erhielt er eine feste Anstellung als Chemiker/Colorist bei der damals weltbekannten Limbacher Handschuhfabrik C. A. Kühnert A.-G. im Werk Göppersdorf bei Burgstädt. Mit seiner Frau zog er in die dortige Fabrikwohnung. In der Firma hatte er für die Farbgebung und effektvolle Ausrüstung der Handschuhstoffe zu sorgen. Daraus entstanden seine ersten zum Patent angemeldeten Erfindungen, u. a. der Ätzdruck für Handschuhstoffe. Von 1941 bis 1946 war er Soldat und nach Kriegsende Sanitäter in amerikanischer Kriegsgefangenschaft.

In schwerer Nachkriegszeit konnte er nur noch kurze Zeit in der fast still stehenden Handschuhfabrik tätig sein. Durch Einfallsreichtum und handwerkliches Geschick wollte er die Not überwinden. Mit einer selbst gebauten Hand-Flachstrickmaschine erlernte er das Strickhandwerk, legte die Strick-Meisterprüfung an der Handwerkskammer ab, meldete ein Heimgewerbe an und verkaufte etwa zwei Jahre lang die selbst gefertigten Strickwaren an ein Chemnitzer Textilwarengeschäft.

1947 kam die entscheidende Idee für das Übernähen von Fadenlagen beim Beobachten, wie seine Frau schadhafte Stellen in Geweben mit der Nähmaschine ausbesserte, also „übernähte“. Es folgte in seiner Wohnung der Bau einfacher Modelle für eine neuartige Flächenbildungstechnik, die nach seinen Berechnungen eine Stoffproduktion von 60 m/h leisten könnte. Demgegenüber lieferte eine Webmaschine damals nur 4 bis 5 m/h! 1948 stellte Mauersberger seine Erfindung bei der ostdeutschen Wirtschaftskommission und bei der Mitte des gleichen Jahres gegründeten VVB Textima vor. Eine Fachkommission der VVB Textima hielt die Erfindung für wenig bedeutend, erteilte aber immerhin Mauersberger 1949 den Auftrag, als „Spezialkonstrukteur für Entwicklung“ im VEB Sicht- und Zerlegewerk Limbach ein Funktionsmuster zu bauen.

Das Patent mit dem Titel „Verfahren zur Herstellung von Kettelwebstoff“ stellte Mauersberger am 31. Januar 1949 fertig und hinterlegte es am 2. Februar 1949 im Patentamt. Am 3. Februar 1949 wurde das Patent WP8194 unter dem neuen Titel „Verfahren zur Herstellung von Kettenstichware“ vom Amt für Erfindungs- und Patentwesen in der Gruppe der „Vielnadelnähmaschinen“ erteilt. Erst später erfolgte national und international die Eingliederung des Patentes in die Gruppe der „Kettenwirkmaschinen“. Nach mehreren vorläufigen Begriffen wie „Kettelweben“, „Kettenstechen“ oder „Malimieren“ prägte Mauersberger



Heinrich Mauersberger, um 1965
© Esche-Museum Limbach-Oberfrohna

mit Fachkollegen und Patentingenieuren etwa 1953 das neue Wort „Nähwirken“, das sich schnell weltweit durchsetzte.

Vorher musste Mauersberger aber noch lange und zäh um die Anerkennung und die praktische Umsetzung seiner neuartigen Nähwirktechnik kämpfen. Er wehrte sich gegen Hohn, Spott und totale Ablehnung. Das Misstrauen war besonders groß, da Mauersberger kein ausgebildeter Konstrukteur war und als Autodidakt über Funktionsmodelle seine Technik entwickelt hatte. Mit vielen Vorträgen und weiteren in Eigenbau technisch verbesserten Modellen sowie den darauf hergestellten Nähgewirken suchte er Anerkennung und Unterstützung. Und er meldete weitere Patente zu seiner Nähwirktechnik an.

Etwa Anfang 1952 fand Mauersberger doch noch die „von oben“ notwendige wirtschaftspolitische Zustimmung für seine Nähwirktechnik, denn die VVB Textilmaschinenbau erhielt den Auftrag, mit Mauersberger den Bau eines ersten Fertigungsmusters in der Nennbreite 2400 Millimeter zu realisieren. Konstruktion und Teilefertigung erfolgten im VEB Konstruktion und Entwicklung KETEX Chemnitz, VEB Wirkmaschinenbau Limbach-Oberfrohna und VEB Spezialnähmaschinenbau Limbach-Oberfrohna. Im Werk Kändler des VEB Spul- und Schärmaschinenbau Burgstädt erfolgte die Montage. Mauersberger war Konstrukteur, Teilefertiger, Nadelmacher und Monteur. Als „verrückter Erfinder“ wurde er anfangs belächelt, aber durch seine Tatkraft, Ausdauer und Kollegialität fand er bald echte Weggefährten für die Nähwirktechnik.

Auf der Leipziger Frühjahrsmesse 1953 wurde die „Faserpelz-Kettenstich-Maschine“ (die erste MALIWATT) mit großem Erfolg ausgestellt. Der VEB Wirkmaschinenbau Limbach-Oberfrohna erhielt daraufhin den Auftrag zum Bau von drei Nullserien-Maschinen.

In der Filzfabrik Oschatz war Mauersberger 1954 bei der Industrieeerprobung seiner ersten Maschine dabei, um noch bestehende Mängel zu erkennen und abzustellen. Am 16. April 1954 konnte die arbeitsbereite Maschine die Produktion beginnen. Das Erzeugnis, die neue „Steppwatte“, fand aber keinen Absatz! Mauersberger suchte und fand schließlich selbst einen Abnehmer, den VEB Wattana Lichtenstein bei Zwickau. Der Durchbruch war geschafft und 1954 erhielt Mauersberger den DDR-Nationalpreis für Wissenschaft und Technik.

1955 bezog Mauersberger mit Unterstützung der Stadt Limbach-Oberfrohna das neuerbaute Siedlungshaus am Oesterholz. In den Jahren ab 1953 arbeitete Mauersberger in Karl-Marx-Stadt im VEB KETEX, im VEB Wirkmaschinenbau und dann im Januar 1957 im neu gegründeten Institut für Textilmaschinen als Abteilungsleiter an der technischen und technologischen Weiterentwicklung der Nähwirktechnik.

1956 übernahm der VEB Tüllmaschinenbau (später umbenannt in VEB Nähwirkmaschinenbau) in Karl-Marx-Stadt die Konstruktion, Weiterentwicklung, Fertigung und Montage von Nähwirkmaschinen MALIMO in Serienproduktion. Die Konstruktion des neuen Typs MALIMO wurde 1957 abgeschlossen. Die 1958 gebauten Maschinen MALIMO 500 erhielten ab 1959 ihren Industrieinsatz im Werk Cranzahl des VEB Wirkwaren Cunnersdorf als sogenannte „Handtuch-Maschinen“. Etwa 1957 fertigte Mauersberger parallel dazu in seiner Freizeit und in seiner Limbacher Wohnung das sogenannte Urmodell des Typs MALIMO, auf dem er bis etwa 1959 über 400 Muster der „Fadenlagen-Nähgewirke“ entwickelte und herstellte.

1961 wurden zur Leipziger Frühjahrsmesse die ersten Nähwirkmaschinen der Typen MALIMO und MALIPOL in der größeren Nennbreite 1.600 Millimeter vorgestellt. Im gleichen Jahr erprobte der VEB Baumwollwebereien Hohenstein-Ernstthal diese MALIMO-Maschinen und wurde bald der erste größere DDR-Hersteller von Nähwirkerzeugnissen. 1964 wurde der Betrieb in VEB Malitex umbenannt und die Produktion vergrößert, es entstanden Nähwirkereien in den Werken Hohenstein-Ernstthal, Kaufungen und Wolkenburg. Am 19. Januar 1962 wurde der Warenzeichenverband für Nähwirkmaschinen und Nähwirkerzeugnisse mit Sitz in Hohenstein-Ernstthal gegründet, Mauersberger war Mitglied des Vorstandes. Dem Verband gelang es relativ schnell, in der DDR die Nähwirkbetriebe, den Nähwirkmaschinenbau sowie Forschungs- und Exportbetriebe für Nähwirktechnik als Mitglieder unter dem gemeinsamen Warenzeichen MALIMO® zu vereinen.

Mauersberger war 1962 beteiligt an der Vergabe der Lizenz zur Fertigung von Nähwirkmaschinen an die USA-Firma Crompton and Knowles. Am

7. Oktober 1963 wurde Mauersberger als „Held der Arbeit“ ausgezeichnet und am 14. Oktober zum Ehrenbürger der Stadt Limbach-Oberfrohna ernannt.

In den 1960er Jahren begann der internationale Durchbruch für die Nähwirktechnik. Die zweite Generation der MALIMO-Maschinen „Modell 14010“ wurde in viele Länder der Erde exportiert. Viele neue Erzeugnisse in der Bekleidung, vor allem aber für Heim und Haushalt sowie für technische Zwecke, kamen auf den Weltmarkt. Auf vielen Auslandsreisen informierte Mauersberger selbst über seine Nähwirktechnik, dabei konnte er auch dank seiner guten englischen und französischen Sprachkenntnisse viele Exportgeschäfte anbahnen. In der DDR entstanden weitere Nähwirkbetriebe und MALIMO-Erzeugnisse waren nahezu in jedem DDR-Haushalt zu finden.

Weil Mauersberger Kritik an den DDR-Wirtschaftsverhältnissen äußerte und sich von Mitarbeitern der Staatssicherheit nicht reinreden ließ, wurde er zunehmend „politisch unbequem“. Aus gesundheitlichen Gründen kündigte 1966 Mauersberger seinen Arbeitsvertrag im Institut für Textilmaschinen. Er wurde sogar in die Psychiatrie nach Waldheim eingewiesen! Nach etwa einem halben Jahr wurde er mit der Diagnose „ohne Befund“ entlassen. Mit 58 Jahren siedelte er 1967 mit seiner Frau fluchtartig nach Bestensee bei Berlin um. Zwei Jahre lebte er von seinen persönlichen Rücklagen ohne jegliches Einkommen. Die noch offenen USA-Lizenzannahmen blieben aus, stattdessen erhielt er eine bescheidene Lizenz-Anerkennungs-Prämie als Vergütung. Inzwischen erfuhren westdeutsche Textil-Berufskollegen vom Schicksal Mauersbergers und starteten in ihrer Fachzeitschrift einen Solidaritätsaufruf: „DDR-Erfinder Malimo nagt am Hungertuch“. Das war für die DDR-Behörden Anlass genug, Mauersberger schließlich eine Ehrenpension des Ministerrates zu gewähren.

1972 starb seine Frau Elsbeth, die ihm stets eine wichtige Begleiterin und moralische Stütze war. Im gleichen Jahr wurde Mauersberger anlässlich des zehnjährigen Bestehens des Warenzeichenverbandes MALIMO® zum Ehrenvorsitzenden gewählt. Zur Internationalen Textilmaschinenausstellung ITMA erhält er die Urkunde und Medaille der Stadt St. Louis (Frankreich).

1976 heiratete Mauersberger Lisa Messerschmidt, eine gelernte Textilfacharbeiterin aus Trusetal/Thüringen. Seine zweite Frau richtete ihn wieder auf und begleitete ihn in seinem doch noch recht aktiven Ruhestand in Bestensee. 1979 wurde ihm als zweitem Deutschen die Ehrenmitgliedschaft des Textilinstituts Manchester (England) verliehen, eine sehr hohe und sehr seltene Auszeichnung. Am 16. Februar 1982 verstarb Heinrich Mauersberger und wurde in Bestensee

auf dem Nordfriedhof beigesetzt. Er bleibt als stets bescheidener und hilfsbereiter Mann mit Witz und Humor in Erinnerung, der lebenslustig und freundlich zu jedermann war und durch den beharrlichen Einsatz für seine Nähwirktechnik weltweite Anerkennung fand. Mauersberger war selbst an über 80 Patentanmeldungen beteiligt, basierend auf seinen Ideen haben sich viele technisch-technologisch neuartige Lösungen durchgesetzt.

Hans Walther (1921–2015)

Am 9. Juli 2015 verstarb im 95. Lebensjahr Hans Walther, emeritierter Professor der Universität Leipzig, ein weit über Sachsen hinaus bekannter Namenforscher und Landeshistoriker.⁴ Geboren am 30. Januar 1921 in einer Lehrerfamilie in Oberfrohna, besuchte er die dortige Grundschule, legte in Chemnitz das Abitur ab und wurde danach zum Wehrdienst eingezogen. Nach Kriegsende arbeitete er eine zeitlang als Neulehrer, um dann, an die Universität Leipzig delegiert, das Studium in den Fächern Germanistik, Anglistik und Geschichte aufzunehmen. 1955 promovierte er mit der Dissertation „Die Orts- und Flurnamen des Kreises Rochlitz“, die 1957 als Band 3 in der Reihe „Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte“ erschien.

1954 berief man ihn in die von dem Germanisten Theodor Frings und dem Slawisten Rudolf Fischer begründete „Leipziger namenkundliche Arbeitsgruppe“, in der er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1986 wirkte. Die Arbeitsgruppe, später ein selbständiger Wissenschaftsbereich der Sektion Theoretische und angewandte Sprachwissenschaft, stand in enger Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften, als deren Mitglied Hans Walther im Rahmen der Historischen Kommission bis zu seinem Lebensende aktiv tätig war. Zusammen mit dem Slawisten Ernst Eichler erarbeitete er als Historiker und Germanist mehrere der 41 Bände der Reihe „Deutsch-Slawische Forschungen zur Namenkunde und Siedlungsgeschichte“ und betreute viele in dieser Reihe erschienene Monographien, von denen die meisten aus Dissertationen oder Habilitationen hervorgingen. Eine Synthese seiner langjährigen Bemühungen um die Zusammenführung von Germanistik, Slawistik und Landesgeschichte stellt seine 1968 angenommene und 1971 im Druck als Band 26 der genannten Reihe erschienene Habilitationsschrift „Namenkundliche Beiträge zur Siedlungsgeschichte des Saale- und Mittelbegebietes bis zum Ende des 9. Jahrhunderts“ dar. Seine langjährigen Erfahrungen in der Forschung kamen auch seiner Lehrtätigkeit zugute, die er seit 1975 als Dozent und seit 1978 als



Hans Walther, 2010
Foto: Dieter Kremer

Professor bei der Heranbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses und der Betreuung von Diplomanden und Doktoranden leistete. Gleichzeitig wirkte er an der Herausgabe und Redigierung mehrerer Zeitschriften sowie Reihen mit, so der „Namenkundlichen Informationen“, der „Deutsch-Slawischen Forschungen“, des „Jahrbuches für Regionalgeschichte“ sowie der deutsch-polnischen Zeitschrift „Onomastica Slavogermanica“. Darüber hinaus war er aktiv in verschiedenen wissenschaftlichen Vereinigungen tätig, so u. a. im Internationalen Komitee für Namenforschung (ICOS), in der Onomastischen Kommission beim Nationalkomitee der Slawisten der DDR, als Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften in deren Gremien.

Auch nach seiner Emeritierung im Jahre 1986 war Hans Walther noch bis ins hohe Alter unermüdlich tätig. So verfasste er in der von Karl Czok 1989 edierten „Geschichte Sachsens“ die Kapitel II und III zur Landnahme und Stammesbildung der Sorben (um 600 bis 929), zur Markgrafschaft Meißen und zur Errichtung der deutschen Feudalherrschaft östlich der Saale mit Hilfe eines Burgwardsystems sowie zur Christianisierung (929-1156). 2001 gab er zusammen mit Ernst Eichler das dreibändige „Historische Ortsnamenbuch von Sachsen“ heraus, bearbeitet von ihm sowie Ernst Eichler, Volkmar Hellfritzsch und Erika Weber.

Die sächsische Geschichts- und Namenforschung verlor in Hans Walther einen ihrer herausragendsten Vertreter, das Limbacher Land in ihm einen seiner besten Söhne. Er wird allen seinen Freunden, Kollegen und Schülern als ein vorbildlicher Wissenschaftler und Lehrer, als liebenswürdiger und stets hilfsbereiter Mensch für immer in Erinnerung bleiben.

⁴ Dieser Nachruf stammt von dem Leipziger Namenforscher Prof. Dr. Walter Wenzel.



Bürgertum und Industrie im Limbacher Land

Andreas Eichler

Stadtilhouette von Limbach,
aufgenommen vom Turm der
Bürgerschule III., vor 1945.
Typisch sind die
Fabrikschornsteine.

Der Ausdruck „Limbacher Land“ wurde erstmalig im Jahre 1962 mit dem Erscheinen eines gleichnamigen Buches verwendet.¹ Geistiger Vater des Projektes war der Heimathistoriker und Schuldirektor Horst Strohbach (1886–1978). Der Ausdruck „Limbacher Land“ bezeichnete eine Region, die mit der Industrialisierung am Ende des 19. Jahrhunderts entstand.² Das Bürgertum war hier, wie in Sachsen und in Deutschland auch, die entscheidende soziale Kraft. Die Frage ist, welche Besonderheiten, gleichzeitig mit dem allgemeinen Zusammenhang, die Industrialisierung der Region prägten.

Zur Genesis des Bürgertums

Die Familie von Schönberg installierte im 16. Jahrhundert eine Herrschaft auf Limbach, Gröna, Reichenbrand, Köthensdorf, Mittelfrohna, Niederfrohna und weiteren Orten. Limbach war damals eines der kleinsten und unbedeutendsten Dörfer der Region. Die von Schönberg mussten zunächst das Schenkut kaufen, um das hiesige Rittergut wenigstens mit einem hinlänglichen Landbesitz zu versehen. Im 18. Jahrhundert förderten Mitglieder der Familie von Schönberg gezielt die Entstehung einer Schicht von Handwerks- und Gewerbebetrieben aus der Landwirtschaft heraus. Möglich war das,

weil das Bauerngut eine Urform des Familienbetriebes darstellte. Neben landwirtschaftlichen Techniken hatten die Familien auch handwerkliche Fähigkeiten zur Reparatur der Pferdewagen und Maschinen für die Feldbearbeitung, wie auch zur Herstellung von Leinwand und der Blaufärberei. Das Bauerntum war die Basis der industriellen Entwicklung.

Hartmann von Schönberg plante 1734 die Gründung einer Stadt in der Mittelfrohnaer Gemarkung Fichtigsthal und siedelte dort auf Rittergutsland Leineweber und Webstuhlbauer an. Letztlich scheiterte das Vorhaben dem Anschein nach wohl vor allem daran, dass Hartmann bereits 1736 im Alter von 24 Jahren verstarb. Georg Anton von Schönberg³ stellte im Jahre 1750 Limbacher Rittergutsländereien auf dem Helenenberg und Dorotheenberg zur Ansiedlung von Leinwebern und Webstuhlbauern zur Verfügung. Im Unterschied zu heutigen Gewerbegebieten erbauten Leinweber und Webstuhlbauer Häuser, in denen sie gleichzeitig arbeiteten, wohnten und lebten.

Mit diesen Ansiedlungen waren Vorentscheidungen für eine Stadtentstehung in Limbach gefallen. Aber erst nach dem Tode von Georg Anton konnte seine Witwe Helena Dorothea das Marktrecht für Limbach erwirken und 1796 den ersten Markt stattfinden lassen.

Die Familie von Schönberg finanzierte den Bau der ersten Hand-Kulierstühle (Wirkstühle) des jungen Unternehmers Johann Esche (1680–1732)⁴ zur Strumpfherstellung. Das Familienoberhaupt Esche übernahm in seinem Unternehmen den paternalistischen Führungsstil seiner Rittergutsherrschaft. An die Untergebenen wurden große Anforderungen gestellt. Allerdings war das Maß der Selbstausbeutung des Unternehmers noch weitaus höher. Auf Luxus wurde verzichtet, nahezu alle Gewinne in die Firma investiert. Der Prinzipal sorgte sich aber auch um das Wohlergehen seiner Arbeiter. Johann Esche war der Anfang in der Kette der Limbacher Unternehmer-Generationen.

Die Häuslersiedlungen, die ab 1750 auf dem Helenenberg und dem Dorotheenberg entstanden, bildeten die Grundlage für das Verleger-System der Firma Esche. David Esche, einer der Söhne von Johann Esche, übernahm im Jahre 1752 das Geschäft des Vaters. David gab das Unternehmen an seinen Sohn Johann Samuel weiter. Dieser gilt noch heute als Gründer der Exportwirtschaft in Limbach. Er fand Kunden in Italien, Holland, Dänemark, Schweden und Russland. 1834 übernahmen seine Söhne Moritz Samuel und Traugott Reinhold sein Geschäft gemeinsam. Doch im Jahre 1836 trennten sie sich. Traugott Reinhold Esche erbaute 1852/54 eine neue Fabrik an der Feldstraße. Nach seinem Tode wurde das Unternehmen von Heinrich Gottlieb Paul weitergeführt. Moritz Samuel Esche begründete Handelsbeziehungen zu Kunden in den USA. Er gab sein Geschäft 1843 an seine Söhne Julius und Theodor weiter. Diese erbauten 1852/54 eine neue Fabrik an der späteren Moritzstraße. Nach dem Tode seines Bruders Julius führte Theodor Esche 1867 das Unternehmen allein weiter.

Im 19. Jahrhundert vollzog sich aufgrund veränderten Bekleidungsverhaltens die Umstellung der Strumpf- zur Handschuhherstellung. Der Urenkel des Firmengründers Johann Esche verlegte als Handschuhfabrikant sein Unternehmen im Jahre 1870 nach Chemnitz. Vielleicht, weil Limbach letztlich doch nicht in den Streckenverlauf der neuen Eisenbahnstrecke Chemnitz-Leipzig einbezogen worden war.

Von der Gründerzeit zur Weltwirtschaftskrise 1929/32

Zum 1. Januar 1883 wurde der Gemeinde Limbach das Stadtrecht verliehen. Ein Jahr später gründete sich der Kaufmännische Verein. Der kommunikative Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens und des Vereins war das Hotel „Zum Roten Hirsch“⁵ gegenüber dem Rittergut. Das Symbol des roten Hirsches entstammte dem Wappen der Grafen zu Wallwitz, also derjenigen Familie, in der Helena Dorothea von Schönberg geboren wurde.



Hier traf man sich zu Fest- und Feiertagen. Die Geburtstage des sächsischen Königs und des deutschen Kaisers waren herausragende Ereignisse, obwohl die Jubilare jeweils nur mit einem Bild vertreten waren. Es gehörte zur Tradition, den Monarchen ein Glückwunschtelegramm zu senden und deren Antwort öffentlich zu verlesen.

Im „Hirsch“ hatte auch der Kaufmännische Verein sein Domizil. Der Verein organisierte Veranstaltungen mit einem breiten humanistischen Bildungsanspruch. Vorträge über Goethe, Schiller, Nietzsche, Einstein und Freud gehörten ebenso zum Programm, wie Konzerte mit Melodien von Bach, Mozart, Beethoven und Strauß. Zudem betrieb der Kaufmännische Verein eine öffentliche Bibliothek. Kaufmännischer Verein und „Hotel Hirsch“ symbolisierten den Anspruch des Limbacher Bürgertums auf kulturelle Bildung für breite Bevölkerungsschichten.

Die ersten Fabriken waren unter technologischem Aspekt noch Manufakturen. Gleichzeitig wuchs vor allem durch die englische Konkur-

Blick in die Helenenstraße im 20. Jahrhundert. Es ist noch die Häuslerstruktur der ehemaligen Leineweber und Webstuhlbauer zu erkennen.

Hotel „Zum Roten Hirsch“, um 1900





Leineweber Martin
Foto: Johann Martin,
Heimatverein Niederfrohna

renz der Druck zur Umstellung auf motorengetriebene maschinelle Produktion. Doch der mit Muskelkraft angetriebene Handkürlerstuhl blieb bis in die 1870er Jahre in Limbach und Umgebung vorherrschend. Gleichzeitig arbeitete der Limbacher Textilmaschinenbau aber bereits an Alternativen.

Die Limbacher Fabrikanten konnten sich zunächst nur auf die beträchtlichen Erfahrungen der Einwohner mit textiler Produktion stützen. Das war wohl auch der wichtigste Vorzug des Standortes. Die Limbacher Straßen hatten bloß Feldweg-Qualität. Erst in den 1860er Jahren hatte Limbach Fernstraßenanbindungen über sogenannte Chauseen an die Heeresstraße Leipzig-Chemnitz (Limbach-Hartmannsdorf) und Chemnitz-Hof (Limbach-Wüstenbrand) erhalten.

Trotz der anfänglich mangelnden Infrastruktur entstanden ab Mitte des 19. Jahrhunderts eine Reihe von Unternehmen der Textilindustrie und des Textilmaschinenbaus.⁶ Die Ausgangssituation im Jahre 1876 kann man in nüchternen Zahlen beschreiben.⁷ Es ergibt sich der Eindruck einer bereits vollständig ausgeprägten Kleinstadt.

Bahnhof Limbach, vor 1945



Ein wichtiger Bestandteil der industriellen Entwicklung in Limbach war die Textilveredlung. Die ursprünglich handwerklich betriebenen Färbereien übernahmen zunehmend Lohnarbeit für die entstehenden Textilfabriken. Aus einem Zusammenschluss interessierter Trikotagenunternehmen entstand dann die Aktien-Färberei in Limbach. In den 1870er und 1880er Jahren wandelten sich auch die anderen Handwerks-Färbereien zu Färberei-Fabriken. Man spezialisierte sich auf unterschiedliche Stoffe, auf verschiedene Färbe- und Appreturverfahren. Ein entscheidender Vorzug des Limbacher Landes als Wirtschaftsstandort bestand darin, dass hier auch die Maschinen für die Textilindustrie gefertigt wurden. Mit dem Maschinenbau etablierte sich eine Reihe von Zuliefererbetrieben im Limbacher Land. Nadelfabriken, Metallwaren- und Kunstschmiede-Fabriken, Eisengießereien und Kisten- und Kartonagefabriken.

Bis zum Ersten Weltkrieg dominierte in der Handschuhindustrie der Export nach Übersee. Der Krieg bewirkte einen Abbruch der Exporte. Danach produzierte man in den USA die Handschuhe zum großen Teil selbst. Die Kunden blieben für immer verloren.

Die Trikotagenindustrie war erst in den 1860er Jahren aufgekommen und die meisten Fabrik-Gründungen erfolgten nach 1871. Bis 1914 beherrschte der Export nach Nordamerika, Britisch-Indien, Holländisch-Indien, Westindien und China zu 75 bis 80 Prozent das Geschäft. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges wirkte sich auch verheerend auf die Trikotagenindustrie in der Stadt Limbach aus. Die Kontakte zu den Kunden wurden ebenso unterbrochen, zum größten Teil auch auf Dauer.

Als Alternative versuchten sich einige Limbacher Unternehmen auf die Verarbeitung von Kunstseide umzustellen. Die Mode verlangte nach feineren Stoffen und neuartigen Schnitten. Das setzte Veränderungen in der Stoffherstellung und im Maschinenbau voraus. Die heimische Kettenwirkmaschine wurde so verfeinert, dass Kunstseide höchster Qualität hergestellt werden konnte. Die Limbacher Trikotagenindustrie gewann über die Herstellung von qualitativ hochwertigen Produkten gegenüber der Konkurrenz wieder an Boden.

Der Pionier der Kunstseiden-Stoffherstellung und -Verarbeitung in Limbach war Paul Stelzmann. Er machte sich am 1. Juni 1914 selbständig. Den Absatzeinbruch in der Kriegszeit versuchte er mit neuartigen Produkten auszugleichen. Im Jahre 1917 gelang es ihm erstmals, Großabnehmer für die neuen Kunstseide-Trikotstoffe zu begeistern. Deshalb musste er aber schon 1917 einen Zweigbetrieb eröffnen. Im Sommer 1919 erwarb er das Firmengrundstück an der Chemnitzer Straße 34, das dann den Stammsitz des Unternehmens aufnehmen

sollte. 1922 kam eine Appretur zum Unternehmen. 1925 bis 1927 erfolgte eine Erweiterung des Betriebes. Im Jahre 1929 wurde das Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.

Mit der Eröffnung der Eisenbahnlinie Limbach-Wittgensdorf im Jahre 1872 erhielt die Region eine Anbindung an die Fernbahnstrecke Leipzig-Chemnitz.⁸ 1913 erfolgte die Erweiterung der Strecke von Limbach nach Oberfrohna. Durch die fehlende Anbindung an eine Eisenbahn-Hauptstrecke wurde die Entwicklung von Bus-Verkehr und privatem Kfz-Bestand beschleunigt. Am 10. August 1906 wurde der Automobil-(Omnibus)-Verkehr auf der Linie Mittweida-Burgstädt-Limbach aufgenommen. Am 1. April 1929 waren in Limbach 347 Pkw, 106 Lkw und 314 Motorräder zugelassen.

Mit dem enormen Bevölkerungswachstum brach die tradierte dörfliche Bebauung Limbachs auf. Die Wohnungssituation war angespannt, die hygienischen Bedingungen schwierig. Eine große Nachfrage nach sauberen, gesunden, bezahlbaren Wohnungen führte zu enormer Bautätigkeit. Gemeinnützige Spar- und Baugenossenschaften bzw. Bauvereine in Limbach und Umgebung bildeten Alternativen zum üblichen „Mietskasernenbau“.⁹

Die Inbetriebnahme einer Wasserleitung vom Quellgebiet in Pleißa zum Ludwigsplatz im Jahre 1862 ist der Beginn der öffentlichen Wasserversorgung in Limbach. Bis dahin besorgte sich jeder das benötigte Wasser selbst, in der Regel aus dem eigenen Brunnen. Die zahlreichen Textil- und Textilveredlungsbetriebe behielten zumeist eigene Wasserversorgung bei und deckten damit in erster Linie ihren hohen Bedarf für die Produktion (Brauchwasser). Am 26. Juli 1862 wurde das städtische Wasserleitungsnetz in Betrieb genommen. Im Jahre 1926/27 folgte die Inbetriebnahme des städtischen Wasserturmes.¹⁰ Im Oktober 1926 wurde die erste zentrale Kläranlage der Stadt in der Nähe der Knauhmühle in Betrieb genommen.¹¹

1865 nahm das Gaswerk in Limbach seinen Betrieb auf. Der Gasbehälter hatte ein Volumen von 18.000 m³. Im Jahre 1907 kaufte die Stadt das Gaswerk auf und betrieb damit die Gasversorgung als öffentliche Einrichtung.

Das städtische Elektrizitätswerk wurde 1908 erbaut. Zunächst erzeugte man mit zwei Heißdampf-Tandem-Maschinen über einen Generator Gleichstrom, der über ein Drei-Leiter-System abgegeben wurde. Die Kessel-Anlage bestand aus zwei Cornwall-Kesseln mit je 125 m² Heizfläche. Sie wurden mit einem Überdruck von 11 atü betrieben. Der Strom wurde über Erdkabel und Mannesmann-Rohrmasten in die Stadt geleitet. Im Jahre 1908/09 gab das E-Werk 69.500 KWh ab. Im Jahre 1914 wurde eine 2000 PS-Dampfturbine mit einem 5000 Volt-Dreh-



Wasserturm, 1920er Jahre

strom-Generator eingebaut. Über das Kabelnetz konnte man nun 5000/380/220 Volt Drehstrom abgeben. Im Jahre 1921 trat Limbach dem Verbund der Sächsischen Elektrizitäts-Lieferungsgesellschaft bei. Deren Schaltstelle befand sich in Kändler. Im Jahre 1927 erfolgte ein Erweiterungsbau. Es wurden vier Transformatoren mit 30.000/5.000 V und einer Leistung von 3.750 PS eingebaut.

Elektrizitätswerk, um 1910





Postgebäude in der Moritzstraße, um 1930

Am Anfang des Postverkehrs kam ein Bote einmal wöchentlich aus Chemnitz. Später kam er zwei Mal die Woche und schließlich täglich. Am 1. Dezember 1850 erfolgte die Gründung der ersten Postexpedition in Limbach. Zunächst übte der Apotheker Schmalz dieses Amt nebei bei aus. Er sammelte die Post in seiner Apotheke (heute Kronen-Apotheke). 1850 wurde der Bote durch eine Fahrpost ersetzt. 1853 verkehrte diese bereits zweimal täglich zwischen Limbach und Chemnitz, ab 1863 dreimal täglich. Im Jahre 1857 richtete der Apotheker Schmalz in der ehemaligen Gaststätte „Stadt Mannheim“ die erste reine Poststelle ein. Diese wurde 1859 zum Postamt erhoben. Seitdem wurde auch ein sogenannter „großer Postwagen“ verwendet. Im Jahre 1860 arbeiteten vier Beamte in der Limbacher Post. Wegen Platzmanges erfolgte bereits 1862 der Umzug in das ehemalige Haus des Schmiedemeisters Kießling. 1863 verkehrte der Post-Pferdewagen dreimal täglich zwischen Limbach und Chemnitz. Seit 1868 gab es eine Telegrafensteinelle in der Limbacher Post. Im Jahre 1872 wurde der Post-Pferdewagen durch die

Bürgerschule III (heute Albert-Schweizer-Gymnasium), nach 1912



Eisenbahn ersetzt. Im gleichen Jahr führte die Post die Paketzustellung frei Haus ein. Schon 1880 musste das Gebäude gegenüber dem ehemaligen Kießling'schen Haus angemietet werden. Dort erfolgten zwischen 1890 und 1901 umfangreiche Um- und Erweiterungsbauten. Im Jahre 1911 wurde schließlich das neue Gebäude in der Moritzstraße 13 bezogen.¹²

Am 28. November 1888 nahm die Fernsprechvermittlung in der Limbacher Post ihren Betrieb auf. Zunächst waren 46 Anschlüsse vorhanden. 12 Jahre später waren es schon 200 End- und 30 Nebenstellen. 1929 erfolgte die Inbetriebnahme einer neuen Telefon-Vermittlung mit 2.534 Teilnehmeranschlüssen in Limbach, Oberfrohna, Hartmannsdorf, Mühlau, Röhrsdorf, Kändler, Mittelfrohna, Niederfrohna, Pleißa, Bräunsdorf, Meinsdorf und Rußdorf.

Im Jahre 1849 initiierte Ernst Reinhold Esche, gemeinsam mit Dr. Julius Esche, Theodor Esche, Gustav Fürbringer, Otto Gerhardt, Gerichtsdirektor Haber, Joseph Hoyer, Carl Künzel, Ferdinand Pester, J. A. Posern, Georg Schubert, Hermann Rudolph, Moritz Scherf und Heinrich Gottlieb Paul die Gründung einer Sparkasse. Diese wurde am 3. Juli 1849 eröffnet. Der Stadtrat entschied sich am 10. Juni 1884 für eine Übernahme der Sparkasse in städtische Leitung zum 1. Januar 1885. Amtshauptmannschaft und Innenministerium bewilligten diese Entscheidung. Der Sparkassenausschuss der Stadtverordnetenversammlung unter Vorsitz von Bürgermeister Hofmann setzte sich aus Stadtrat Jungnickel, den Unternehmern Paul Siegel, Hermann Schaarschmidt, Hermann Steinbach, Ernst Willhain, dem Bürger Heinrich Paul und Rechtsanwalt Hofmeister zusammen. Mit der Verordnung des Reichspräsidenten vom 6. Oktober 1931 und der Gesetzesregelung der Sächsischen Regierung vom 12. Mai 1932 erhielt die städtische Sparkasse den juristischen Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts. Damit erlangte die Kasse eine gewisse Selbständigkeit gegenüber der Stadt. Im Zusammenhang damit verlegte die Sparkasse ihren Sitz in das neue Gebäude der Stadtbank auf der Bismarckstraße 3 (späteres Krankenhaus).

Die Stadtbank hatte sich parallel zur Sparkasse entwickelt. Seit 1908, dem Gründungsjahr des Giroverbandes in Sachsen, gehörte die Stadtbank diesem Verband an. Die Girokasse wurde am 22. Dezember 1908 als Nebenstelle der Sparkasse gegründet und nahm ab 1. Januar 1909 den Giroverkehr auf. Die Girokasse war vorwiegend für den kleinen Geldverkehr gedacht, der sich dynamisch entwickelte.

Neben Sparkasse und Stadtbank hatten sich in Limbach auch noch andere Geldinstitute etabliert. So entstand beispielsweise im Jahre 1849 das Bankgeschäft Siegel. Es stellte 1932, also

fast hundert Jahre später, seinen Betrieb wieder ein. Im Jahre 1903 wurde eine Nebenstelle der Reichsbank eröffnet. 1907 kam die Limbach-Oberfrohaer Bank hinzu, eine Zweigstelle des Chemnitzer Bankvereines. 1922 eröffnete eine Zweigstelle der Commerz- und Privatbank. 1924 gründete sich eine Filiale der Dresdner Bank, 1925 die Gewerbe- und Handelsbank. Schließlich entstand 1930 das Bankgeschäft Albert Froberg.

Den ersten Kindergarten in Limbach eröffnete am 15. Oktober 1872 Frau Anna Gerstung mit 12 Kindern. Nach dem Weggang von Fräulein Gerstung übernahm Fräulein Schilling den Kindergarten mit Hilfe des Turnvereins in dessen Räumen in der Weststraße. Am 17. April 1895 eröffnete sie ihren neuen Kindergarten in der Turnhalle an der Weststraße.

Wie in anderen Dörfern der Umgebung auch, entstand das Schulwesen in Limbach aus der Küster- und Kantorschule. Die erste selbständige Elementarschulklasse eröffnete 1825 ihren Betrieb. Jungen und Mädchen wurden getrennt unterrichtet. 1825 spaltete sich die Oberfrohaer Schule ab und 1837 die Kändler'sche Schule. Im Jahre 1844 musste eine dritte Elementarschulklasse eröffnet werden. Dabei unterrichtete der Lehrer Jungen und Mädchen gemeinsam. 1848 nahm eine private Sammelschule mit 46 Limbacher und 6 auswärtigen Kindern den Betrieb auf. Im Jahre 1850 eröffnete eine vierte Elementarschulklasse auf dem Helenenberg und 1857 eine fünfte. Sechs Jahre später erbaute die Gemeinde ein großes Schulhaus (heute Goethe-Schule). Bisherige Elementarschulclassen und private Sammelschulen wurden hier vereinigt. Die Schule war in eine allgemeine Volksschule und in eine höhere Schule gegliedert. Bereits im Jahre 1874 musste das Gebäude erweitert werden. 1886 behalf man sich mit dem Bau einer Baracke gleich neben dem Schulgebäude, um den ständig steigenden Schülerzahlen entsprechen zu können. Deshalb errichtete man 1888 ein neues Gebäude und benannte es Bürgerschule II (heute Pestalozzi-Schule). Im Jahre 1912 entstand die Bürgerschule III (heute Albert-Schweitzer-Gymnasium).

1869 wurde vom Fachschulverein unter Prof. Gustav Willkom und Ernst Esche eine Wirkerschule begründet. Die Schule existierte mit Unterbrechungen in Limbach bis 1923. Von 1898 bis 1908 betrieb der Architekt Simon Müller ein Technikum (Ausbildung in Hoch-, Tief- und Maschinenbau, Elektrotechnik, Buchführung, Rechentechnik und Geschäftsführung). 1920 entstand zudem eine Volkshochschule. Die Lehrveranstaltungen fanden zum Teil in der Bürgerschule III statt.

Am 24. September 1868 gab der in Naumburg geborene Buchdrucker Friedrich Gustav Große



eine Probenummer des „Limbacher Tageblatt“¹³ heraus. Ab dem 1. Oktober 1868 erschien die Zeitung regelmäßig. Das Tageblatt wurde zum allgemeinen Kommunikationsorgan des Limbacher Bürgertums. Verlag und Druckerei hatten ihren Sitz auf der Christophstraße 10. Auf der Titelseite erschienen aktuelle Nachrichten in Kooperation mit einer großen konservativen Berliner Zeitung. Lokale Nachrichten und Reportagen machten die Besonderheit der Zeitung aus, die ohne Unterbrechung bis zum 31. Dezember 1944 erschien.

Aus dem Jahre 1906 sind erste Nachrichten von Kinematographen¹⁴ in Limbach überliefert. Daraus entwickelten sich erste Stummfilmkinos. Besondere Erwähnung finden die Kinos der Gaststätte „Deutsches Haus“ auf der Helenenstraße und das im Hinterhaus vom Café Dittrich. Karl Dittrich war es, der im November 1928 mit einem Neubau die »Apollo«-Lichtspiele gründete und den Tonfilm in Limbach einführte. Hier wurden aktuelle deutsche, europäische und internationale Filme aufgeführt. Das „Apollo“ ist wohl das einzige Kino der Welt,

Titelseite des „Limbacher Tageblattes“

Café Dittrich, der Ursprung des Limbacher „Apollo“-Kinos, Anfang 20. Jahrhundert



dessen Geschichte in einem Roman verewigt wurde.¹⁵

Mit der Herausbildung der Industrie formierte das Limbacher Bürgertum das ehemalige Bauerndorf zu einer Kleinstadt. Die Einwohnerzahlen stiegen, wie in den Städten und Gemeinden der Umgebung auch.¹⁶

es sich Unternehmer nicht nehmen, ihre langjährigen und besten Arbeiter öffentlich besonders hervorzuheben. Anlässlich von Firmenjubiläen oder runden Geburtstagen von Unternehmern waren größere Geldspenden für die Betriebskrankenkasse üblich. Einzelne Unternehmer entwickelten ausgesprochene

Entwicklung der Einwohnerzahlen					
	1871	1890	1910	1925	1939
Limbach	6.379	11.834	16.806	17.044	17188
Oberfrohna	1.878	3.497	5.269	5.971	10.209
Rußdorf	1.446	2.744	3.579	3.865	-
Bräunsdorf	1.012	1.188	1.352	1.484	1.464
Falken	732	866	1.025	1.049	1.018
Grüna	3.208	4.483	5.913	6.409	7.272
Hartmannsdorf	3.067	5.066	5.973	6.354	7.158
Kändler	1.257	1.874	2.109	2.394	2.678
Kaufungen	811	982	935	1.031	894
Langenchursdorf	1.783	1.890	1.842	1.901	1.860
Meinsdorf	275	327	379	360	341
Mittelbach	1.762	2.116	2.322	2.410	2.546
Niederfrohna	786	992	1.109	1.145	3.833
Jahnshorn	36	56	-	-	-
Mittelfrohna	1.178	1.539	2.444	2.720	-
Fichtigsthal	239	353	670	-	-
Pleißä	1.871	2.612	2.981	2.986	3.375
Reichenbrand	2.271	2.917	4.087	-	-
Röhrsdorf	1.859	2.308	3.460	3.407	3.842
Löbenhain	587	577	-	-	-

Der Wohnungsbau vermochte dem Bevölkerungswachstum kaum zu folgen.¹⁷ Die Fabriken waren oft zunächst in den Wohngebäuden untergebracht, später erfolgten Fabrik-Anbauten an den Wohnhäusern. Auch in weiteren Stufen der Firmenentwicklungen blieb die Villa der Fabrikanten in der Regel auf dem Firmengelände oder in der Nähe der Fabrik. Straßennetz, Bahnhof, Post, Gaswerk, Elektrizitäts-Werk, Wasserversorgung, Kläranlage, Schulen, Kindergärten, Hotel „Zum roten Hirsch“ (Kaufmännischer Verein), Stadtparkasse und Stadtbank waren die wesentlichen Elemente der entstandenen Kleinstadt.

Die Besonderheit der Limbacher Wirtschaftsstruktur in der Periode von 1870 bis 1929/32 bestand in einem Überwiegen von mittelständischen Familienunternehmen.¹⁸ Selbst Ende der 1920er Jahre arbeitete die Mehrzahl der Beschäftigten in Unternehmen mit weniger als 25 Beschäftigten. Nur sechs Unternehmen hatten mehr als 100 Beschäftigte. Im Durchschnitt dieser sechs Betriebe waren es etwa 200 Beschäftigte.

Wie schon beim „alten Esche“ pflegte man in den Unternehmen traditionell einen paternalistischen Führungsstil. Wichtige Impulse entsprangen dem direkten Verhältnis der Unternehmer zu ihrer Stammebelegschaft. So ließen

Zeremonien im Umgang mit der Belegschaft. Auf besonderen Betriebsfesten wurde die Belegschaft in den Mittelpunkt der Feier gestellt. Auch die private Stiftertätigkeit war ein Moment des paternalistischen Führungsstils.¹⁹ Auf diese Weise wurden die Verbundenheit von Fabrikant und Arbeiter im Gemeinwesen gestärkt sowie die Arbeitsmoral der Mitarbeiter verbessert. So wurden nicht nur die Bedingungen für die zeitgemäße Motivation der Arbeiter geschaffen, man vermochte auch Krisenerscheinungen zu kompensieren. Mehrfach gelangen dadurch Umstellungen der gesamten Produktion und der Technologie. Von der Strumpfwirkerei musste auf die Handschuh-Herstellung und von dieser auf die Kunstseiden-Wäscheherstellung gewechselt werden. Dies war nur möglich durch die Erweckung einer latent vorhandenen technologischen Kreativität in der Bevölkerung. In existenziell bedrohlichen Zeiten wurden diese Fähigkeiten besonders gefordert.

In den Jahren zwischen 1870 und 1929/32 erreichte die Limbacher Industrie ihre größte extensive Ausdehnung. Gleichzeitig wuchsen die Einwohnerzahlen auf Gipfelwerte.²⁰ Alle wesentlichen Elemente der Industrie-Infrastruktur wurden in diesem kurzen Zeitraum von rund 60 Jahren geschaffen.

Von der Weltwirtschaftskrise 1929/32 bis 1974/75

Anfang der 1930er Jahre gab es Veränderungen in der Gemeindestruktur des Limbacher Landes. 1935 wurden Oberfrohna und Rußdorf zur Stadt vereinigt und 1936 die Gemeinden Mittel- und Niederfrohna zur „Großgemeinde“ zusammengeschlossen. Die Wirtschaftsentwicklung des Limbacher Landes war durch die Folgen des Ersten Weltkriegs schwer beschädigt worden. Einige Firmen gingen in Insolvenz. In den 1920er Jahren stieg die Zahl der Betriebe und der Einwohner wieder an. Doch die durch Banken der USA ausgelöste Weltwirtschaftskrise von 1929/32 führte noch einmal zu einem drastischen Einbruch der regionalen Wirtschaft.²¹ Die Unternehmer der Limbacher Trikotagenindustrie hatten ihre Interessen bis 1914 vorwiegend im und über den Kaufmännischen Verein vertreten. Nach 1918 ging die Interessenvertretung mehr und mehr an die Ortsgruppe Limbach des Wirkwaren-Fabrikanten-Vereins Chemnitz über. Dieser Verein war Mitglied der Landesgruppe Sachsen im Verein deutscher Wirkereien mit Sitz in Berlin. Außerdem waren viele Fabrikanten Mitglied im Verband der Arbeitgeber der Sächsischen Textilindustrie mit Sitz in Chemnitz.

Die Zielstellung des ehemaligen Kaufmännischen Vereins, mit der Industrialisierung kulturelle Bildung für breite Kreise der Bevölkerung zu erlangen, wurde Schritt für Schritt aufgegeben. Damit ging die kulturelle Hegemonie des Bürgertums verloren.

Gleichzeitig mit der Weltwirtschaftskrise vollzog sich auch in Limbach ein Generationswechsel in der Führung vieler Unternehmen. Die technologische Rationalisierung, Mechanisierung und Fließbandproduktion erforderte neue Formen der Motivation. Einige junge Unternehmer orientierten sich an den Büchern von Henry Ford. Moderne Methoden des Wettbewerbes im Produktionsprozess wurden erschlossen. So wurde es allgemein üblich, bestimmte Mitarbeiter, Abteilungen oder ganze Betriebe auszuzeichnen.

Zugleich ermöglichte man den Mitarbeitern Urlaube. In manche Unternehmen fuhr die gesamte Belegschaft gemeinsam in den Urlaub. Nicht selten erhielten Angestellte und Arbeiter vom Unternehmer Kredite zum Bau von kostengünstigen Eigenheimen, teils auf firmeneigenem Gelände.²² Einzelne Unternehmer boten ihrer Belegschaft herausragende kulturelle Ereignisse, wie den Besuch von Konzerten berühmter Orchester oder Opern- und Operetten-Solisten.

Die bürgerlich-national geprägte Kultur ging in einer Massenkultur auf, die von der neu entstehenden internationalen Massenkultur-Industrie dominiert wurde. Das „Apollo“-Kino wurde



Ende der 1920er Jahre zum kulturellen Zentrum der Stadt. Erfolgreiche deutsche, europäische und internationale Filme waren dem Limbacher Publikum relativ schnell zugänglich. Im Kinosaal saß der Fabrikant neben dem Hilfsarbeiter. Kino und Tonfilm veränderten auch die Lebensweise in einer sächsischen Textil-Kleinstadt.

Aber zugleich benutzte die NSDAP auch in Limbach Kino und Tonfilm, die Produkte der internationalen Massenkultur-Industrie, als „Public-Relations-Instrumente“ für nationalistische Zwecke. Der in Limbach geborene Schriftsteller Gert Hofmann (1931–1993) erzählt von dieser absurden Konstellation in seinem Roman „Der Kinoerzähler“: Karl Hofmann, der Stummfilm-erklärer des Limbacher Kinos, hofft nach seiner Entlassung, dass die NSDAP den Tonfilm abschaffen werde, um den Stummfilm wieder einzuführen. Der Leser weiß von Anfang an, im Unterschied zum Kinoerzähler, dass diese Hoffnung enttäuscht werden wird.

Plan von Limbach-Oberfrohna mit farbiger Kennzeichnung der Entwicklung der Bebauung
© Birgit Eichler nach einer Vorlage von P. Weber

Große Teile des Limbacher Bürgertums glaubten den Rednern des linken Flügels der NSDAP, die den Schutz vor der Macht des monopolistischen Finanzkapitals als Ausweg aus der Weltwirtschaftskrise versprochen. Joseph Goebbels und Gregor Strasser traten mit solchen Versprechen mehrfach in Limbach auf. Strasser verwies in einer Rede aber auch bereits auf die wachsende Kriegsgefahr: Die bedrohlichen Rüstungen würden wegen des sibirischen Öls geführt. Es vollziehe sich ein Kampf zwischen England und den USA.²³

Die knappe Hälfte der Limbacher Wähler, etwa mit dem Stimmanteil des „Blocks der Ordnungsparteien“ aus der Kaiserzeit, stimmte zwischen 1930 und 1932 für die NSDAP. Etwa die andere knappe Hälfte stimmte für die KPD. Das entsprach etwa dem Stimmanteil, den bis 1914 die alte Sozialdemokratie erhalten hatte.²⁴

Wie der Kinoerzähler in Gert Hofmanns Roman, so erfuhren Limbacher Unternehmer in ihren Hoffnungen eine Enttäuschung.²⁵ Statt stabiler Rahmenbedingungen für den Mittelstand folgte der Zweite Weltkrieg, der die Wirtschaft des Limbacher Landes noch mehr schädigte als der Weltkrieg von 1914 bis 1918. Das Rüstungskommando Chemnitz legte bis 1945 schrittweise die zivile Produktion der mittelständischen Unternehmen still und ersetzte sie durch Lohnarbeit für Rüstungsprojekte.²⁶ Besonders Textilfabriken eigneten sich dem Anschein nach für solche Produktionsverlage-

rungen. Mit der Stilllegung der Zivilproduktion gingen traditionelle Kundenkontakte verloren. Der Krieg war durch die Überflüge großer Bomber-Formationen in Richtung Chemnitz und Dresden auch in der Kleinstadt gegenwärtig. Obwohl Limbach dem Anschein nach nur ein Ausweichziel war, kam es zu einzelnen Luftangriffen, so genannten „Bomben-Notabwürfen“, um Entlastung für den Rückflug zu erhalten.²⁷ Am 14. April 1945 rückten die US-Truppen in Limbach ein.²⁸ Zeitweise war in Limbach der Stab der 76. US-Infanterie-Division stationiert, die Verwaltungseinheit für Westsachsen und Thüringen. In Anwesenheit von Brigadegeneral Henry C. Evans, Artilleriechef der 76. US-ID, kapitulierte Generalleutnant Otto Heidkämper, der ehemalige Stabschef der Heeresgruppe Mitte, am 9. Mai 1945 im Stab der 76. US-ID in der Uebel'schen Villa an der Hohensteiner Straße. Von Limbach aus startete am 10. Mai 1945 ein Fahrzeugkonvoi der 76. US-ID, dessen Route über Chemnitz, Freiberg und Dresden nach Königstein führte, um kriegsgefangene alliierte Offiziere abzuholen.

Am 30. Juni 1945 zogen die letzten US-Soldaten in Richtung Hof ab. Die Rote Armee rückte nach und etablierte eine neue Besatzungsmacht. Der Wiederaufbau der kommunalen Selbstverwaltung wurde nach den Vorstellungen der Siegermacht betrieben.²⁹

Die Forderung nach Verstaatlichung der Großindustrie und der Großbanken war 1945 nicht



Jungunternehmer
Bodo Hempel (links)
© Klaus Dietz



Bodo Hempel demonstriert im Oktober 1965 vor einer Regierungsdelegation ein neues Produkt. In der Mitte Staatsratsvorsitzender Walter Ulbricht, der mit Wirtschaftsreformen einen neuen Kurs einschlagen wollte, um Staatsbetriebe selbständiger zu machen und die verbliebenen privaten Betriebe langfristig zu erhalten. Doch Ulbrichts Nachfolger, der ehemalige FDJ-Sekretär Erich Honecker (im Hintergrund), führte bereits im November 1965 einen ersten Angriff auf Ulbricht und organisierte mit Unterstützung aus Moskau den Sturz Ulbrichts.

© Klaus Dietz

nur im Potsdamer Abkommen formuliert, sondern wurde von CDU und KPD erhoben. Aber in Limbach gab es keine Großindustrie. Anstatt derer wurden mittelständische Unternehmen enteignet und verstaatlicht. Dem Anschein nach sahen die KPD-Funktionäre in der Befolgung der Anordnungen des Rüstungskommandos Chemnitz den Tatbestand des „Nazi- und Kriegsverbrechertums“ erfüllt. Ein Beispiel aus dem nahen Burgstädt macht deutlich, dass die KPD-Funktionäre die Enteignung von Unternehmen auch gegen den Willen der Besatzungsmacht betrieben.³⁰ Die Politik der KPD/SED führte zur Flucht vieler Unternehmer in die westlichen Besatzungszonen. Führungserfahrungen, Fachkenntnisse, Kundenkontakte und Patente gingen dem Limbacher Land damit verloren.

Eine wichtige Zäsur in der Entwicklung der kommunalen Struktur des Limbacher Landes stellte die Zusammenlegung der Städte Limbach und Oberfrohna 1950 dar.

Nach dem Ende des Krieges schöpfte besonders die Jugend neuen Lebensmut.³¹ Zum Beispiel beteiligte sich der junge Ingenieur Bodo Hempel zunächst 1948 am „Labor für Hochfrequenztechnik“, ehe er 1950 eine eigene Firma gründete, die er Heli-Radio (Heli = Hempel Limbach)³² nannte. Das Sichtung- und Zerlegwerk für Wehrmachtselektronik in der ehemaligen Textilfabrik Conradi & Friedemann (später Bremsenwerk) war zunächst der Materialfundus. Einige Funkmesstechnik-Fachleute, die in der Kriegszeit in unsere Region dienstverpflichtet worden waren, stellten zum Teil das Personal der neuen Firma. Die Zusammenarbeit mit den jungen Formgestaltern Carl Claus Dietel und Lutz Rudolph brachte Bodo Hempel eine

Ausnahmestellung in der internationalen Radio-Entwicklung. In einigen weiteren Bereichen gab es in Limbach ähnliche Trends (modischen Konfektion, Edelstahlapparatebau u. a.).

Mit dem Machantritt von Erich Honecker erfolgte im Jahre 1972 auch im Limbacher Land eine zweite Welle der Enteignungen mittelständischer Betriebe. Mit der Form eines Zwangsverkaufes wurden die mittelständischen Familienbetriebe, die breite Basis der Wirtschaft des Limbacher Landes, schwer getroffen.

Von 1974/75 bis in die Gegenwart

Im Zuge der Weltwirtschaftskrise von 1974/75 veränderten sich die Rahmenbedingungen auch für die Limbach-Oberfrohnaer Textilindustrie. Rationalisierungsprozesse in der westlichen Industrie, besonders der Einsatz von elektronischer Steuerung in der Massenproduktion, die Verbindung von Produktdiversivität und Großserieneffektivität, verminderten den Wert der Produkte. Eine Reaktion darauf war die verstärkte Verlagerung der Produktion in „Billiglohnländer“. Dazu gehörte auch die DDR. So wurde in Limbach-Oberfrohna für bundesdeutsche Textil-Großproduzenten und Versandhausketten (mit deren Eti-

Heli-Radio rk5 sensit und Kugellautsprecher K20 von 1967
© Klaus Dietz



kettierung) produziert. Aus dieser Form von „Lohnarbeit“ war in der Regel kaum noch Substanzhaltung an Gebäuden und Maschinen möglich, von Investitionen ganz zu schweigen.

Gegen den allgemeinen Trend erfolgte Mitte der 1980er Jahre jedoch ein Neubau am Stadtrand, auf der „grünen Wiese“. Es folgte 1988 die teilweise Inbetriebnahme des teilautomatisierten Textilbetriebes unter dem Namen „Aprotex“.

Die Wiedervereinigung beider deutscher Staaten brachte 1990 die Chance für eine Erneuerung der mittelständischen Wirtschaftsstruktur des Limbacher Landes. Doch zugleich veränderten sich die Rahmenbedingungen für textile Produktion weiter rasant. Einerseits wurden die strengen Umweltschutzrichtlinien der Bundesrepublik übernommen. Andererseits verlagerten große Hersteller und Handel die Produktion nach Tschechien, in die Ukraine, in die Türkei und nach China. Damit kam der Fachhandel zum Erliegen. Selbst die professionellsten Versuche eines Firmenneustarts, wie ihn zum Beispiel der Wäschehersteller Konrad Vogel im nahen Burgstädt wagte, wurden „über Nacht“ aussichtslos.³³ Der Textilunternehmer Günter Dittrich monierte grundsätzlich mangelnde staatliche Unterstützung für den Mittelstand.³⁴ Der Grundsatz „Rückgabe vor Entschädigung“ wurde in der Wirklichkeit einzelner Unternehmens-Rückübertragungen zu einem sich über mehrere Jahre erstreckendem Verwaltungsakt.

Der Textilunternehmer Ehrhard Wunsch erhielt erst nach der zweiten Insolvenz eines Investors aus den alten Bundesländern die Möglichkeit des Rückkaufes des in den DDR-Jahren enteigneten Unternehmens seiner Familie.³⁵ Werner Görmar berichtete, dass die Enteignung des Familienunternehmens 1972 nur 14 Tage, die Rückübertragung nach 1990 aber vier Jahre gedauert habe.³⁶ Einige Nachkommen der traditionsreichen Unternehmen verwandelten die Fabriken in Gewerbeparks³⁷ oder Wohnanlagen. Die absolute Mehrheit des verbliebenen oder auch zurückgekehrten Limbacher Bürgertums führte die Textil- und Textilmaschinen-Tradition ihrer Vorfahren jedoch nicht mehr weiter. Die einstigen Textilfabriken im Stadtgebiet wurden mehrheitlich nicht mehr für den ursprünglichen Zweck genutzt oder verfielen zusehends. Der Zusammenbruch der alten Textilindustrie hatte auch noch die Aufgabe bestehender Elemente der Kleinstadt zur Folge. Die zwischen 1998 und 2000 erfolgten Eingemeindungen von Bräunsdorf, Kändler, Pleiße, Kaufungen und Wolkenburg änderten nichts an dem strukturellen Problem der Kleinstadt. Mit noch so vielen Eingemeindungen kann man aus einer komplexen Kleinstadt keine gegliederte Großstadt machen.

Doch es gab auch wieder Neuanfänge. Herbert Riedel, ein Unternehmer aus den alten Bundesländern, schuf nach 1990 auf dem Gelände und mit dem Potenzial der Firma „Aprotex“ einen leistungsfähigen Textilbetrieb am Rand der Stadt.³⁸ Er besteht noch heute als Riedel Textil GmbH und hat rund 200 Mitarbeiter.

Ein bedeutender Teil der Textilindustrie des Limbacher Landes wurde 1991 von dem renommierten Wäschehersteller Schiesser aus Radolfzell übernommen. Bis heute ist ein einziges Nachfolgeunternehmen verblieben, nämlich der eigenständige Textilfärb- und Veredlungsbetrieb Pro4tex in Niederfrohna.³⁹ Einige Unternehmen aus den alten Bundesländern gründeten in den 1990er Jahren Niederlassungen im Bereich der Automobilindustrie-Zulieferung und des Wärmeschutzes in Gewerbegebieten außerhalb der Stadt. In einzelnen, kleinen Unternehmen des Maschinenbaues, der Blechbearbeitung und der Automobil-Zulieferung lebt die technologisch-kreative Tradition des Limbacher Landes fort. In Nischenbereichen entstanden auch einige Unternehmen der Textilindustrie (Spezial-Sportbekleidung, Werbedruck und -stickerei). Sie haben auch, wie es früher selbstverständlich war, weltweite Kundenschaft und einen hervorragenden Ruf.

Kann es heute eine Renaissance der Kleinstädte und der Familienunternehmen geben?

Die heutigen Bedingungen sind mit der Zeit zwischen dem 17. und 20. Jahrhundert nicht vergleichbar. Unablässig setzen heute die Automatisierungsprojekte der Großfabriken Arbeitskräfte frei. Mittlerweile gehen deshalb Fachleute wieder von der zentral gesteuerten Großfabrik ab. Seit kurzer Zeit ist die dezentrale Fertigung im Blick der Technologieforschung. Der Betrieb von mittelständischen Industrieunternehmen ist emissionsarm wohnortnah denkbar. Voraussetzung ist ein hochleistungsfähiges Internet für die Informationsübertragung. Die zeitgemäße soziale Form des Zusammenlebens der Familienunternehmen muss allerdings noch gefunden werden. Wir erinnern daran, dass die alte komplexe Kleinstadt mit kombinierbaren Elementen der Textilproduktion, des Maschinenbaus, der Kommunikation, der Infrastruktur, der Verkehrsanbindung und einer eigenen Wasser-, Gas- und Stromerzeugung und -versorgung ausgestattet war.

Weil seit der Gründerzeit im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die Bildung von Großunternehmen steuerlich gefördert wurde, entstand aus rein betriebswirtschaftlicher Sicht zunehmend der Anschein, dass sich kleine Einheiten nicht mehr rechnen würden. Doch einerseits waren über Jahrhunderte die sächsischen Kleinstädte und Familienunternehmen die Träger von Innovationen. Andererseits werden Kommunen nicht zu wirtschaftlichen



Zentrale Kläranlage des Zweckverbandes Frohnbach. Links Gebäude mit Photovoltaikanlagen, rechts Bioreaktoren mit Zeltabdeckung zur Sammlung von Klärgas für die anschließende Verstromung im Stirling-Motor
© ZV Frohnbach

Gewinnerzielungsabsichten betrieben. Die selbständigen und vielseitigen Bauern gründeten das Dorf Limbach, weil sie wussten, dass sie unter Umständen der Hilfe des Nachbarn bedurften. Die Kleinstadt Limbach entstand, weil hier auf engem Raum alle Gewerke versammelt werden konnten, die am gemeinsamen Projekt industrieller Textilproduktion arbeiteten.

Was hält eine Kleinstadt am Ende des Industriezeitalters zusammen?

Der gemeinsame Betrieb alternativer Energieumwandlung könnte die postindustrielle Grundlage des Zusammenlebens in einer Kleinstadt werden. Limbach-Oberfrohnna könnte dafür ein Modell sein. Die Kläranlage des Zweckverbandes Frohnbach wurde z. B. in den letzten 20 Jahren zu einer Art Stoffwechsel-Transformator und alternativem Kraftwerk umgebaut. Auf solche Weise könnte Energie in noch größerem Maße, dort wo sie gebraucht wird, im kommunalen und regionalen Wirtschaftskreislauf vor Ort umgewandelt werden. Kommunales und genossenschaftliches Eigentum für die Daseinsvorsorge könnten, wie schon zwischen 1870 und 1932, der Grund gemeinsamer Existenz von innovativen Familienunternehmen in einer Kleinstadt des 21. Jahrhunderts werden. So ist Politik als Kulturpolitik, als aktive Verbindung der Gegensätze von Bewahren und Erneuern, Voraussetzung für die Zukunft der mitteldeutschen Landkreisträume.⁴⁰ Es geht um die Ermutigung der Menschen zur Kultur der Selbständigkeit. Es geht darum, die Fiktionen von „Größe und Wachstum“ aufzugeben und zukünftig Stabilität wieder durch Vielfalt und Innovationskraft zu begründen: „Suchet der Stadt Bestes“ heißt es im Wappenspruch von Limbach-Oberfrohnna.

- 1 Das Limbacher Land. Berlin 1962 (Bd. 5 der Reihe „Werte unserer deutschen Heimat“). Dieses Buch, an dem eine Vielzahl bekannter Wissenschaftler mitwirkte, wurde auf der Basis eines Manuskriptes des Lehrers und Schuldirektors Horst Strohbach und einer Untersuchung von Rudolph Strauß, des Direktors des Stadtarchives Chemnitz, erarbeitet. Seither erlangte diese Publikation den Charakter eines Standardwerkes für die Region um Limbach.
- 2 Nach Strohbach umfasste das Limbacher Land im engeren Sinne: Limbach, Oberfrohnna, Rußdorf, Niederfrohnna, Röhrsdorf, Kändler, Pleißa und Bräunsdorf. Im weiteren Sinne zählte Strohbach auch Mühlau, Kaufungen, Hartmannsdorf, Herrenhaide, Kühnhaide, Wittgensdorf, Langenchursdorf, Falken, Langenberg, Meinsdorf, Grüna und Mittelbach zum Limbacher Land.
- 3 Georg Anton (George Antonius) von Schönberg, geb. 1703 in Mittelfrohnna, gest. 1755 in Limbach; übernahm nach dem Tode von Anton III. im Jahre 1746 das Rittergut Limbach; 1746 Heirat mit Helena Dorothea von Wallwitz.
- 4 Eichler, Andreas: Bürgertum und Industrie im Limbacher Land. Niederfrohnna 1999, S. 25 ff.
- 5 Eichler (wie Anm. 4), S. 70 ff.
- 6 Im Jahre 1846 die Maschinenbau-Firma August Esche, 1848 die Wirkwarenfabrik Welker & Söhne in Rußdorf, 1855 die Firma Hermann Dittrich in Oberfrohnna, 1860 die Veredlungs-Firma Georg Biehler, die Firma Carl Pohlers in Kändler, 1862 die Firma Louis Schulze in Limbach, die Strumpfwirker-Firma Illgen in Bräunsdorf, 1863 die Handschuh-Firma E.A. Kühn in Oberfrohnna, die Textilmaschinenbau-Firma Ernst Saupe in Limbach, 1867 die Veredlungsfirma Clemens Stülpner Söhne, 1870 die Platinenfabrik Bruno Zwingenberger, die Wirkmaschinenfabrik Emil Wirth in Hartmannsdorf, 1871 die Veredlungs-Firma Julius Roscher jr., 1872 die Handschuh-Firma Conradi & Friedemann, 1874 die Nähmaschinenbau-Firma Julius Köhler, 1876 die Platinen-Firma Ernst Liebers, 1878 die Wirknadelfabrik Theodor Krussig, 1880 die Färberei Ernst Rebske, die Handschuh-Fabrik Arthur Aurich, 1884 die Veredlungs-Firma Ernst Vogel, die Wirkwarenfabrik Hugo Fritzsching, 1885 die Spezial-Platinen-Fabrik Otto Fischer, die Hand-



Zum Weiterlesen:

Andreas Eichler: Bürgertum und Industrie im Limbacher Land. Niederfrohna 1999, Broschur, 14,8 x 21,0 cm, 220 Seiten, 7,50 Euro, ISBN 978-3-9806774-0-0. Zu beziehen über den Buchhandel oder direkt beim Mironde-Verlag (www.mironde.com). Wenn nicht anders angegeben, dann entstammen die Abbildungen diesem Band.

Autor

Dr. Andreas Eichler
Mironde Verlag
Turnstraße 45
09243 Niederfrohna

- schuh- und Konfektionsstoff-Firma Ottomar Berthold in Pleiße, 1886 die Platinen-Firma Gustav Claus & Sohn, 1886 die Wirknadel-Fabrik Karl Neubarth, 1887 die Veredlungs-Firma Hermann Emil Ernst in Mittelfrohna und Oberfrohna, 1888 die Veredlungs-Firma Carl Beier in Kändler, 1890 die Veredlungs-Firma Carl Schimmel jr., 1902 die Trikotstoff-Firma Ernst Schüssler sowie die Wirkwarenfabrik Willy Kretzschmar (wie Anm. 4, S. 30-31).
- 7 In Limbach lebten 8.265 Einwohner. Es existierten 118 Handels-Genossenschaften und Handels-Unternehmen, 182 selbständige Gewerbebetriebe (davon 116 Handschuh- und Strumpfwarenfabrikationen, 14 Maschinen- und Strumpfwirkstuhlbau-Unternehmen, 1 Eisengießerei, 22 Textil-Veredlungsbetriebe (Bleicherei, Appretur, Färberei), 12 Strumpfnadel-Hersteller, 10 Strumpf- und Handschuhkartonagenfabriken, 7 reine Industrie-Kaufmann-Unternehmen, 12 Landwirte und 2 Brauereien. Weiter verfügte die Stadt über ein städtisches Krankenhaus (seit 1870), ein Amtsgericht mit 2 Amtsrichtern, 9 Rechtsanwälte, 1 Volksschule mit 1 Direktor und 20 Lehrern, 1 Kaiserliches Postamt mit 1 Direktor, 3 Sekretären und 8 Unterbeamten (wie Anm. 4, S. 31).
 - 8 Eichler (wie Anm. 4), S. 138 ff.
 - 9 Löbel, F./Weidl, E./Kreher, F.: Die Gemeinnützige Wohnungsbaugenossenschaft in Limbach-Oberfrohna. 1902-2002. Niederfrohna 2002.
 - 10 Die Entwicklung des Limbacher Trinkwasserverbrauchs: 1893 40.000 m³, 1914 230.000 m³, 1930 850.000 m³, vgl. Eichler (wie Anm. 4), S. 49.
 - 11 Eichler (wie Anm. 4), S. 164 ff.
 - 12 Im Jahre 1930 arbeiteten auf dem Limbacher Postamt 79 Beamte. Zwischen 1874 und 1930 erhöhte sich die Zahl ein- und ausgehender Briefe von etwa 150.000 auf 2,9 Millionen. Der Postverkehr hat sich also fast auf das 20-fache gesteigert. Vgl. Eichler (wie Anm. 4), S. 51 ff.
 - 13 Eichler (wie Anm. 4), S. 79 ff.
 - 14 Eichler (wie Anm. 4), S. 170 ff.
 - 15 Hofmann, Gert: Der Kinoerzähler. München/Wien 1992.
 - 16 Eichler (wie Anm. 4), S. 32.
 - 17 Limbacher Wohnungsverhältnisse mit Stand von Anfang 1930: 4560 bewohnte Wohnungen mit 17.441 Wohnräumen (einschl. Küchen), in denen 17.266 Menschen wohnen, davon 640 Gebäude mit 1-2-Zimmer-Wohnungen (1.800 Pers.), 1.539 Gebäude mit 3-Zimmer-Wohnungen (5.279 Pers.), 1.318 Gebäude mit 4-Zimmer-Wohnungen (5.278 Pers.), 545 Gebäude mit 5-Zimmer-Wohnungen (2.338 Pers.), 283 Gebäude mit 6-Zimmer-Wohnungen (1.322 Pers.), 235 Gebäude mit 7- und mehr Zimmer-Wohnungen (1.886 Pers.)
 - 18 Eichler (wie Anm. 4), S. 32.
 - 19 Der 1902 verstorbene Kommerzienrat Eugen Esche vermachte in seinem Nachlass dem Limbacher Bürger-Hospital-Stock 10.000 Mark und der Geschwister Esche-Stiftung 5.000 Mark. Der Mediziner Dr. Neideck stiftete 1902 das Pache-Denkmal im Stadtpark.
 - 20 In Limbach lebten 1914 mehr als 18.000 Einwohner. In der Folge des Krieges sank die Einwohnerzahl 1917 auf 12.525, stieg aber 1929 noch einmal auf 18.269 an. Vgl. Eichler (wie Anm. 4), S. 32.
 - 21 Im Jahre 1914 hatte es in Limbach 15 Trikotagenfabriken gegeben. Bis 1924 stieg die Zahl auf 48 an und im Jahre 1932, also nach der Weltwirtschaftskrise, waren es immerhin noch 27. Vgl. Eichler (wie Anm. 4), S. 38.
 - 22 So der Niederfrohnaer Textilunternehmer Alfred Höhnisch. Vgl. Eichler, Andreas: Paternalismus und Textilindustrie. In: Miriquidi-Jahresheft 1999, S. 23 ff.
 - 23 Rede von Gregor Strasser am 16. August 1930 in der Gaststätte „Parkschänke“. In: Limbacher Tageblatt vom 22. August 1930.
 - 24 Wahlergebnisse in Limbach (Auszug): Reichtagswahl 1930 NSDAP 39,25 % KPD 42,07 % (Limbacher Tageblatt vom 15. September 1930), Reichtagswahl Juli 1932 NSDAP 49,41 % KPD 34,84 % (Limbacher Tageblatt vom 1. August 1932), Reichtagswahl November 1932 NSDAP 45,20 % KPD 36,54 % (Limbacher Tageblatt vom 6. November 1932).
 - 25 Der Programmpunkt zur Einschränkung der Macht des monopolistischen Finanzkapitals wurde von der NSDAP-Führung Ende 1932 entfernt. Zwei Jahre später liquidierte der Parteivorsitzende den Flügel der NSDAP, der immer noch die Interessen des Mittelstandes zu vertreten versuchte. Nach der Ernennung zum Reichskanzler setzte Adolf Hitler gegen den Widerstand der NSDAP-Führung und des Reichswehr-Generalstabes die Vorbereitung eines Krieges gegen Russland durch. Vgl. Müller, Rolf-Dieter: Der Feind steht im Osten. Berlin 2011.
 - 26 Jens Hummel: Das Rüstungskommando Chemnitz. In: Verlagerter Krieg. Umstellung der Industrie auf Rüstungsproduktion im Bereich des Rüstungskommandos Chemnitz während des Zweiten Weltkrieges. Niederfrohna 2011, S. 5 ff.
 - 27 Bönitz, Wolfgang: Auswirkungen des Luftkriegs in den Jahren 1942-1944 auf die sächsische Zivilbevölkerung. In: Luftkrieg und Zivilbevölkerung 1939-1945. Region Chemnitz-Freiberg-Geithain-Meerane. Niederfrohna 2003, S. 5 ff.
 - 28 Strohbach, Horst: Kriegsende in Oberfrohna. In: Erinnerungen an den Frühling 1945. Niederfrohna 2000, S. 124 ff., in literarischer Form: Hofmann, Gert: Unsere Eroberung. Darmstadt/Neuwied 1985.
 - 29 Türke, Joachim: Diktatur des Proletarits und Kommunale Selbstverwaltung. 1945-1949. Dargestellt am Beispiel Limbach/Sachsen. In: Enttäuschte Hoffnung. Wiederaufbau der Kommunalen Selbstverwaltung. 1945-1949. Niederfrohna 2002, S. 35 ff.
 - 30 Interview mit Herrn Reiner Schlick. In: Verlagerter Krieg, a.a.O., S. 101ff
 - 31 Mittenzwei, Werner: Heimkehr. In: Nochmal davongekommen. 1939-1949. Niederfrohna 2005, S. 334 ff.
 - 32 Dietz, Klaus: HELIRADIO. Geschichte und Gestaltung. In: Not macht erfinderisch. Zur Geschichte der Industrie in der Region Chemnitz-Zwickau. 1945-1990-2015. Niederfrohna 2015, S. 91 ff.
 - 33 Vogel, Konrad: Aufstieg und Fall der Fa. Carl Georg Vogel. In: Not macht erfinderisch. Zur Geschichte der Industrie in der Region Chemnitz-Zwickau. 1945-1990-2015. Niederfrohna 2015, S. 162 ff.
 - 34 Interview mit Günter Dittrich, vgl. Eichler (wie Anm. 4), S. 205.
 - 35 Interview mit Erhard Wunsch, vgl. Eichler (wie Anm. 4), S. 205-206.
 - 36 Görmar, Werner: F. G. Häberle & Co. VEB Elektronische Geräte Burgstädt, Kathrein Burgstädt GmbH vorm. Häberle). In: Not macht erfinderisch. Zur Geschichte der Industrie in der Region Chemnitz-Zwickau. 1945-1990-2015. Niederfrohna 2015, S. 73 ff.
 - 37 Interview mit Hermann Ernst, vgl. Eichler (wie Anm. 4), S. 195-196.
 - 38 Interview mit Herbert Riedel, vgl. Eichler (wie Anm. 4), S. 208-209.
 - 39 Interview mit Björn-Olaf Dröge. In: Niederfrohna - gestern heute morgen. Niederfrohna 2011, S. 83.
 - 40 Vgl. die Wiedergabe des Referates von Prof. Matthias Theodor Vogt, gehalten auf einer Tagung der Sächsischen Kulturstiftung am 11. April 2016 in Hellerau. In: www.litterata.com/Kulturpolitik und Wirklichkeit



Die Anfänge der Wirkerei in Limbach und Umgebung im 18. Jahrhundert

Dietrich Esche

Im Laufe der heimatkundlichen Forschungen, die zu den Ursprüngen der bedeutenden Limbacher Wirkwarenindustrie des 19. und 20. Jahrhunderts geleistet wurden, entstand das Prädikat „Wiege der westsächsischen Wirkerei“. Damit wurde der Raum Limbach-Oberfrohna bezeichnet, der mit seiner Wirkwarenherstellung ein Teil der sächsischen Textilregion war und Weltgeltung beanspruchen konnte.

In Limbach-Oberfrohna und enger Umgebung entwickelten sich keine Spinnerei- und Webereibetriebe, sondern auf Grund der historischen Entwicklung gab es ausschließlich eine Textilindustrie mit den Maschen bildenden Verfah-

ren Wirken oder Stricken. Dementsprechend wurden zum Beginn der Wirkerei in Limbach ab dem 18. Jahrhundert vorwiegend Strümpfe hergestellt, im 19. Jahrhundert gewann die Produktion von Stoffhandschuhen eine überragende Bedeutung und etwa ab 1930 die Herstellung von Trikotagen (Unterwäsche, Freizeit- und Sportbekleidung).

Mit den heimatkundlichen Forschungen, die nach der Zeit um 1900 einsetzten und auch die Ursprünge der Wirkerei einschlossen, kam man zur Schlussfolgerung, dass sich ausgehend von der Wirkereientstehung durch den Wirkstuhlbau Johann Esches in Limbach die Wirkerei auch in Sachsen verbreitet habe. Eine Beweis-

Damenstrumpf aus Seide,
hergestellt 1828 in Limbach

führung für solche Ausbreitungswege gab es dabei allerdings nicht.

Nach heutigen Erkenntnissen darf der Begriff „Wiege der westsächsischen Wirkerei“ nicht im Sinne einer weiträumigen Ausbreitung der Wirkerei verstanden werden. Denn in Chemnitz und vor allem im Gebiet von Oberlungwitz bis in das gesamte Erzgebirge entstand im 18. Jahrhundert ebenfalls eine Strumpfwirkerei mit großer Bedeutung, und diese Gebiete können sicher auf ihre eigene Entstehungsgeschichte und Entwicklung bis zu der bekannten Strumpfindustrie zurückblicken.

Wenn man jedoch die Betrachtung der Wirkerei auf ihr Zentrum im westsächsischen Limbach beschränkt, dann bestand hier seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts tatsächlich eine „Wiege“ der Wirkerei mit einer Ausstrahlung in die umliegenden Dörfer. Den Pionierleistungen bei der Einführung der neuen Technologie des Strumpfwirkens folgten ein nachhaltiger Ausbau dieses Gewerbes, eine Wirke-reientwicklung über 300 Jahre mit der Weitergabe von Erfahrungen und von Fachwissen über viele Generationen. Dazu gehörte die Inbetriebnahme einer Wirkerei-Fachschule in Limbach bereits im Jahr 1869, eine breite Basis von Fachpersonal durch die vielen klein- und mittelständischen Betriebe, die oft auch in Familientradition weitergeführt wurden, und nicht zuletzt die Synergieeffekte durch die Verbindungen von örtlichen Wirkwarenherstellern und örtlichen Maschinenbauern für Wirk- und Nähmaschinen.

Die große Bedeutung der Wirkerei im Raum Limbach-Oberfrohna fordert immer wieder dazu auf, sich mit ihren Wurzeln zu befassen. Mit einem Blick in die „Wiege“ des Zentrums der westsächsischen Wirkerei soll der Entwicklungsverlauf im 18. Jahrhundert erläutert werden, dieses jedoch mit einem Einblick in neue Forschungsergebnisse.

Strümpfe wurden seit Menschengedenken von Hand gestrickt, in häuslicher Eigenherstellung oder bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts auch im Kleingewerbe eines professionellen Strumpfstrickers. Ab 1685 kam es in Preußen, Anhalt, Württemberg und Franken allmählich zur Ablösung des professionellen Handstrickens durch das Strumpfwirken auf einem Handwirkstuhl. Die Hugenotten hatten bei ihrer Flucht aus Frankreich Wirkstühle mitgebracht. Diese wurden nun in den deutschen Gebieten nachgebaut. Für Thüringen werden die ersten Wirkstühle im Raum Weimar und Apolda auf das Jahr 1690 datiert. Für Sachsen gibt es keine Dokumente für die Wirkstuhlverbreitung, sondern Veröffentlichungen, auch Lexika, die Johann Esche (1682–1752) als den Begründer der Limbacher Wirkerei nennen.

Johann Esches Dresden-Reise als historische Legende

In vielen Literaturbeiträgen des Zeitraumes von 1908 bis heute wurde die Dresden-Reise Johann Esches und sein Wirkstuhlnachbau beschrieben. Es heißt dabei, er habe im Jahr 1702 als ein 20-jähriger Rittergutskutscher seines Herrn Anton II. von Schönberg in Dresden erstmals einen Wirkstuhl besichtigt und seinen Wirkstuhl-Nachbau in Limbach im folgenden Jahr fertiggestellt, da er bei seiner Heirat im November 1703 erstmals ein Strumpfwirker war. Dieses sei das Gründungsereignis der Limbacher Wirkerei gewesen. Damit sei er auch der Begründer der sächsischen Wirkerei, denn Nachweise für einen anderen sächsischen Strumpfwirker zu einer früheren Jahreszahl wurden nicht gefunden.

Als der Heimatforscher Paul Seydel 1908 die Episode des Wirkstuhlnachbaues als Zitat aufschrieb¹, ahnte er aber offenbar nicht, dass er nur einen verkürzten Auszug aus der „Erdbeschreibung der Churfürstlich- und Herzoglich-Sächsischen Lande“ von Friedrich Gottlob Leonhardi aus dem Jahr 1804 vorliegen hatte. Der vollständige Text zu Limbach lautet: „In allen zur Gerichtsbarkeit des Ritterguths Limbach gehörigen Orten waren es 2521 Einwohner. Zu Limbach ist der Hauptsitz der seidenen Strumpfmanufactur in Sachsen. Es wird allda auf 60 bis 70 Stühlen beständig gearbeitet. Der Kaufmann Esche, welcher ein schönes Haus mit Färbereyen und anderen behüfigen Anlagen erbaut, ist der Verleger dieser Manufactur. Mit Anfang des vorigen Jahrhunderts war in Dresden der einzige seidene Strumpfwirkerstuhl im ganzen Lande, auf welchem ein Franzose wirkte. Zu diesem schickte der damalige Besitzer von Limbach, ein Herr von Schönberg, der sich wegen des Landtages in Dresden aufhielt, seinen Bedienten, einen Strumpfwirkeresellen, mit Namen Esche, daß er ihm ein Paar Strümpfe kaufen sollte. Dieser Esche besah sich bey dieser Gelegenheit den Stuhl und die Arbeit darauf so genau, daß er bei seiner Nachhausekunft in Limbach sich einen Stuhl baute und den Vorsatz faßte, ähnliche Arbeiten zu liefern. Allein, da seinem überaus glücklichen Gedächtnisse doch etwas entfallen war, so bat er seinen Herrn, ihn gelegentlich noch einmal hinzuschicken und entdeckte demselben seinen Plan. Darauf schickte er ihn sogleich zu dem Franzosen, und Esche baute seinen Stuhl fertig. Sein Herr entließ ihn nun seiner Dienste, unterstützte ihn mit ansehnlichen Vorschüssen und Esche, der jährlich schon für 30000 Thaler Seide verarbeiten ließ, ward der Stifter dieser wichtigen Manufactur, welche seine Familie noch jetzt mit vielem Glück fortreibt.“²

In der verkürzten Abschrift³, die seit 1908 die wichtigste Grundlage für die Limbacher Ge-

1 Paul Seydel: Geschichte des Rittergutes und Dorfes Limbach in Sachsen. Dresden 1908.

2 Friedrich Gottlob Leonhardi: Erdbeschreibung der Churfürstlich- und Herzoglich-Sächsischen Lande. Bd. 3. Leipzig 1804, S. 130.

schichtsschreibung bildete, fehlen nachstehende, entscheidende Inhalte:

1. Der Originaltext beschrieb für die Zeit um 1800 die außerordentliche Bedeutung Limbachs in der Seidenwirkerei. Im Buch unterscheidet sich Limbach dadurch von allen anderen sächsischen Orten, weil für jene lediglich die Existenz von Strumpfwirkern (für Wolle) genannt ist. In der Limbacher Geschichtsschreibung ist wegen der Verkürzung diese große Bedeutung als „Hauptsitz der seidenen Strumpfmanufactur in Sachsen“ niemals erwähnt worden. Die Folge war nicht nur eine fehlende Forschung in Richtung der Seidenwirkerei, sondern es blieb auch unbemerkt, dass die Episode um Esche die Entstehung der wichtigen Seidenwirkerei beschrieb, aber nicht die Entstehung einer allgemeinen Wirkerei mit einem allerersten Wirkstuhl.

2. Die Zeitangabe „Mit Anfang des vorigen Jahrhunderts“ bedeutete nicht den Zeitpunkt der Dresden-Reise, sondern Leonhardi zog folgenden Vergleich: Während jetzt (um 1800) 60 bis 70 Seidenwirkstühle in Limbach arbeiteten, gab es im Anfang des 18. Jahrhunderts einen einzigen Seidenwirkstuhl nur in Dresden.

3. Noch deutlicher wird das, weil im Originaltext vor dem Wort Esche das Beiwort „Strumpfwürker“ steht, welches aber in der Abschrift von Seydel fehlte. Somit fehlt bis heute in der Literaturschreibung aller nachfolgenden Autoren und einschließlich der Lexika die Mitteilung, dass Johann Esche vor und während der Dresden-Reise ein Strumpfwürker war, also ein qualifizierter Fachmann, der bereits Strümpfe aus Wolle auf einem (Woll-)Wirkstuhl herstellte und nun einen Wirkstuhl nachbaute, der speziell für Seide geeignet war. Damit ist bewiesen, dass alle Formulierungen in der Literatur falsch sind, die Johann Esche als Kutscher einordnen oder einen Aufstieg vom Gesindezwang über den Knecht zum Leibkutscher interpretieren. Mit der Tätigkeit als Strumpfwürker sind auch Behauptungen ad absurdum geführt, die den Wirkstuhlnachbau Johann Esches als eine Spionage abtun oder als Spionage durch unerlaubte Beschaffung von Zeichnungen einordnen, weil ihm als Kutscher angeblich die notwendigen technischen Kenntnisse zum Nachbau gefehlt hätten.

Welche Schlussfolgerungen und Ansätze für eine Korrektur der Limbacher Geschichtsschreibung ergaben sich nun durch die Kenntnis des vollständigen Leonhardi-Textes?

Zunächst wurde geprüft, wie verlässlich die Episode bei einem Vergleich mit anderen Veröffentlichungen ist. Die Recherchen ergaben, dass im Zeitraum um 1800 von anderen Autoren die gleichen Inhalte ausgesagt werden. Alle berichten zur besonderen Seidenwirkerei, und deshalb auch zur Entstehung der Seidenwirkerei

mit dem Seidenstuhlnachbau eines Esche, der dabei immer bereits als ein Strumpfwürker oder Strumpfwürkergeselle erwähnt wird. Aber der Vornamen dieses Esche bleibt unklar. Denn während Friedrich Gottlob Leonhardi und Johann Heinrich Moritz Poppe⁴ für den Strumpfwürker Esche keinen Vornamen nannten, gaben Karl August Engelhardt⁵ 1804 und August Schumann⁶ 1818 den Namen David Esche an. Wir wissen, dass Johann David Esche ein Sohn Johann Esches war. Es zeigt sich schnell, dass die Mitteilungen Engelhardts und Schumanns nicht stimmen können. Da Johann David Esche erst 1709 geboren wurde, kann er nicht bereits im Anfang des 18. Jahrhunderts eine Manufaktur gegründet haben.

Die alte Literatur der Zeit um 1800, auch wenn man die Originaltexte verwendet, ist viel zu widersprüchlich, um diese als einen Quellenbeweis verwenden zu können. Als diese erst etwa 50 bis 80 Jahre nach den Ereignissen aus einem überlieferten Wissen heraus geschrieben wurde, war bereits eine Vermischung eingetreten, personell zu Johann Esche und zu seinem Sohn Johann David Esche, und ebenso auch ein Informationsverlust zu den Wirkerei-Aktivitäten vom Anfang bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Erst für die Zeit zum Ende des 18. und zum Beginn des 19. Jahrhunderts, als diese Literatur geschrieben wurde, gibt es verwertbare Informationen.

Die Geschichtsschreibung im nachfolgenden 19. und 20. Jahrhundert bemerkte diese Widersprüche nicht, sondern trug durch Verkürzungen und durch unzulässige Ableitungen zu einer Legendenbildung um Johann Esche und zur fehlerhaften Darstellung der Wirkereigeschichte bei.

Neue Forschungen und Erkenntnisse

Die Problematik in der Literatur führte zu der Notwendigkeit, mit neuen Forschungen in den Jahren 2009 bis 2011 eine Hilfestellung für die Darstellung der Limbacher Wirkereigeschichte zu erarbeiten, so dass die Ergebnisse im 2011 eröffneten neuen Esche-Museum bereits berücksichtigt werden konnten. Die aufwändige Forschungsmethode bestand in einer lückenlosen Erfassung und Auswertung der Personendaten in den Kirchenbüchern der Stadtkirche Limbach. In diesen Originalen der Trau-, Geburts- und Sterberegister wurden für alle Jahre von 1700 bis 1763 sämtliche Nennungen von Strumpfwirkern, Leinwebern und anderen Handwerksberufen erfasst, einschließlich der dort nieder geschriebenen Sachverhalte. In der Stadtkirche sind die damals eingepfarrten Personen von Limbach, Oberfrohna und Kändler erfasst. Bis 1763 wurden die Angaben zu 129 Personen der Wirkerei und 132 Personen der

3 Seydel (wie Anm. 1), S. 314. Das Zitat beginnt mit „Dieser Esche besah sich...“, während die Vorgeschichte von Seydel nicht berichtet wurde.

4 Johann Heinrich Moritz Poppe: Geschichte der Technologie. Bd. 1. Göttingen 1807, S. 472.

5 Karl August Engelhardt: Merkel's Erdbeschreibung von Kursachsen und den jetzt dazu gehörenden Ländern. Bd. 2. Leipzig 1804, S. 179.

6 August Schumann: Vollständiges Staats-, Post- und Zeitungs-Lexikon von Sachsen. Bd. 5. Zwickau 1818, S. 737.



Blick zur Wirkstelle eines Wirkstuhls der Zeit um 1800
Foto: Dietrich Esche, Esche-Museum

Weberei ermittelt und ausgewertet (einschließlich für die bis dahin verstorbenen oder weggezogenen Personen). Eine ähnliche Analyse wäre wünschenswert über 1763 hinaus und in gleicher Weise auch in anderen Kirchen des heutigen Stadtgebietes Limbach-Oberfrohna und des Limbacher Umlandes, für die jedoch eine erhebliche Bearbeitungskapazität erforderlich wäre. Die Kirchenbücher gewährleisten eine hohe Zuverlässigkeit. Sie teilen mit, welche Tätigkeitsbezeichnung ein Wirker hatte, wie sich diese im Laufe der Zeit änderte, ob er nicht nur Wolle, sondern auch Seide verarbeiten konnte. Daraus kann man zeitliche Entwicklungsetappen erkennen, von der Wollverarbeitung hin zu einem Beginn der Seidenwirkerei.

Bekanntlich gibt es keine Dokumente über verwendete Wirkstühle in der Frühzeit. Eine Lösungshilfe kann man anwenden, weil zwangsläufig unterschiedliche Wirkstühle vorhanden gewesen sein müssen, da Wolle und Seide jeweils eine passende Feinheit der Wirkstühle erfordern. Die Feinheit wird durch die Nadelteilung bestimmt und wird angegeben mit der Anzahl Nadeln auf 1 Zoll Breite. Der abgebildete Wirkstuhl im Esche-Museum stammt bereits aus der sehr späten Zeit um 1800, hat 15 Nadeln auf 1 Zoll Breite und ist dadurch zum Beispiel für Baumwolle geeignet. Für das Wirken mit Seide musste ein Stuhlsetzer jedoch mindestens 22 Nadeln auf 1 Zoll unterbringen. Da zwischen den Nadeln auch die 22 Platinen hängen, darf die Dicke der Nadeln und Platinen nicht breiter sein als 0,6 Millimeter. Es bestanden somit höchste Präzisionsanforderungen beim Seidenwirkstuhlbau. Da es nach 1700, also 100 Jahre vor dem oben abgebildeten Wirkstuhl, keine „Laden-Einkäufe“ für Wirkstühle gab, sondern einen Eigenbau in den Wirkerei-Dörfern, be-

gannte die Wirkerei nicht mit der Verarbeitung von Seide, sondern mit der Herstellung von Schafwollstrümpfen auf sogenannten Walzenstühlen, die nur eine sehr grobe Feinheit erlaubten. Das zeigt sich auch in der Limbacher Wirkereigeschichte.

Bisher war in der Literatur lediglich von „Wirkstühlen“ und von „Strumpfwirkern“ in einer pauschalisierten Formulierung die Rede. Mit der Analyse wurde dieser Zustand überwunden. Es gibt jetzt für jeden einzelnen Wirker im untersuchten Zeitraum genaue Angaben zu seinem Namen, in den meisten Fällen auch zu seiner Geburt und Herkunft, zu seiner Tätigkeitsentwicklung/Bezeichnung, zu seiner Qualifikation, eine Zuordnung in die Materialgruppe, die er verarbeitete, und für alle diese Angaben die zeitliche Einordnung in die jeweiligen Jahre.

Die Entstehung der Wirkerei in Limbach

Aus der Auswertung ergibt sich natürlich die Frage: Wie kam im Jahr 1703 der Strumpfwirker Esche zu einem ersten Wirkstuhl, mit dem er bereits Wollstrümpfe herstellte?

Es gibt keine Dokumente, die zu einem ersten Wirkstuhl oder dessen Herkunft Auskunft geben. Diesen ersten Wirkstuhl in Limbach müssen wir für das Jahr 1703 als vorhanden ansetzen und uns damit begnügen, denn schlimm wäre es, wenn neue Spekulationen entstehen würden.

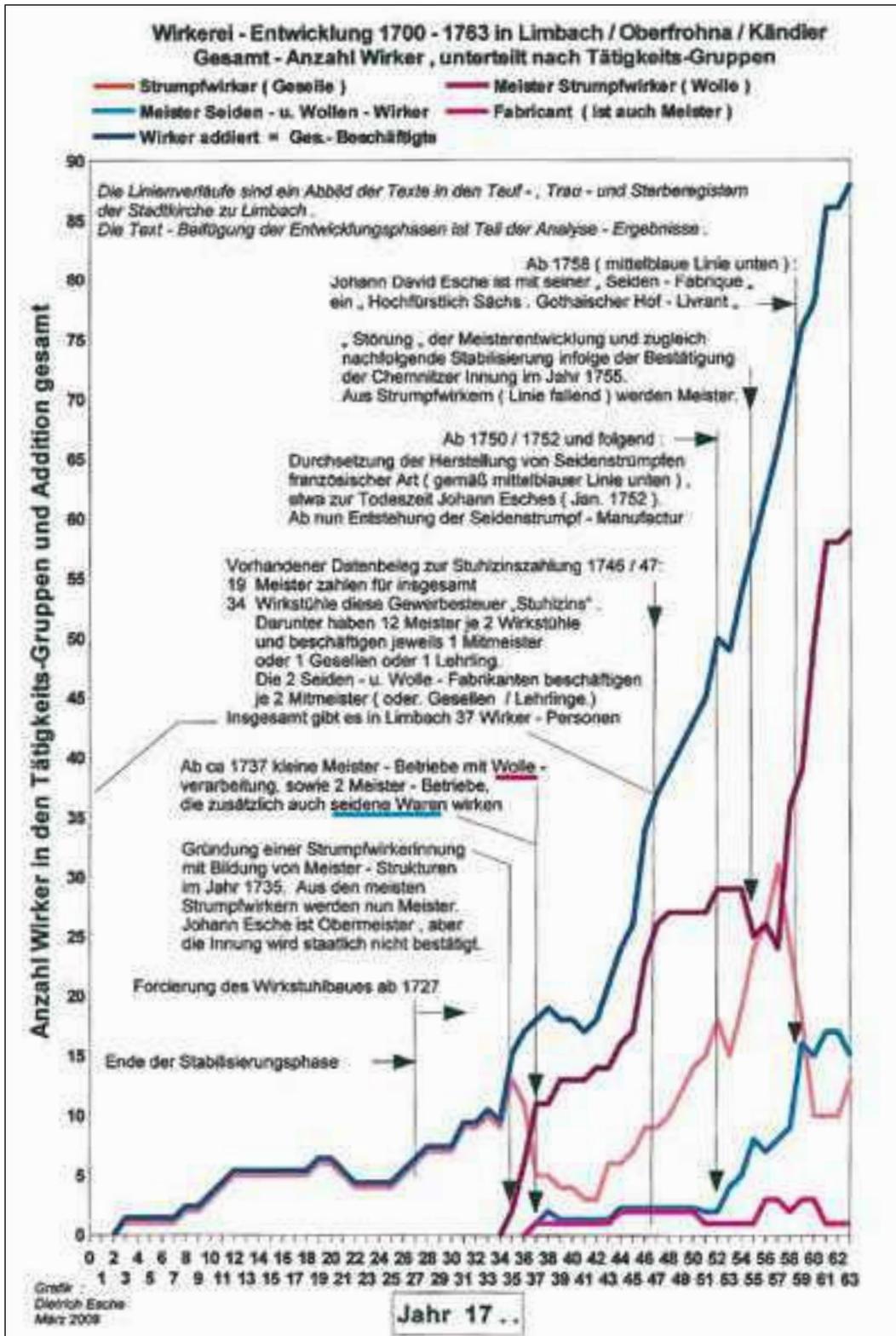
Johann Esches Tätigkeiten sind in den Limbacher Kirchenbüchern in dichten Zeitabständen dokumentiert. Er kam als 17-Jähriger mit der Familie nach Limbach, als sein Vater Hanß Esche, bisher Schwarzfärber in Köthensdorf bzw. Burgstädt, durch einen Grundstückstausch im Jahr 1699 die Färberei am Markt in Limbach erwarb. 1701 und 1703 ist er als 19- bis 21-Jähriger in der Färberei seines Vaters als Formenstecher tätig gewesen, eine Berufsbezeichnung, die es in der Färberei und Kattendruckerie auch noch im 19. Jahrhundert gab. Dabei hat der „kunstliebende“ Jüngling und Formenstecher die Holz- und Kupfer-Werkzeuge für das Bedrucken der Leinwanderzeugnisse der Leinweber hergestellt, dabei offensichtlich auch kunstvolle Motive entworfen und eingraviert.

Johann Esche hatte aus dieser Tätigkeit bereits als junger Mann beste Kenntnisse der damaligen textilen Faserstoffe und in der Weberei, sonst hätte er die Tätigkeit Strumpfwirker nicht beginnen können. Wesentlich ist, dass die Strumpfwirkerei nicht nur die Arbeit am Wirkstuhl beinhaltete, sondern den Gesamtprozess der Strumpferstellung einschließlich einer Design-Entwicklung umfasste.

Die Daten aller Strumpfwirker lassen in Kurzform folgende Schlussfolgerungen zu:

1. Zwischen 1703 und 1730 stieg in einem sehr langen Zeitraum von 27 Jahren die Wirkerei

Wirkerei in Limbach
von 1700 bis 1763
© Dietrich Esche, Esche-Museum



sehr langsam auf insgesamt nur sieben Strumpfwirker. Johann Esche wird in dieser Zeit 30 Mal als Strumpfwirker erwähnt. Es wurden schafwollene Strümpfe hergestellt, keine Seidenwaren. Das entspricht der bereits genannten Darlegung der anfangs groben Wirkstuhlfeinheit. Dieses ist also ein ganz anderer Verlauf, als bisherige Darstellungen in der Literatur, welche bereits für das Jahr 1719 die Errichtung einer

Seidenstrumpfmanufaktur durch Johann Esche behaupten.

2. Für die Seidenverarbeitung, die erst 1732 begann, gilt die blaue Linie in der Grafik. Johann Esche trat erstmals 1727 als Stuhlmacher auf. Offensichtlich arbeitet er als erfahrener Strumpfwirker bis 1731 am Bau eines Seidenwirkstuhls, denn 1732 ist erstmals genannt, dass er auch Seide wirken konnte. Die Dresden-

Reise, die in der Ursprungsliteratur ohne Datum genannt ist, wird vermutlich ab 1727 einzuordnen sein. Ein Dokument dafür gibt es jedoch nicht. Johann Esche und sein Schwiegersohn Christoph Winter waren für die nächsten etwa 20 Jahre bis zum Tod Johann Esches 1752 die Einzigen in Limbach, die wollene und seidene Waren herstellen konnten und deshalb zwei unterschiedliche Wirkstühle für diese Materialien besaßen. Da es keine anderen Seidenwirker gab und jeder der beiden nur zwei Wirkstühle hatte, ist zu Lebzeiten Johann Esches eine Verarbeitung von jährlich 30.000 Talern Seide, wie von Friedrich Gottlob Leonhardi genannt, völlig unmöglich.

Leonhardi ließ ja offen, welcher Esche die 30.000 Taler Seide verarbeitet hat. Doch aus dieser großen Umsatzzahl hatte die spätere Literatur eine unreal große Seidenmanufaktur bereits 1719 dem Johann Esche zugeordnet. Dabei wurde offenbar eine Mitteilung der Limbacher Turmknopfnachricht⁷ übersehen, wonach 1744 der jüngste Sohn Johann Esches, Johann Michael Esche, gerade erst dabei war, Versuche zur Verarbeitung von Seide und von Baumwolle zu machen. Er war bereits Wirkermeister in Limbach und 1744 unmittelbar von einem dreijährigen Aufenthalt in Frankreich zurückgekehrt. Erst nach dem Tode Johann Esches 1752 ist ein erheblicher Anstieg der Seidenverarbeitung sichtbar.

Die Turmknopfnachricht wurde im Sommer 1744 bei Reparaturen im Turm der heutigen Stadtkirche hinterlegt. Der somit authentische Text hinterlässt keinen Zweifel, dass Johann Esche seit 40 Jahren, seit dem er 1703 die Wirkerei begann, die maßgebende Persönlichkeit beim Aufbau des Strumpfwirkergewerbes war. Es ist die Zusammenarbeit mit seinen Söhnen genannt, die selbständig an verschiedenen Orten arbeiteten.

Allerdings ist gelegentlich aus dem Text abgeleitet worden, dass Johann Esche eine große Manufaktur besessen habe oder dass er bereits ein großer Verleger gewesen sei. Das erzeugt die falsche Vorstellung über ein zu großes Kapitalvolumen. Der damalige Sprachgebrauch „Fabrique“ meinte nicht eine Fabrik als Gebäude, sondern einfach eine Fabrikation, also die „gesegnete Strumpf-, Seiden- und Wollwarenherstellung im gesamten Ort Limbach“. Auch 100 Jahre später, um 1840, wird zum Beispiel in der Fachliteratur das Wort „Strumpfmanufaktur“ nicht automatisch als ein Manufakturgebäude verstanden, sondern als ein Oberbegriff für „Strumpfherstellung“ verwendet.

Auch der Begriff „Direction“ in der Turmknopfnachricht ist zu bewerten. Johann Esche war bis 1739 der Obermeister einer Limbacher Innung. Ab 1740 gab es diese Bezeichnung für ihn nicht mehr, so dass an Stelle des Obermeisters bei sei-

nem Engagement im Limbacher Wirkereigewerbe ein anderes Wort für seine Führung, also Direction, gesetzt wurde.

Die Turmknopfnachricht teilt mit, dass durch die Limbacher Wirkwarenherstellung auch „bei, um und neben uns, ja meilenweit außer uns“ die Wirkerei Einzug gehalten habe, wodurch viele Menschen Arbeit und Brot erhielten. Die Perspektive „meilenweit außer uns“ ist aus dem Blickwinkel der Kirchgemeinde zu sehen, von der die Nachricht verfasst wurde. In dieser Sichtweise lagen viele Dörfer, obwohl sie zum Rittergut gehörten, einige Meilen außerhalb. Das waren also Bräunsdorf, Mittelfrohna, Niederfrohna, Burkersdorf, Köthensdorf, Reichenbrand und Gröna. Es ist anzunehmen, dass alle diese Orte durch die Rittergutsbindung bereits sehr früh in eine vom Limbacher Zentrum ausgehende Wirkereientwicklung eingebunden waren. Reichenbrand und Gröna fielen erst nach der Turmknopfnachricht durch Erbteilung in den Besitz von Carlowitz, als 1745 Anton III. von Schönberg starb und dadurch in Wirkereifragen in die Einflussnahme der Chemnitzer Strumpfwirkerinnung.

Die frühe Meister-Struktur in Limbach

Bisher war nicht bekannt, dass bereits um 1735 eine Strumpfwirkerinnung gegründet worden war und dass dabei die Strumpfwirker zu Meistern wurden. Die rotbraune Linie in der grafischen Übersicht zeigt den Beginn 1735 mit 15 Gründungsmeistern und den nachfolgenden Zuwachs der Berufsgruppe „Meister“. Es entstanden sehr früh kleine Meisterbetriebe, was von großer Bedeutung für die Limbacher Wirkereientwicklung im 18. Jahrhundert war. Johann Esche wurde der Obermeister der ersten Limbacher Innung. Nach 1739 wurde er nicht mehr als Obermeister bezeichnet. Die Innung wurde staatlich nicht zugelassen, weil Limbach ein Dorf war.

Aber auch die Stadt Chemnitz erhielt in dieser Zeit keine Bestätigung einer Strumpfwirkerinnung, weil der kurfürstliche Staat den kaiserlichen Befehl von 1731 zur Beseitigung von Handwerksmissständen durchsetzen musste. So kam es in einer langen Zwischenzeit von fünfzig Jahren, bevor 1780 die Generalinnungsartikel verbindlich wurden, zu vielfältigen Sonderbestimmungen, mit denen der kursächsische Staat die Handwerksausübung in Stadt und Land regelte. Die Landhandwerker waren meist unzünftige Handwerker, die keiner Innung angehörten. Ihnen wurde von den städtischen Innungen ein Recht zur Herstellung und zum Verkauf ihrer Waren abgesprochen. Diese Auseinandersetzungen gab es auch zwischen der Chemnitzer Strumpfwirkerinnung und den Limbacher Rittergutsbesitzern bzw. den Limbacher Wirkern.

⁷ Vgl. Seydel (wie Anm. 1), S. 280 ff.

Um in dieser Situation das dörfliche Strumpfwirkergerwerb in Limbach auch nach der Innungsablehnung von 1739 zu sichern, wurde für den Rittergutsbereich durch Anton III. von Schönberg ein Schutzschirm errichtet, das Recht für Wirkermeister, ihr Handwerk auf des Rittergutes Grund und Boden unter herrschaftlichem Schutz zu betreiben. Dadurch wurde die Limbacher Wirkerei unabhängig von den Chemnitzer Innungseinflüssen, was die Streitigkeiten zusätzlich befeuerte. Ab 1755 mit Bestätigung der Chemnitzer Innung mussten Limbacher Gesellen zwar ihre Meisterprüfung in Chemnitz ablegen, doch der Gewerbeschutz war wirksam bis zur Anerkennung einer eigenen Strumpfwirkerinnung für Limbach im Jahr 1785.

Es gibt zum Gewerbeschutz bisher noch keine beweisende Akte für Limbach, aber die Innungsgesetzgebung in Sachsen und die Regierungs-Mandate des Jahres 1767⁸ beinhalten den Nachweis, dass besondere Dorfschaften einen Schutz vor den Zugriffsbestrebungen der Innungen hatten.

Für die Limbacher Wirkerei ist der Gewerbeschutz durch die von Paul Seydel für das Jahr 1746 und 1747 erforschten Stuhlzins- und Schutzgeldlisten erwiesen.⁹ Für das Jahr 1747 wurden durch die Kombination der Kirchenbuch-Personenanalyse mit den Namenslisten der Schutzgeldzahler folgende Angaben (siehe Tabellen) hergeleitet.

Zu erkennen ist, dass es bereits sehr früh eine Struktur mit mehreren kleinen Meisterbetrieben gab, in der 75 Prozent der Meister zwei Wirkstühle besaßen und einen Mitmeister oder einen Gesellen angestellt hatten. Die beiden Wirkstühle könnten z. B. auf unterschiedliche Feinheiten für Sommer- und Wintersortimente hinweisen.

Johann Esche und Christoph Winter besaßen als Fabrikanten jeweils auch nur zwei Wirkstühle. Johann Esche als Fabrikant können wir einstufen als einen ersten Kleinunternehmer in der Größe eines Meisterbetriebes, der einige Mitarbeiter beschäftigte und mit anderen Meistern kooperierte. Bei ihm kam noch der überregionale Vertrieb als Handelsmann und der Wirkstuhlbau hinzu. Der Umfang seiner Mitarbeiterbeschäftigung ist nicht ermittelbar.

Entwicklung der Wirker in Limbach, Oberfrohna und Kändler 1730 bis 1763

Die unten stehende Tabelle vergleicht die Entwicklung der Wirkeranzahl und den Anteil der Meister von 1730 (vor Innungsgründung) bis 1763 (Ende der Recherche in den Kirchenbüchern). Der kräftige Anstieg der Wirkerei entstand zur Hälfte durch Zuzüge von Wirkermeistern aus anderen Orten oder von Wirkern, die in Limbach Meister werden wollten. Limbach wurde zum Anziehungspunkt, weil es die be-

Meisterstruktur und Anzahl der Wirkstühle 1747		
Anzahl der Wirker	davon	Anzahl der Wirkstühle
37	19 Meister mit Wirkstuhlbesitz	34
	6 angestellte Meister	0
	12 angestellte Gesellen	0

Wirkstuhl-Belegung 1747			
Meister	Wirkstühle je Meister	Angestellte	Wirkstühle
1	3	2 Mitmeister oder Gesellen	3
10	2	1 Mitmeister oder Geselle	20
3	2	2 Mitmeister bei Fabrikanten	6
5	1	keine	5

Entwicklung der Wirker in Limbach, Oberfrohna und Kändler 1730 bis 1763			
	1730	1747	1763
Anzahl der Strumpfwirker gesamt	7	37	88
Anzahl der Meister	0	28	74
Anteil der Meister in Prozent	0	76	84
Anzahl der Gesellen	7	9	14
Anteil der Gesellen in Prozent	100	24	16

8 Georg Eduard Herold: Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Leipzig 1841, S. 84 ff.

9 Seydel (wie Anm. 1), S. 300.

sondere Gewerbeerlaubnis zu einem sehr billigen Preis von acht Groschen Schutzgeld gab. Diese niedrige Gebühr war eine wirksame Fördermaßnahme des Rittergutsbesitzers Anton III. von Schönberg. Nach Limbach kamen vor allem junge Wirker und Meister. Die Wirkereibeschäftigten waren fast eine Generation jünger als die Limbacher Leinweber. Von den zugezogenen Wirkern waren 75 Prozent bereits in Limbach tätig, bevor sie hier heirateten. Das heißt, sie kamen aus beruflichen Gründen nach Limbach und gründeten danach dann eine Familie. Die Anzahl der Geburten in Limbach stieg seit der Innungsgründung 1735 bis zur Zeit 1760 um ca. 40 Prozent. Bezogen auf die Zeit um 1700 waren die jährlichen Geburten um 68 Prozent gestiegen.

Beim Zuwachs bis 1763 sind auch einige Wirker-Zuzüge enthalten, weil ab 1750 das Rittergut unter dem Nachfolger Georg Anton von Schönberg neues Bauland erschließen ließ. Es entstand das damals noch getrennte Dorf Helenenberg, welches den Namen nach seiner Ehefrau Helena Dorothea von Schönberg erhielt. Bis 1761 wurden in der Wirkersiedlung 30 Häuser gebaut. Heute ist das die Helenenstraße im Stadtzentrum von Limbach-Oberfrohna.

Entwicklung der Seidenstrumpfherstellung

Bei der Einführung der Seidenwirkerei 1732 verwendete Johann Esche vermutlich noch eine Seide minderer Qualität und mit geringerem Beschaffungsaufwand, zum Beispiel eine Florettseide. Die Turmknopfnachricht von 1744 teilt mit, dass Michael Esche nach seinem dreijährigen Aufenthalt in Frankreich versuchte, nun auch „pur“ seidene Waren fabrizieren zu können. Das Wörtchen „pur“ weist auf reine



Johann David Esche,
Gemälde, vor 1782
© Esche-Museum
Limbach-Oberfrohna

Seide hin, die aus dem Ausland (Frankreich, Italien) importiert werden musste und deshalb nur für teure Strümpfe einsetzbar war. Als Vorbild kannte Michael Esche die Seidenstrumpfmode des französischen Königshofes.

Der Lebenslauf zu seinem Bruder Johann David Esche (1709–1782), der von Pfarrer Kreyßig im Jahre 1782 als Abdankungsrede bei dessen Tod verfasst wurde, gibt in knappen Worten wieder, dass die Seidenstrumpffertigung nach französischem Vorbild von Johann Michael Esche begonnen und dann auf den zehn Jahre älteren Johann David Esche übergegangen war: „Da es sich auch durch ganz besondere göttliche Schickung gefügt hatte, daß durch seinen jüngern Bruder eine seidne Strumpf-Fabrique auf dem Fuß der Pariser allhier errichtet worden war, so nahm unser Seeliger [der Verstorbene] auch dieses wichtige Werk zur Fortsetzung über sich, nachdem sich dieser nach Dresden gewendet hatte.“

Es versteht sich, dass auch hier mit „Strumpf-Fabrique“ kein Fabrikgebäude gemeint ist, sondern eine Strumpfherstellung. Die Kirchenbuchanalyse ergab, dass Johann Michael Esche nach den Versuchen mit reiner Seide 1746 zunächst in den Raum Ehrenhain bei Altenburg zog und dort Seidenmanufaktur bei der Altenburger Strumpfwirkerinnung war. Hierzu wurden aber bei Nachforschungen noch keine weiteren Funde gemacht. Auch sein Todesjahr ist unbekannt.

Die Zusammenarbeit zwischen den Brüdern Johann Michael Esche und dem älteren Johann David Esche war offensichtlich bereits in der Zeit bis 1750 in Rußdorf erfolgreich, dem Nachbarort, der damals zum Herzogtum Sachsen-Altenburg gehörte. Denn vorher hatte es den Begriff „Seidenstrumpfwirker“, der seitdem regelmäßig in den Limbacher Kirchenbüchern auftrat, noch nicht gegeben. Johann David Esche heiratete 1733 in Rußdorf. Er war Initiator der 1744 gegründeten und 1745 bestätigten Strumpfwirkerinnung zu Rußdorf. In den Kirchenbüchern ist er 1744 als „Meister der löbl. Strumpfwürker-Profession in Rußdorff“, 1745 als „Oberältester bei der neugsten Strumpfwürkerinnung zu Rußdorf“ und 1747 als „Strumpf- Seiden- u. Wollenfabricant“ bezeugt. 1750 war er „Seidenstrumpfwürker u. Handelsmann“, also Fabrikant von Seidenstrümpfen, und „Hochfürstlich Sächsisch-Gothaischer Hoflieferant“. Nach dem Tod seines Vaters Johann Esche am 30. Januar 1752 in Limbach wechselte Johann David Esche seinen Wohnort, wobei er das väterliche Grundstück bei der Erbteilung von seinen drei noch lebenden Geschwistern für 151 Meißner Gulden (ca. 100 Taler) abkaufte.

Die Bezeichnung „Hochfürstlich Sächsisch-Gothaischer Hoflieferant“ wiederholte sich für Jo-

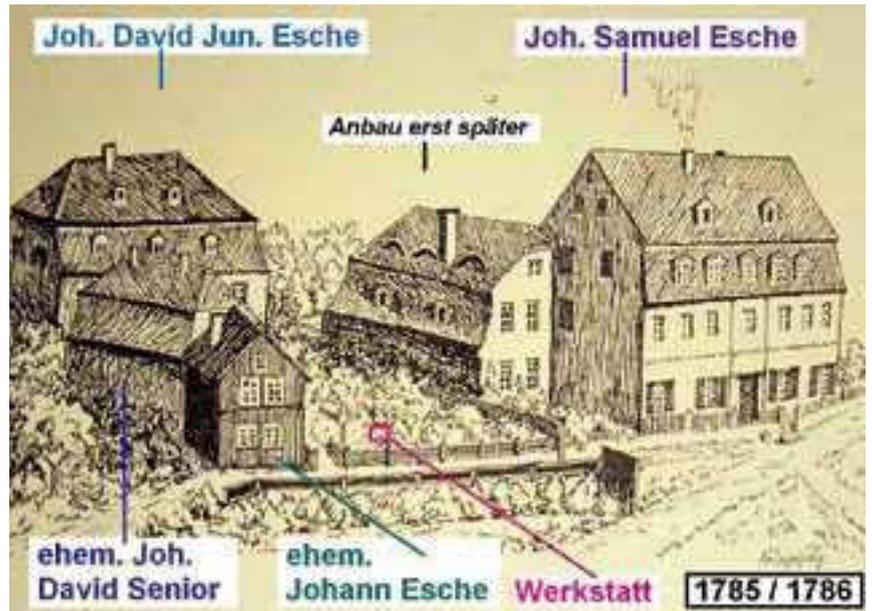
hann David Esche nun auch in Limbach. Ebenfalls wurde die neue Bezeichnung „Seidenstrumpfwirker“ nun kontinuierlich auch für einige andere Wirker verwendet. Bis zum Jahr 1763 waren in Limbach zehn Seidenstrumpfwirkermeister tätig, die für die Seidenstrumpfmanufaktur Johann David Esches arbeiteten oder dort angestellt waren.

Die Gründung der Seidenstrumpfmanufaktur durch Johann David Esche ist mit dem Text in der zweiten Turknopfnachricht von 1761 nachgewiesen und zeitlich erst nach dem Tod Johann Esches 1752 erfolgt. In der Turknopfnachricht wird berichtet, dass die Kirchfahrt mit 72 Strumpf-, Seiden- und Wollenwirkern gesegnet sei.¹⁰ Diese waren aber nicht alle bei Johann David Esche beschäftigt. Aus den Kirchenbucheinträgen ergibt sich, dass zahlreiche Wirker weiterhin wollene Waren herstellten. Das waren Casturstrümpfe aus Schafwolle und offenbar auch Fausthandschuhe, Mützen, Westen und Kindersachen, also ein Sortiment, welches sich aus der Breite der Wirkstühle ableiten lässt.

In den folgenden Jahren konnte Johann David Esche in zusätzliche Seidenwirkstühle investieren, weil er das hochwertige Produkt Seidenstrumpf für den Bedarf der oberen Gesellschaftsschichten produzierte. Wenn man aus Kaufbuchunterlagen eine grobe rechnerische Abschätzung vornimmt, muss Johann David Esche bis zu seinem Tod 1782 schrittweise in 20 Jahren weitere 80 bis 90 Seidenstühle angeschafft haben. Da man ca. 60 bis 80 Taler für einen Seidenstuhl in dieser Zeit rechnet, kann das eine jährliche Investition von rund 300 Talern gewesen sein.

Nach den Forschungen von Paul Fritzsching umfasste die Seidenstrumpfmanufaktur Johann David Esches drei Gebäude, wie sie auf der Zeichnung links dargestellt sind, sowie die nicht eingezeichnete Werkstatt, die wohl als Färbereidiente.¹¹ Diese kann auch bereits Johann Esche bis 1719 als Werkstatt und Färberei gebaut haben, da sein 1708 gekauftes Häuschen sehr klein war. Der Kaufmann Esche, den Friedrich Gottlob Leonhardi in seiner Beschreibung von 1804 nannte, war Johann Esches Enkel Johann David Esche jun., der Sohn des 1782 verstorbenen Johann David Esche sen. Dieser hatte das erwähnte „schöne Haus“, zu sehen in der Zeichnung hinten links, im Jahr 1784 gebaut. Johann David Esche jun. wurde der alleinige Inhaber der väterlichen Firma, weil er bei der Erbteilung mit seinen Geschwistern die Manufaktur mit Grundstück und Seidenwirkstühlen käuflich erwarb, in dem er seine Geschwister auszahlte und dafür ein Darlehen aufnahm.

Aus der Zeichnung geht hervor, dass eine dezentrale Standortverteilung der Produktion bestand. In den vier Häusern des Firmenstandor-



tes waren die Kontorräume für zentrale Aufgaben wie Auftragsbeschaffung und Vertrieb, Materialbeschaffung, Produktentwicklung mit einigen wenigen Wirkstühlen, natürlich die Wohnräume und gesondert eine Färberei angeordnet. Die Produktions-Seidenwirkstühle der Firma standen dezentral in den Wohnhäusern der Wirkermeister in Limbach, Oberfrohna und Kändler, und zum Teil auch in Umlandorten. Im Regelfall der Verlagsproduktion besaßen die Wirkermeister die Wirkstühle selbst, aber die Limbacher Seidenstrumpfproduktion verlangte spezielle Parameter der Wirkstühle und in Verbindung dazu auch die Produktentwicklung der Strümpfe, so dass Johann David Esche sen. und jun. als produzierende Verleger mit einer für die damalige Zeit erheblichen Investitionstätigkeit einzuordnen sind. Mit dem Wegfall der Seidenstrumpfmode als eine Folge der Französischen Revolution endete um 1800 die Ära der Limbacher Seidenstrumpfherstellung.

Alle Häuser links im Bild stehen nicht mehr, sie wurden etwa um 1900 abgerissen. Jedoch das Wohnhaus rechts im Bild ist noch erhalten. Damals gehörte es Johann Samuel Esche, ebenfalls ein Enkel Johann Esches und ein Sohn des Johann David Esche sen. Es handelte sich damals um zwei getrennte Firmen und Grundstücke der Brüder Johann Samuel und des zehn Jahre jüngeren Johann David jun. Johann Samuel Esche war ebenfalls Verleger, aber auf dem Sektor der Baumwollwaren. Das Grundstück mit Haus, was er bereits 1772 gekauft hatte, wurde später zum Stammhaus der bedeutenden Firma Moritz Samuel Esche. Diese Firma errichtete zunächst 1843 gegenüber diesem Haus den ersten Fabrikbau in Limbach. Nach ihrem Umzug 1871 nach Chemnitz wurde die Strumpffabrik Moritz Samuel Esche der größte deutsche Produzent in dieser Branche.

Escheviertel in der Moritzstraße in Limbach, Bebauung um 1785/86 mit Eintragung der Eigentümer und der Gebäudenutzung

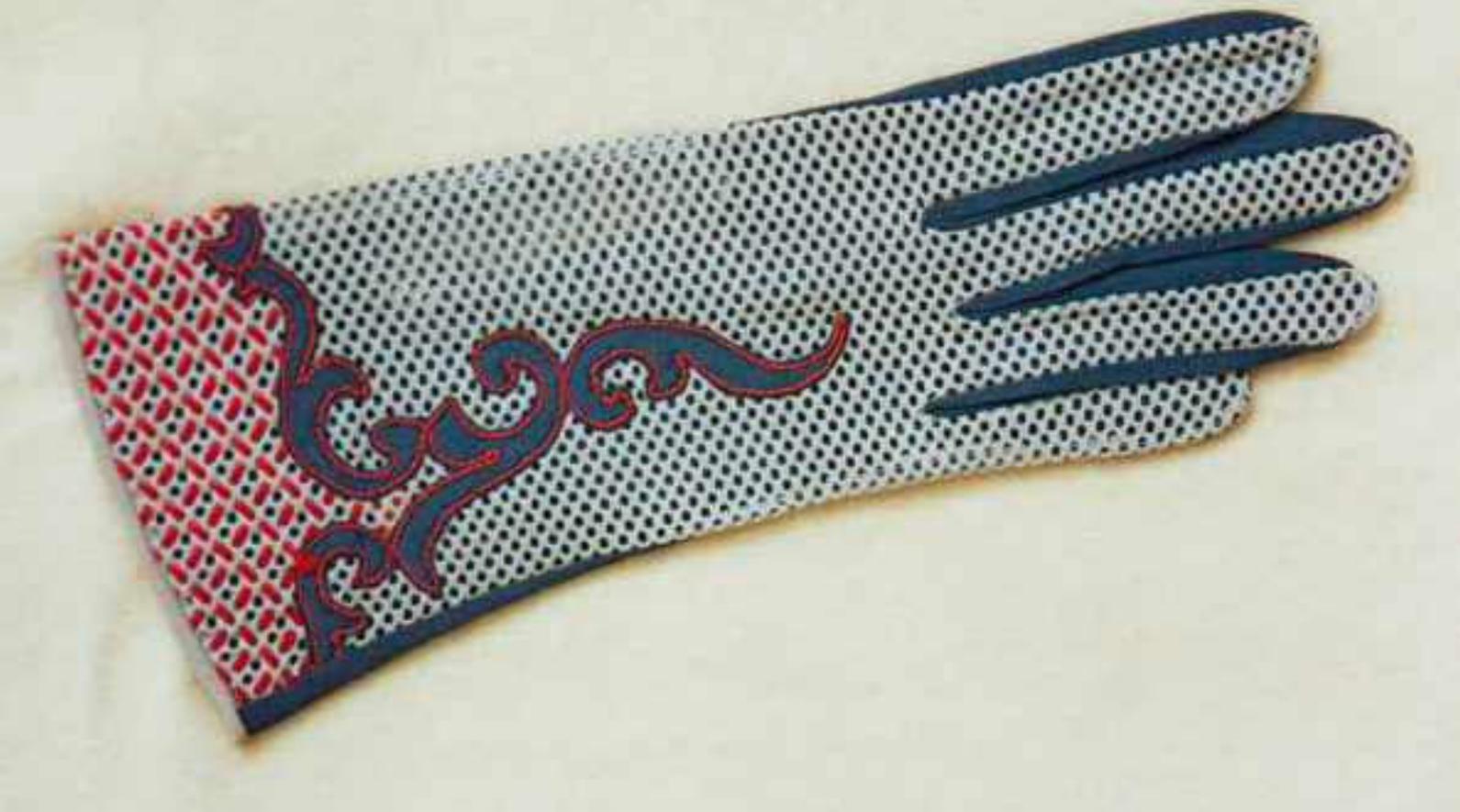
© Zeichnung von Paul Fritzsching mit Eintragungen von Dietrich Esche, Esche-Museum Limbach-Oberfrohna

10 Seydel (wie Anm. 1), S. 334-339.

11 Paul Fritzsching: Welches Haus in Limbach war das Wohn- und Geschäftshaus unseres Johann Esche? In: Limbacher Tageblatt und Anzeiger vom 25. Mai 1935.

Autor

Dietrich Esche
Limbach-Oberfrohna



Für die Unterstützung bei der Material- und Bildsammlung danke ich meinen Freunden im Förderverein Esche-Museum Limbach-Oberfrohna Irmgard Eberth und Claus Eger.

Welthauptstadt des Handschuhs

Die Entwicklung der Stoffhandschuhindustrie in Limbach und Umgebung

Jürgen Lohr

Filethandschuh, hinterlegt mit Zwickelmuster

In der modernen Textilindustrie werden Bekleidungstextilien vorwiegend durch Weben, Flach- und Rundstricken sowie Kettenwirken produziert. Dabei ist das Kettenwirken meist weniger bekannt, obwohl große Mengen für viele Einsatzgebiete in der Bekleidung, in den Heimtextilien und in den Technischen Textilien hergestellt werden. Nachfolgend ist ein Erzeugnis beschrieben, das die Anfangszeit der Kettenwirkerei dominiert sowie die Handschuhindustrie, den Kettenwirk- und Spezialnähmaschinenbau der Limbacher Region zu Weltgeltung geführt hat.

Im Zeitraum von 1775 bis 1780 schufen unabhängig voneinander der Engländer Crane und der Holländer Vandyke mit dem Handkettenstuhl ein neues mechanisches Verfahren zur Herstellung von Kettengewirken. Mit einer längs zugeführten Fadenschar, der sogenannten

„Kette“, werden mit den vom Handkulierstuhl übernommenen Spitzennadeln mit Presse sowie veränderten Einschließ-/Abschlagplatinen und den neuen Lochnadeln zur Führung der Kettfäden reihenweise Maschen gebildet. Die in den Kettengewirken längs verlaufenden Fäden bilden einen leichten, flexiblen, relativ festen und nicht auftrennbaren Maschenstoff. Die Bindungen lassen sich leicht verändern, so dass durchbrochene, poröse oder auch dichte Flächen mit unterschiedlicher Dicke hergestellt werden können. Sie sind damit z. B. sehr gut geeignet für die Fertigung feiner, modischer Fingerhandschuhe.

1811 wurde der erste Handkettenstuhl in Limbach aufgestellt. In kurzer Zeit wurden viele derartige Stühle in Sachsen vor allem in den Regionen Limbach und Olbernhau nachgebaut und von den Limbacher Strumpfwirkern zur

Herstellung von Schneidhandschuhen eingesetzt.

Die auf den Handkettenstühlen gefertigten Stoffstreifen waren der Handbreite angepasst, wurden von Hand zugeschnitten und von Hand vernäht. Als elegante Damenhandschuhe fertigte man „Filehandschuhe“ (z. T. mit Stoff hinterlegt) oder „Halbhandschuhe“ (Müffel, Menotten) ohne bzw. mit halben Fingern und Daumen. Das Material war vorzugsweise Baumwolle, für sehr feine Handschuhe auch Seide. Außerdem wurde mit Wolle „Tuch“ gewirkt, danach gewalkt und gefärbt. Der besonders dichte, verfilzte Stoff wurde zugeschnitten und zu wärmenden „Tuchhandschuhen“ vernäht. Die Bindung besteht aus einem oder aus zwei Fadensystemen. Die von Hand gesteuerte Legung der Fadensysteme ermöglichte eine sehr große Bindungsvielfalt, wie der Atlas als Beispiel für ein Fadensystem zeigt.

1840 bis 1850 ging der Umsatz der Limbacher Strumpfwirkerei infolge übermächtiger ausländischer Konkurrenz drastisch zurück, dagegen nahm die Fertigung der kettengewirkten Handschuhe in Limbach zu. Neben der zünftigen Herstellung in den Häusern der Strumpfwirkerfamilien übernahmen in dieser Zeit die ersten Handschuhfabriken die vorindustrielle Fertigung. Diese Firmen wurden als kleine Familien- bzw. Handwerksbetriebe gegründet, zumeist von Strumpfwirkmeistern der Limbacher Innung, der 1835 etwa 500 Meister angehörten.

Die zwölf ältesten Handschuhfabriken in Limbach und Oberfrohna waren: 1839 E. B. Gräfe (Oberfrohna), 1846 C. A. Winkler (Oberfrohna), 1850 Robert Ludwig (Limbach), 1851 Herold & Söhne (Limbach), 1855 Herrmann Dittrich (Oberfrohna), 1855 Carl Scherf (Limbach), 1856 Carl Robert Fritzsche (Oberfrohna), 1857 Hugo Sebastian (Limbach), 1860 C. A. Dittrich (Limbach), 1861 Th. Lehmann (Limbach), 1863 E. A. Kühn jr. (Oberfrohna), 1865 C. A. Kühnert (Limbach).

Etwa ab 1855 konnten in den Handschuhfabriken mit mechanisierten Handkettenstühlen („Drehkettenstühlen“) Handschuhstoffe mit Breiten bis etwa 2 Meter gefertigt werden. Diese breiteren Stoffe ließen sich in den Limbacher Appreturen besser ausrüsten, z. B. spannen und färben. Das Ausschneiden der Teile von Hand nach Schablonen wurde durch das Ausschlagen mit Schneidformen verbessert. Die Bezeichnung lautete nun meist „Stoffhandschuh“.

Um 1860 kam anstelle des Nähens von Hand zunehmend maschinelles Nähen zum Einsatz. Viele dieser Spezialnähmaschinen liefern Maschinenfabriken aus der Region, u. a. Hermann Reichenbach (ab 1840 in Limbach) und Julius Köhler (1874 in Falken gegründet, ab 1876 in Limbach). Für die Konfektion waren viele Arbeitsschritte nötig, wobei meist nur das Schnei-



Handkettenstuhl von C. G. Müller, Olbernhau, 1830, heute im Esche-Museum Limbach-Oberfrohna

den/Stanzen und das abschließende Verpacken in den relativ kleinen Handschuhfabriken erfolgte. Das Zwickeln (Besticken), Nähen, Wenden und Formen erledigten meist Heimarbeiterinnen.

1861 wurden in Sachsen die Gewerbefreiheit und damit die Aufhebung des Innungszwanges proklamiert. Das schaffte in der Region Limbach sehr günstige Bedingungen für die Entwicklung der Wirkindustrie und aller Zulieferzweige.

1863 gründete Ernst Leberecht Saupe in Limbach die erste deutsche Wirkmaschinenfabrik zur Herstellung von Kettenstühlen. Anfangs werden mechanische Kettenstühle gebaut, die durch Muskelkraft („Drehstühle“) oder über Transmissionen angetrieben werden. Die nach dem Vorbild der Handkettenstühle konstruierten Maschinen hatten horizontal angeordnete

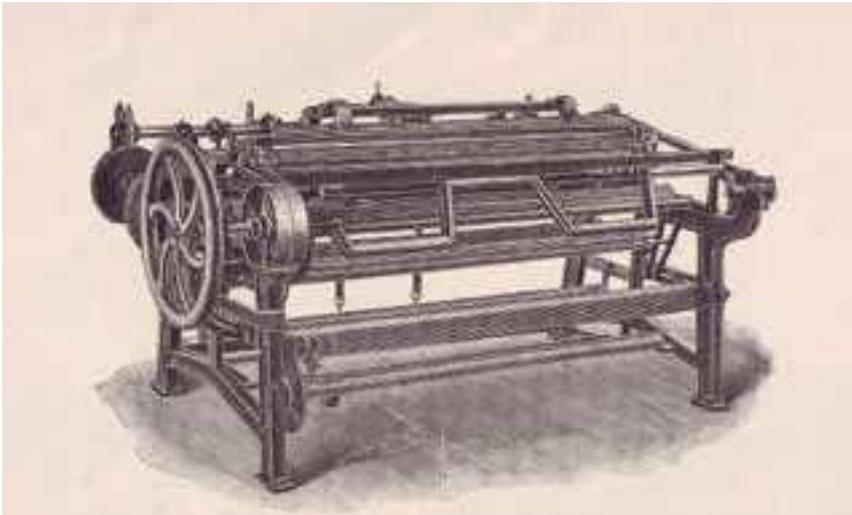
Wirkstelle des Handkettenstuhls





Kettengewirkter Atlas, Schema

Spitzennadeln und zwei oder mehrere Lege-schienen. Schon nach kurzer Zeit errichtete Saupe an der Karlstraße (heute Sachsenstraße) eine stark vergrößerte Fabrikanlage. Bei den verbesserten Saupe-Kettenstühlen der zweiten Generation wurden bereits alle Bewegungen der Wirkwerkzeuge (Spitzennadeln, Presse, kombinierte Einschließ-/Abschlagplatinen, Lochnadeln) von einer rotierenden Exzenterwelle gesteuert. Diese Kettenstühle arbeiteten mit einer maximalen Wirkgeschwindigkeit von etwa 25 Maschenreihen pro Minute vorwiegend Handschuhstoffe.



Saupe-Kettenstuhl von 1873

Ab 1869 gab es die von der Limbacher Wirkindustrie angestrebte und mitfinanzierte höhere Textilausbildung in Limbach an der von Prof. Gustav Willkomm hervorragend geleiteten Wirkschule.

Etwa ab 1870 wurde das Zuschneiden der Handschuhteile durch mehrlagiges maschinelles Stanzen genauer und effektiver gestaltet. Wichtigster Hersteller der Stanzen und Stanzformen war die 1846 gegründete Firma August Esche, eine der ersten Maschinenbauunternehmen in Limbach.

1880 begann die Firma Saupe mit dem Bau von Milanese-Kettenstühlen auf der Basis eines Patentes, das dem Limbacher Maschinenbauer Theodor Bachmann am 24. Februar 1880 erteilt worden war. Den ersten deutschen Milanese-stuhl hatte Bachmann 1879 noch selbst gebaut, die Beschreibung dieser Maschine für die Paten-

tanmeldung hatte Gustav Willkomm gefertigt. Zwei Tage vor der Patenterteilung verstarb Bachmann. Dessen Erben verkauften die Maschine und das Patent an Ernst Saupe. Die bindungstechnisch neuartigen Milanese-Gewirke (Atlas ohne Umkehrreihen) eigneten sich gut für die Herstellung der sehr gefragten „Atlashandschuhe“. 1887 nahm die Firma Saupe auf ihren technisch komplizierten Maschinen die Eigenproduktion von Milanese-Gewirken für die sich stürmisch entwickelnde ortsansässige Handschuhindustrie auf.

Um 1883 gab es in den Limbacher Stoffhandschuhfabriken nur 96 Fabrikarbeiter. Die hervorragende Auftragslage führte zur Vergrößerung und Modernisierung der Fabriken und auch zur fabrikmäßigen Konfektion. 1890 bis 1895 stieg die Zahl der Fabrikarbeiter von 615 auf 813. Die Stoffhandschuh-Branche rückte damit an die erste Stelle der Textilindustrie in Limbach, und sie beschäftigte zusätzlich viele Heimarbeiterinnen und „Zulieferer“. Zu den letzteren gehören u. a. die Verpackungsmittel- und Kartonagenhersteller, die Nähfadenhersteller und das Transportgewerbe.

Limbacher Stoffhandschuhe aus Kettengewirken eroberten den Weltmarkt. Besonders erfolgreich waren modische Wildlederimitate, deren Stoffe und „Zwickelmuster“ immer anspruchsvoller wurden. Der wichtigste Absatzmarkt für Stoffhandschuhe aus der Region Limbach war Nordamerika.

Zur Ausrüstung der etwa 2 Meter breiten Stoffe kamen neben dem üblichen Bleichen und Färben neue Appreturen, aber auch Schleifen, Rauen, Scheren, Pressen und Mangeln hinzu. Aussehen, Formstabilität, Waschbarkeit und Festigkeit der Handschuhstoffe wurden damit enorm verbessert. Handschuhe sehr hoher Qualität waren in der Regel das Produkt der großen Betriebe, die die teuren Maschinen zur Herstellung der feinsten Stoffe und besonders qualifizierte Arbeitskräfte hatten. Kleinere Fabriken fertigten meist Stapelware oder spezialisieren sich auf bestimmte Fertigungsabschnitte. Firmen in Grüna, Mittelbach, Wüstenbrand, Rabenstein, Siegmars und anderen Orten im Umkreis von Limbach spezialisierten sich auf Kullier- und Strickhandschuhe.

links: Handschuh der Firma Conradi & Friedemann, Limbach, hergestellt für die Weltausstellung 1893 in Chicago



rechts: Filet-Damenmüffel, lang



Außer dem Kettenwirkmaschinenbau, der Nadel- und Platinenfertigung entwickelte sich in Limbach auch ein leistungsfähiger Nähmaschinenbau. Spezialisierte Betriebe, allen voran die Firma Julius Köhler, fertigten Spezialmaschinen für die Handschuhnähte und die Zwickel-Verzierungen.

Viele Spezialarbeiten vergaben die Handschuhfirmen über sogenannte „Faktoren“, die das Zwickeln, Schlitzen, Säumen, Vernähen von Knopf und Knopfloch bzw. das Einschlagen der Druckknöpfe (ab 1890 der „Druckknopf-Handschuh“) organisierten und überwachten. Das Formen, Verpacken und Versenden erfolgte wieder in den Handschuhbetrieben, von denen sich viele zu weltweit bekannten Exportfirmen entwickelten.

Etwa vier Monate dauerte die gesamte Fertigung von Stoffhandschuhen mit bis zu 40 Arbeitsstufen. Um die von den meisten Firmen angestrebte hohe Qualität in allen Stufen zu erreichen, investierte man sehr viel in Technik und Personal. So wurden z. B. die Schneidformen für die unterschiedlichen Größen und Handschuhformen immer wieder verbessert und als Betriebsgeheimnis gehütet, um die optimale Passform zu erreichen. Gute Fachkräfte wurden im Betrieb und bei den Zulieferern ausgebildet und gefördert.

Die Region Limbach war nun ein komplettes Zentrum der Handschuhfertigung auf höchstem Niveau. Viele Firmen warben mit „Fabrikation nur besserer Qualitäten“ oder mit „Fabrik feiner Stoffhandschuhe – Glove makers – Manufacture de Gants“. Die großen, zum Teil noch erhaltenen Fabrikgebäude entstanden zumeist im Zeitraum zwischen 1880 und 1910.

Um 1900 gingen 60 Prozent der Limbacher Stoffhandschuhe nach Amerika und 30 Prozent nach England, die restlichen 10 Prozent entfielen auf alle übrigen Länder einschließlich des Inlandbedarfs. Damit war Limbach die „Welthauptstadt des Handschuhs“! Die Beteiligung Limbacher Firmen an Weltausstellungen (Chicago 1893, St. Louis 1904) trug wesentlich dazu bei.

1905 gab es in Limbach 1.123 Beschäftigte in 71 Betrieben mit Handschuhfabrikation, davon ein Betrieb mit über 100 Beschäftigten, drei mit über 50, 13 mit über 20 und 54 Kleinbetriebe mit bis zu 20 Beschäftigten. Strumpfwaren wurden nur noch in sechs Betrieben (mit 68 Beschäftigten) und Trikotagen in 25 Betrieben (mit bereits 1021 Beschäftigten) hergestellt. Bemerkenswert hoch war die Zahl der insgesamt 2.537 Arbeitsplätze in der Limbacher Textilindustrie, mit eingerechnet die 325 Beschäftigten in den Veredlungsbetrieben (Färberei, Appretur, Bleicherei, Wäscherei), aber ohne die Heimarbeiterinnen.

Unter Berücksichtigung der Heimarbeiterinnen, der Wirk- und Nähmaschinenbauer, der

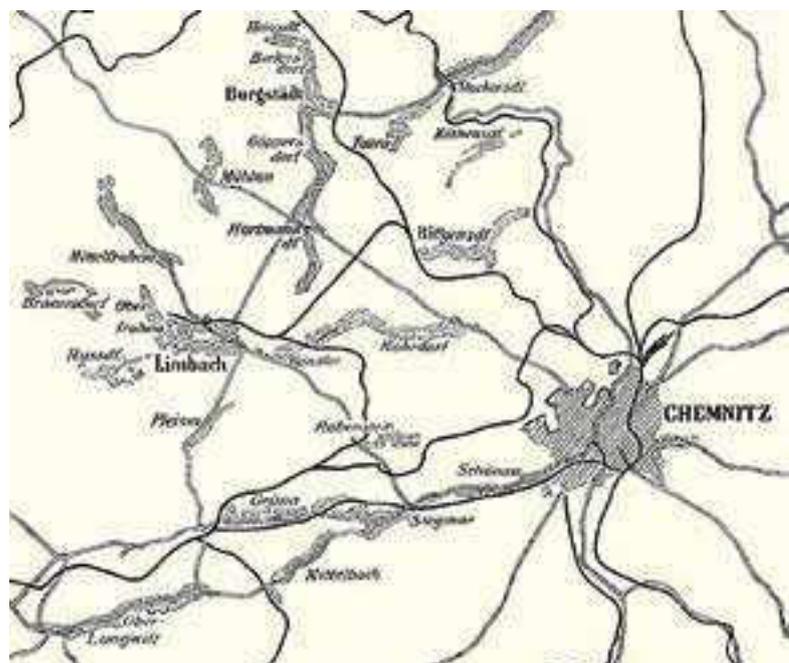


Heimarbeiterin mit Spezial-Nähmaschine, um 1930

Nadel- und Platinenmacher, der Kartonagenarbeiter, der Transportarbeiter und anderen Hilfskräften arbeiteten fast alle arbeitsfähigen Einwohner (auch die Schulkinder!) in der Region Limbach für die Herstellung und den Versand von Handschuhen und Trikotagen.

1913 betrug der Gesamtexport der sächsischen Stoffhandschuh-Industrie, die vorwiegend in der Region Limbach, Burgstädt und Chemnitz angesiedelt war, 40.906 Millionen Mark. Mit dem Preis pro Dutzend nach England von 5,88 Mark lassen sich etwa folgende Stückzahlen berechnen: 6,956 Millionen Dutzend = 83,482 Millionen Paar, bei 300 Arbeitstagen im Jahr etwa 278.000 Paar pro Arbeitstag. Das war die höchste Leistung der „Welthauptstadt des Stoffhandschuhs“.

Karte des Zentrums der deutschen Textil-Handschuhindustrie, 1920er Jahre



Nähsaal der Firma Hermann Grobe, Oberfrohna, etwa 1915



Von 1900 bis 1920 lieferten die Kettenwirkmaschinenbauer, vor allem die Firmen Saupe (Limbach) und Wirth (Hartmannsdorf) wesentliche Verbesserungen und Neuentwicklungen. Die Kettenstühle konnten noch feinere Stoffe mit Maschinenfeinheiten bis zu 30 S (30 Nadeln auf 23,6mm), breitere Stoffe bis zu 120 Zoll S (4.248 Millimeter) produktiver mit bis zu 90 Maschenreihen pro Minute bei geringerer Fehlerzahl produzieren.

Um Handschuhstoffe mit zwei gleichen Seiten zu erhalten, verklebten Limbacher Firmen zwei

Kettengewirke so miteinander, dass außen nur rechte Maschenseiten vorhanden waren. Diese sogenannten „Duplex-Stoffe“ waren aber teuer und etwas steif. Mit den von der Firma Wirth 1909 und der Firma Saupe 1914 patentrechtlich geschützten Doppelkettenstühlen konnten „Simplex-Stoffe“ mit zwei rechten Maschenseiten in einem Arbeitsgang und mit besserer Qualität hergestellt werden.

Mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs gingen die Hauptabsatzmärkte USA und England verloren, so dass der Export fast völlig einbrach und



Wirksaal der Firma Hermann Dittrich, Oberfrohna, etwa 1925



nach und nach auf andere Länder ausgerichtet werden musste. 1919 wurde der Verband der Stoffhandschuhfabrikanten gegründet, der 200 Mitglieder aus der Region Limbach und Chemnitz hatte und etwa 30.000 Beschäftigten verträt. Theodor Grobe, Leiter der Oberfrohnaer Firma Hermann Grobe, war Gründer und Ehrenvorsitzender des Verbandes. 1928 betrug der Umsatz der Branche wieder 75,7 Millionen Mark. Bei einem USA-Preis von 13,85 Mark pro Dutzend wurden damals ungefähr 65 Millionen Paar gefertigt. Das entspricht etwa 80 Prozent der Produktion von 1913. In den 1930er Jahren konnte die Branche dank hoher Qualität und hervorragender Standortbedingungen weiterhin gute Umsätze erreichen.



links: Anzeige der C. A. Kühnert Aktiengesellschaft, 1929

rechts: Handschuh der Firma Paul Mosig, etwa 1970

unten: Zuschneiderei Sallmann, um 1915

Der Zweite Weltkrieg führte zum totalen Umbruch der Weltwirtschaft. Außerdem vollzog sich ein extremer Modewechsel. Limbach verlor nicht nur den Status einer „Welthauptstadt des Handschuhs“, sondern auch viele Fachleute, Firmen und Standortvorteile.

In den 1950er Jahren erleben die wenigen übriggebliebenen Stoffhandschuh-Firmen noch einmal ein kleines modisches Hoch. Nach 1960 verschwand der modische Stoffhandschuh bis auf kleine Marktnischen. Es folgte der vollständige Niedergang dieser Branche. In Limbach-Oberfrohna fertigten nur noch die drei Betriebe C. A. Kühnert (Marke „Ukas“), Paul Mosig (Marke „Unitas“) und der VEB Wirkmode (Nachfolger von H. Dittrich) bis in die 1980er Jahre kettengewirkte Handschuhe. Heute gibt es nur noch wenige deutsche Hersteller von Stoffhandschuhen, die zumeist Funktionshandschuhe, u. a. für Fahrradfahrer, Wintersportler, Skater, und in geringem Umfang noch feine Damenhandschuhe wie Hochzeits- und Ballhandschuhe produzieren. In Limbach-Oberfrohna ist kein Stoffhandschuh-Hersteller mehr vorhanden.

Verwendete Literatur
Greif, Wilfrid: Studien über die Wirkwarenindustrie in Limbach i. Sa. und Umgebung, Karlsruhe 1907; Willkomm, Gustav: Die Technologie der Wirkerei, Erster Teil, Leipzig 1910; Willkomm, Gustav: Die Technologie der Wirkerei, Zweiter Teil, Leipzig 1924; Der Handschuh, Jubiläums- und Propagandaschrift der Sächsischen Textilhandschuhindustrie, Sonderausgabe Leipzig 1929; Johannsen, Otto: Die Geschichte der Textil-Industrie, Leipzig/Stuttgart/Zürich 1932; Der Wirkwarenmarkt, Industrie-Nummer, Limbach-Oberfrohna 1912; Weltplätze des Handels und der Industrie, Ausgabe Limbach-Oberfrohna, Berlin 1923; Limbacher Tageblatt und Anzeiger, 17./18. Dezember 1938, Förster, Günther/Gottsmann, Heinz/Köchly, Harry: Betriebschronik VEB Wirkmaschinenbau Limbach-Oberfrohna, Teil 1, 1863 bis 1945/46, Ernst Sauppe, Limbach-Oberfrohna 1979; Eichler, Andreas: Bürgertum und Industrie im Limbacher Land, Niederfrohna 1999; Archivgut im Esche-Museum Limbach-Oberfrohna



Autor

Prof. Dr. Jürgen Lohr
Chemnitz



LEIPZIGER BAUMWOLLWEBEREI A.G. WOLKENBURG.

Die Entwicklung der Textilindustrie in Wolkenburg

Rolf Kirchner

Leipziger Baumwollspinnerei AG
Wolkenburg, Schaubild, 1936

Die ehemals selbständige Industriegemeinde Wolkenburg kann in diesem Jahr ihren 775. Jahrestag der ersten urkundlichen Erwähnung vom Juli 1241 feiern. Die ehemalige Grundherrschaft Wolkenburg hatte sich ab dem 18. Jahrhundert zu einem Standort der Papier- und Textilindustrie entwickelt. Die Grafen von Einsiedel, Besitzer der Grundherrschaft bis zum Jahr 1945, waren sowohl Förderer der Landwirtschaft als auch der Industrialisierung in Sachsen. Sie hatten maßgeblichen Einfluss auf die Projektierung und den Bau der Eisenbahnlinie Glauchau-Wolkenburg-Rochlitz-Wurzen. Vor allem Detlev Carl Graf von Einsiedel erwarb sich große Verdienste als Initiator bei der Entwicklung des Eisenkunstgusses in den Lauchhammerwerken. Nicht nur in Deutschland, sondern weltweit waren die Erzeugnisse des Lauchhammers gefragt. Vor allem aber förderten sie die Entwicklung der Textilindustrie. Schon Jahrhunderte vorher, bevor der erste Textilbetrieb in Wolkenburg gegründet wurde, gab es hier Leineweber, „Parchentweber“ und „Sammetmacher“, auch die Strumpfwirkerei

war in der Region Wolkenburg-Kaufungen sehr verbreitet. Sie wurde zumeist von Einzelpersonen in Form einer „Hausindustrie“ betrieben. Im Jahr 1795 schließlich gründete Detlev Carl Graf von Einsiedel in Wolkenburg die erste sächsische Schafwoll-Maschinenspinnerei. Auf der Basis von Schafwolle wollte man versuchen, die bis dahin aus England importierten feinen Tuche abzulösen. Zu diesem Zweck hatte Einsiedel eine größere Anzahl von Merinoschafen importiert, um zunächst die Wollqualität zu verbessern. Auf dem Gelände einer alten Salpetersiederei errichtete man unter Mithilfe der Engländer Evan Evans und Whitfield einen Betrieb zur Herstellung von Garnen. Nach mehrjährigen Versuchen mit Schafwolle, die aber nicht die gewünschten Ergebnisse brachten, verpachtete der Graf von Einsiedel die Spinnfabrik an die Gebrüder Friedrich Gottlob Benjamin Krause und Ernst August Krause aus Chemnitz. Diese rüsteten den Betrieb zu einer Baumwollspinnerei um. Sie lieferten Garne aus Baumwolle und bis 1828 auch aus Flachs von hervorragender Qualität. Eine der Ursachen

war laut einem Gutachten der außerordentlich gleichmäßige Lauf der Maschinen. Er war zurückzuführen auf ein mächtiges, gußeisernes, in den Lauchhammerwerken gegossenes Wasserrad. Es hatte ein Gewicht von ca. 18.000 kg, einen Umfang von ca. 28 Meter und eine Breite von 4 Metern. Es galt seinerzeit als ein Wunderwerk der Gießereitechnik.

Nach dem Konkurs der Gebrüder Krause im Jahre 1851 übernahm der Kaufmann Carl Moritz Riedig die Spinnfabrik. Dann kaufte ein Konsortium Leipziger Großkaufleute den Betrieb und wandelte ihn in eine Baumwollweberei um, die von 1886 an den Namen „Leipziger Baumwollweberei Wolkenburg“ trug. Der Hauptfirmensitz befand sich zunächst in Leipzig, wurde aber am 12. April 1897 nach Wolkenburg verlegt. Diese Baumwollweberei bestand bis zum Jahr 1948. Am 1. Juli 1948 erfolgten die Enteignung und die Überführung in „Volkseigentum“. Der Betrieb hieß nun VEB Baumwollweberei Wolkenburg.

Ein besonderes Kapitel in der Betriebsgeschichte waren die Ereignisse der Jahre 1943 bis 1945. Auf Regierungsbeschluss vom 9. September 1943 wurde die Baumwollweberei stillgelegt und der Betrieb auf Rüstungsproduktion umgestellt. In den Räumen des Websaales stellte die Firma Opta Radio AG Leipzig Geräte für die Luftfahrtindustrie her. Alle Webstühle wurden demontiert und in den Räumen Werkzeugmaschinen und lange Montagetafeln aufgestellt. An diesen arbeiteten sowohl einheimische Frauen als auch Häftlinge aus verschiedenen Konzentrationslagern. Sie kamen u. a. aus Bergen-Belsen, Auschwitz und Flossenbürg. Die Häftlinge waren bis 1945 dem KZ Flossenbürg unterstellt. Es waren u. a. Deutsche, Polen, vor allem Sinti und Roma. Untergebracht waren die Häftlinge im Obergeschoss des Unteren Hochbaus. Um technische Pannen zu vermeiden, arbeitete immer eine deutsche Frau zwischen jeweils zehn KZ-Insassen, die Informationen an das männliche technische Personal weitergab, damit diese die möglichen Mängel sofort beheben konnten. Aus den Aussagen einiger der ortsansässigen Frauen nach 1945 sind die Arbeits- und Produktionsbedingungen während dieser Jahre sehr genau bekannt. Der Betrieb stand unter der Aufsicht des SS-Mannes Wilhelm Brusck. Fachleute der Opta übernachteten in den am Siedlerweg aufgestellten Baracken. Lediglich im Oberen Hochbau produzierte man 1943 bis 1945 noch auf einigen Webstühlen „kriegswichtige“ Stoffe.

Am 12. April 1945 war durch Geschützlärm das Näherkommen der Front zu bemerken. Am 13. April früh gegen 6 Uhr evakuierte man den gesamten Betrieb und die Häftlinge. Nahezu 400 Frauen machten sich zu Fuß auf den



Leipziger Baumwollweberei in Wolkenburg, Schaubild, um 1900, links das barocke Hauptgebäude der Schafwoll-Maschinenspinnfabrik

Marsch zum KZ Dachau. Damit endete dieses unrühmliche Kapitel der Betriebsgeschichte.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs demontierte man die Maschinen und Anlagen der Opta Radio AG und stellte nach und nach die demontierten und zum Teil beschädigten Webstühle wieder auf. Auf der Grundlage des SMAD-Beschlusses Nr. 124 vom 30. Oktober 1945 wurde der Betrieb mit Wirkung vom 1. Juli 1948 enteignet und in „Volkseigentum“ überführt. Die neue Bezeichnung lautete nun VEB Baumwollweberei Wolkenburg. In den 1950er Jahren gehörte der Betrieb als Werk II zum VEB Mittelsächsische Baumwollwebereien. 1954 erfolgte die Umbenennung in VEB Baumwollwebereien Hohenstein-Ernstthal, Werk II.

Erst im Jahr 1952 waren nahezu alle Webstühle wieder aufgestellt worden. Produziert wurden nach dem Krieg vor allem Bettwäsche, Dekostoffe oder auch Oberhemdenstoffe. Später, in den Jahren bis 1963, produzierte man Köperstoffe, Kretonne, Musseline und auch technische Gewebe. Der Webereibetrieb existierte bis zum Jahr 1963.

In den Jahren 1963/64 erfolgte dann nach der Erfindung der Malimo-Nähwirktechnik durch Heinrich Mauersberger die Umstellung des Betriebes, der nun die Bezeichnung VEB Malitex Hohenstein-Ernstthal, Werk II führte. 1962 hatte man noch mit 361 Arbeitskräften 7,5 Millionen Quadratmeter Stoffe hergestellt. Die dann ab 1963 vorgenommene Umstellung auf die neue Malimo-Technologie wurde unter schwierigen Bedingungen bei laufender Produktion durchgeführt. Die gesamte alte Webtechnik wurde demontiert und die Gebäudesubstanz saniert. Dann stellte man von April bis September 1964 insgesamt 12 Malimomaschinen einschließlich der Vorbereitungstechnik wie Spul- und Schärmaschinen auf.



Luftbild von Wolkenburg mit dem VEB Malitex, 2003

Bereits 1959 hatte man zunächst versuchsweise, dann voll in die Produktion integriert in Kaufungen sechs Malimomaschinen mit einer Arbeitsbreite von 500 Millimeter aufgestellt. In Wolkenburg ersetzte man die ursprünglichen Malimomaschinen durch 29 neue modernere des Typs 14010. Durch die neue Nähwirktechnik benötigte man wesentlich weniger Arbeitskräfte als bisher. 1964 stellten 349 Arbeitskräfte insgesamt 4.884.000 Quadratmeter Nähgewirke her. 1969 hatte man nur noch 304 Beschäftigte, die 10.336.000 Quadratmeter fertigten. Außer einheimischen Arbeitskräften verpflichtete man auch Frauen aus den Nordbezirken der DDR sowie nach 1975 auch Arbeitskräfte aus dem afrikanischen Moçambique. Sie wurden nach dem Ausbau eines Lehrlingswohnheimes im oberen Geschoss des Oberen Hochbaus un-

tergebracht. Bis 1989 war die Leistung des Werkes auf ca. 20 Millionen Quadratmeter Nähgewirke angestiegen, die von durchschnittlich 190 Arbeitskräften hergestellt wurden. Dazu kamen noch durchschnittlich 20 Arbeitskräfte im Betriebsteil Kaufungen.

In den Jahren ab 1963/64 bis zur Schließung des Werkes 1991 wurde ein umfangreiches mehr als 35 Positionen umfassendes Sortiment hergestellt. Dazu gehörten Bettlaken, Campingtuchstoffe, Dekostoffe, Möbelstoffe, Kleiderstoffe, Beschichtungsgrundware, Lincrusta, Netztuchstoffe, Isoliergaze und Bitumenbinden. Die benötigten Garne kamen u. a. aus Adorf, Chemnitz, Neugersdorf, Falkenau oder Leinefelde. Später kamen größere Mengen auch per Eisenbahnwaggons aus dem polnischen Betrieb in Zawierce. Die Erzeugnisse wurden nahezu in die gesamte Welt exportiert, so u. a. nach Australien, Belgien, Bundesrepublik Deutschland, Dänemark, Frankreich, Griechenland, Irak, Island, Japan, Kuwait, Norwegen, Österreich, Schweden, Schweiz, Singapur oder Zypern.

Im Jahre 1989 konnten noch die Jubiläen „40 Jahre Malimo“ und „25 Jahre VEB Malitex Hohenstein-Ernstthal“ gefeiert werden. 1990 wurde der Betrieb in eine GmbH umgewandelt. Auf Grund ausbleibender Aufträge musste das Werk schließlich zum 31. Dezember 1991 geschlossen werden. Ab 1992 erfolgten die Demontage und der Verkauf der gesamten Technik des Werkes. Der Betrieb wurde zur Industriebrache. Erst im Jahr 2008 brach man die Gebäude und Anlagen ab. Lediglich das ursprüngliche Gebäude der Schafwollspinnerei, das neue Pfortnerhaus und das neu errichtete Garnlager im hinteren Teil des Betriebsgeländes blieben stehen. Bis 2009 erfolgte die Renaturierung des gesamten Geländes.

Abbruch der Industriebrache des VEB Malitex, 2008



Autor

Ralf Kirchner
Ortschronist in Wolkenburg
Limbach-Oberfrohna



Industriearchitektur im Limbacher Land

Daniel Polster

Das Limbacher Land wird durch eine vielfältige Industriearchitektur geprägt. Fabrikgebäude und Untermehervillen sind vielerorts präsent, zum Teil erinnern Freiflächen an ehemalige Betriebe. Viele Gebäude werden bis heute in ihrer ursprünglichen Funktion als Produktionsstätten genutzt oder es konnten neue Konzepte umgesetzt werden.

Dieser Artikel stellt Grundlinien der Entwicklung der Industriearchitektur in Limbach-Oberfrohna vor.¹ Aus Platzgründen kann hier nicht detailliert auf die Bau- und Unternehmensgeschichte der einzelnen Standorte eingegangen werden.

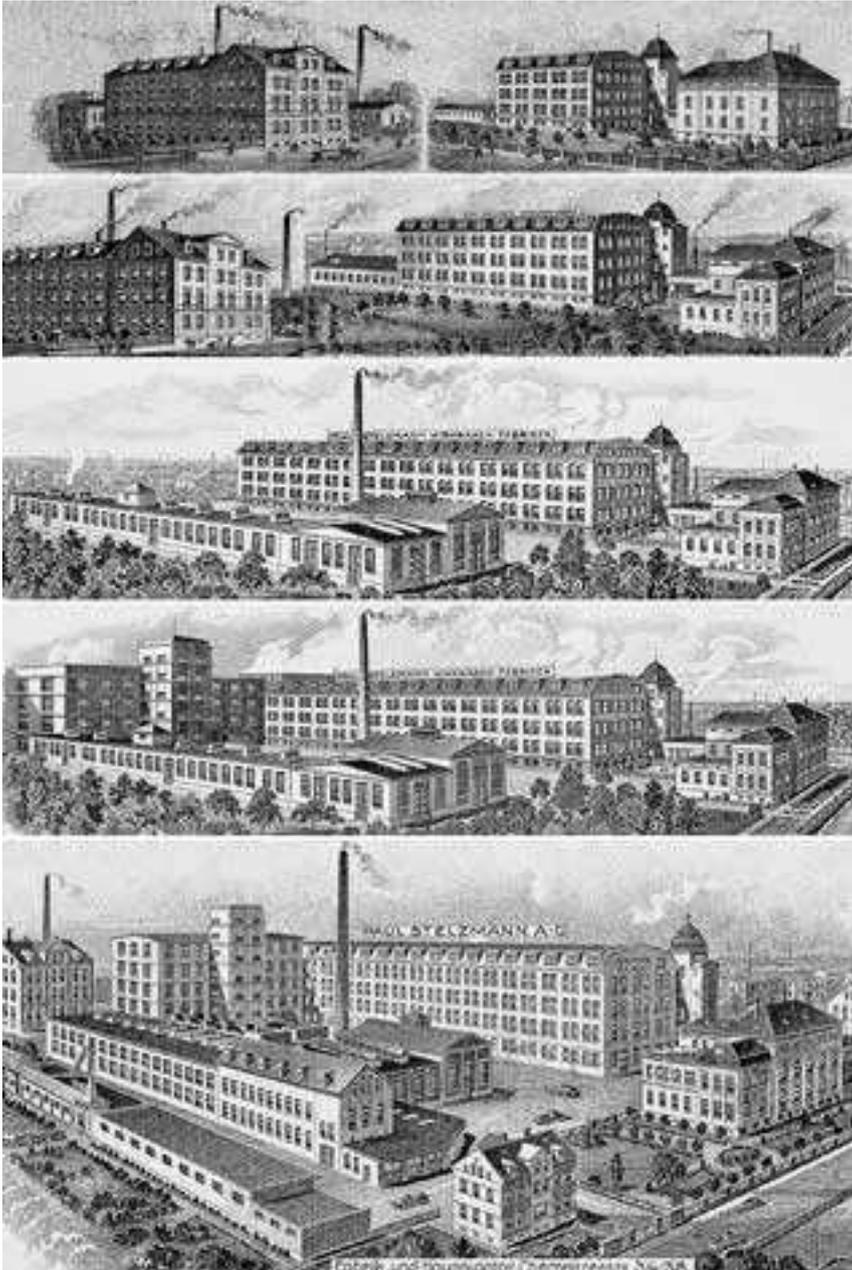
Vor allem in den Stadtteilen Limbach und Oberfrohna wird das Bild bis heute durch zum Teil sehr frühe Funktionsbauten bestimmt. Die erste Fabrik war die von Moritz Samuel Esche aus den Jahren 1853/54. Die heutige Turmpassage

befindet sich in den Erweiterungsbauten von 1882 bis 1903 und im Verwaltungsneubau aus dem Jahr 1905. Der monumentale Jugendstilbau wurde vom berühmten Leipziger Architekten Georg Wünschmann projektiert, welcher in Limbach geboren wurde und die Technischen Staatslehranstalten zu Chemnitz besuchte. Der Gebäudekomplex ist bis heute nahezu in seiner ursprünglichen Struktur erhalten.

Einen Meilenstein in der Architektur bildet die Wirkmaschinenfabrik von Ernst Leberecht Saupé. Die roten Klinkerfassaden der Erweiterungsbauten von 1927 bis 1935 im Stil des Expressionismus sind nicht nur Blickfang, sondern dienen den Unternehmern gleichzeitig zur Repräsentation gegenüber Geschäftskunden und zur Abgrenzung von der Konkurrenz. Die Beauftragung des renommierten Chemnitzer Architekten Anton Kunz zeugt bis heute von der wirtschaftli-

**Limbach-Oberfrohna,
Chemnitzer Straße 6,
Straßenansicht der ehemaligen
Trikotagenfabrik Louis H.
Schaarschmidt, Produktions-
und Kontorgebäude, 2015**
Foto: Andreas Grünewald

¹ Vgl. Rokitta, Marlis/Polster, Daniel: Industriearchitektur im Limbacher Land. Gebäude, Unternehmen, Baumeister. Limbach-Oberfrohna 2015, dort auch Nachweis weiterführender Literatur.



Limbach-Oberfrohna, Chemnitzer Straße 34, Chronologische Entwicklung der Wirkwarenfabrik Paul Stelzmann, Architekten Bruno Perl und Anton Kunz, heute Wohn- und Gewerbepark © Sammlung Daniel Polster

chen Stellung des Unternehmens. Ein weiteres Stadtbild bestimmendes Unternehmen war die Trikotagenfabrik von Louis H. Schaarschmidt, welche ebenfalls von Kunz geplant wurde und mit ihrem imposanten Turm ein weiteres Kulturdenkmal unserer Stadt darstellt.

Nach 1945 sind nur wenige Fabriken neu gebaut worden. Nach der Enteignung und Verstaatlichung der Betriebe während der DDR-Zeit bezog eine Vielzahl der Volkseigenen Betriebe bereits vorhandene Bauten. Eine Ausnahme in Limbach-Oberfrohna stellten die ehemals stark prosperierenden Zweige des Textil- und Werkzeugmaschinenbaus, der Fahrzeugindustrie und Teile der allgemeinen Textilwirtschaft dar. Mit den Neubauten des VEB Bremsenwerk, der heutigen Betriebsstätte der Continental Automotive GmbH, am

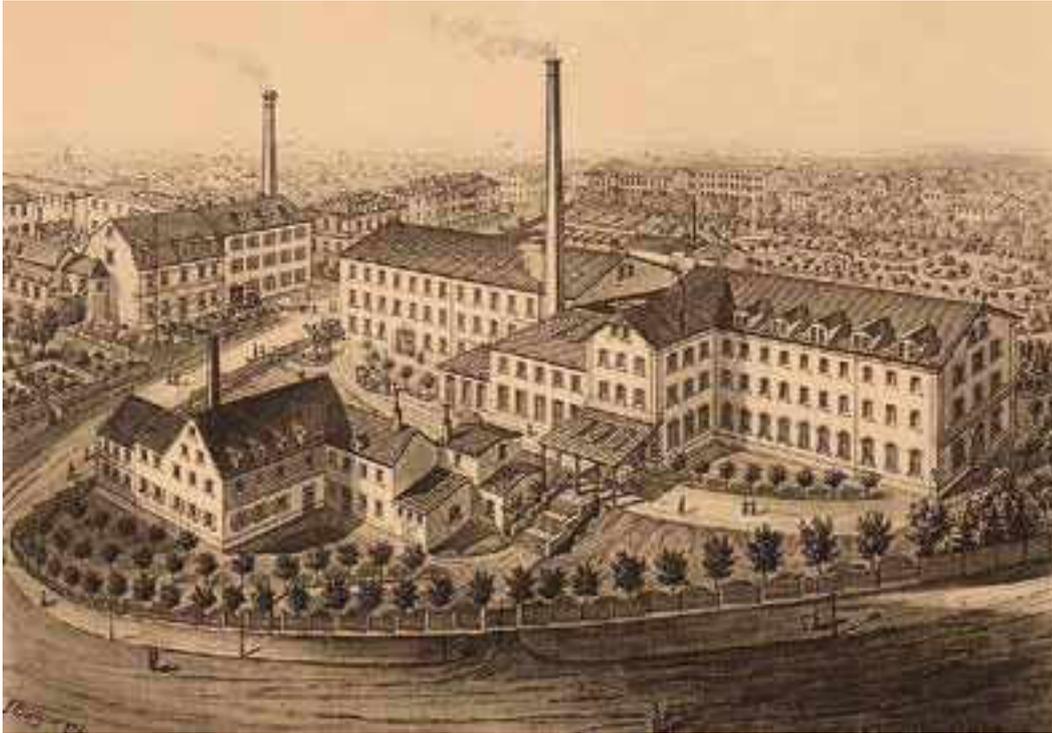
Ostring sowie des VEB Aprotex (heute Riedel Textil GmbH) hielt trotz des systembedingten Investitionsstaus der moderne Industriebau Einzug.

Funktionalismus 1850-1880: Der frühe Industriebau nach englischem Vorbild

Der Pioniergeist der ersten Welle von Unternehmensgründungen zielte auf eine konkurrenzfähige Produktion der im Limbacher Land typischen Wirkwaren ab. Die Fabrikanten waren an einer günstigen Ausführung der Neubauten interessiert. Die architektonische Qualität der Fabrikations- und Nebengebäude war hingegen nebensächlich. Die monoton wirkenden Fassaden der mehrstöckigen Produktionsgebäude wurden nur durch die starr gegliederten Fensterreihen unterbrochen. Die frühen Textilfabriken wurden durch lokale Zimmer- und Maurermeister wie Ernst Friedrich Poser aus Limbach geplant und ausgeführt. Aus Gründen des Brandschutzes standen die Maschinen- und Kesselhäuser einzeln auf dem Firmengelände oder waren zumindest baulich vom Hauptgebäude getrennt. Die erste Generation der Industriebauten wurde auf aus Naturstein gemauerte Kellergewölbe aufgesetzt und aus gebrannten Ziegelsteinen gemauert. Die oberen Etagen wurden durch einfache schiefergedeckte Sattel- oder Walmdächer abgeschlossen. Die frühen Deckenaufbauten und Dachkonstruktionen fertigten örtliche Zimmerläute aus Holz. Durch die Entwicklung der Metallwarenindustrie in Sachsen lösten Eisenträger und -säulen das Holz als Baustoff der Tragekonstruktionen bis zum Ende des Jahrhunderts ab. Der zunehmende Einsatz von Zementstrich und Ziegelgewölben erhöhte die Tragfähigkeit und den Brandschutz der Gebäude erheblich und schuf neue bauliche sowie architektonische Freiheiten. Im Fahrwasser der aufstrebenden Textilindustrie entwickelte sich in der Region ein bedeutender Textilmaschinenbau, welcher den Bau von großflächigen und freitragenden Maschinsäulen vorantrieb. Fehlende Baugesetze und Stadtplanungen ließen viele der industriellen Neubauten auf kostengünstigem Bauland am Rand der Siedlungen entstehen. Dieser Entwicklung standen kleinere Unternehmen entgegen, welche sich nicht sofort aus der baulichen Struktur der Manufaktur lösen konnten, sondern die ursprünglichen Werkhäuser um zusätzliche Produktions- und Lagergebäude erweiterten.

Historismus 1880-1905: Der Fabrikbau als Werbeträger

Die siegreiche Beteiligung Sachsens am Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 löste im westsächsischem Industriebezirk eine neue



Limbach-Oberfrohna,
Sachsenstraße 3, Strumpffabrik
Traugott Reinhold Esche,
erbaut 1853/54, Baumeister
Ernst Friedrich Poser,
heute Esche-Museum
© Sammlung Daniel Polster

Treppenturm mit Glocken-
schlägerfiguren der Wirkwaren-
fabrik Conradi & Friedemann

Gründungs- und Erweiterungskonjunktur aus. Die wachsende wirtschaftliche Stärke und das enorme Selbstbewusstsein aufgrund der deutschen Vereinigung führten zu einem Wandel in der Industriearchitektur. Fabriken, Verwaltungsgebäude und Fabrikantenvillen sollten weithin sichtbar als Symbol der Firmengröße und Warenqualität verstanden werden. Formen aus längst vergangenen Baustilen, wie der Romanik, der Gotik oder der Renaissance, wurden durch örtliche und zunehmend auch regionale Baumeister als Gestaltungselemente verwendet. Während des im Limbacher Land besonders verbreiteten Jugendstils erhielten die Industriebauten an den Sichtfronten Schmuckgiebel, aufwändige Fassaden und historisierende Eckbetonungen. Dekorative Schornsteine und monumentale Türme sollten die Kundschaft und die Arbeitnehmer durch ihre Wirkung beeindrucken. Viele der Fabrikanten aus Limbach und der Umgebung waren erfolgreich auf den internationalen Märkten vertreten und gewannen auf den Weltausstellungen wichtige Preise. Diese Erfolge führten auch zur Anstellung von überregional bedeutenden Architekten und Bauunternehmen. Diese kombinierten das traditionelle Mauerwerk aus verputzten Ziegeln mit Natursteinsockeln und dekorativer Klinkerverblendung, damit die Gebäudeoberflächen weniger anfällig auf die steigende Luftverschmutzung reagierten. Die Baumeister realisierten den ersten großtechnischen Einsatz von Eisen- und Stempfbeton zur Erhöhung der Geschosshöhen und Deckenlasten. Die Villen und Verwaltungsgebäude dieser Generation erhielten prunkvolle Fassaden und herrschaftli-



Limbach-Oberfrohna,
Frohnbachstraße 12,
Wohn- und Verwaltungsgebäude
der Handschuhfabrik Carl R.
Fritzsche, Baumeister Hermann
Täschner, heute Wohnhaus
© Familie Täschner



che Innenausstattungen. Die Wohnhäuser der Unternehmer befanden sich nicht mehr auf dem Gelände der Fabrik, sondern entstanden von Parks und Gärten umgeben als Neubauten am Rand der Siedlungen.

Reformarchitektur 1905-1918: Die regionale und nationale Industrie- architekturbewegung

Die zur Jahrhundertwende immer enger werdenden weltweiten Exportverbindungen der hiesigen Textil- und Maschinenbauunternehmen führten neben der raschen wirtschaftlichen Entwicklung auch zu immer wieder auftretenden Absatzkrisen. In diesen Phasen wurde nur noch wenig gebaut und die dekora-

Limbach-Oberfrohna, Straße des
Friedens 68, Produktionsgebäude
der Kunstschmiede und
Metallwarenfabrik August Mann
& Söhne, Baumeister Hermann
Täschner, heute Gewerbepark
© Familie Täschner



tive Ausgestaltung der Neu- und Umbauten reduziert. Aus diesem Trend heraus entstand ab 1900 eine neue Stilrichtung im Industriebau, die sogenannte Reformarchitektur. Diese Entwicklung fiel mit dem Generationenwechsel bei den Baumeistern, Architekten und Unternehmen zusammen. Typisch für die Zeit war die klare und sparsame Gestaltung der Fassaden. Es wurde weitgehend auf prachtvollen Bauschmuck verzichtet. Die äußere Wirkung beschränkte sich auf vignettenhafte oder in Bändern aus Serienelementen gebildete Schmuckelemente. Villen und Wohnhäuser aus dieser Zeit wurden ähnlich dem traditionellen Bauernhaus mit hohen Dächern erbaut. Diese „Reformation des Alten“ wurde in Deutschland sowie besonders in Sachsen durch den 1907 gegründeten Deutschen Werkbund getragen und sollte ein umgebungsverträgliches Bauen im geschlossenen Siedlungsgebiet ermöglichen. Die allgemeine technische Entwicklung im Industriebau wurde jedoch nicht gebremst. Die Produktion von neuen Maschinen und textilen Produkten verlangte nach immer höheren Deckenlasten und Geschossflächen und wirtschaftlichen Bautechnologien. Der einsetzende Eisenskelettbau und die ersten höherfesten Stahlprofile ermöglichten brandsicheres und flexibles Bauen. Der individuelle Ausbau der geputzten Fassaden und geschieferten Dachgeschosse erfolgte im Limbacher Land größtenteils mit traditionellen Baustoffen durch örtliche Bauunternehmen.

Expressionismus 1918-1930: Modernes Bauen als Baustil und Lebensprinzip

Die gesellschaftlichen und sozialen Veränderungen infolge des für Deutschland verlorenen Ersten Weltkrieges sowie der darauf folgenden politischen und wirtschaftlichen Krisen veränderte die Unternehmenskultur und damit den Industriebau. Die Bauwerke orientierten sich nicht mehr an der typischen Hausform, sondern folgten der geometrischen Formgebung nach den Prinzipien des rechten Winkels und der geraden Linienführung. Die Baumeister und Architekten des Expressionismus orientierten sich sehr stark an den Entwicklungen im Ruhrgebiet, Norddeutschland und erstmals an der wachsenden Industriemetropole Chemnitz. Als herausragende Beispiele für den sogenannten Klinkerexpressionismus stehen die Erweiterungen und Umbauten der Trikotagenfabrik Louis H. Schaarschmidt an der Chemnitzer Straße und der Maschinenfabrik Ernst Saupe an der Sachsenstraße. Beide der ursprünglich vom Historismus geprägten Fabrikanlagen wurden vom Chemnitzer Architekten Anton Kunz projektiert. Wichtigstes Baumaterial war der in regionalen Ziegeleien hartgebrannte rote Klinker.



Limbach-Oberfrohna, Hohensteiner Straße 2, Wohnhaus und Fabrikgebäude der Wirkwarenfabrik Paul Uebel, gegründet 1888
© Sammlung Daniel Polster

Dieser auch als Rote Moderne bezeichnete Baustil setzt die verschiedene Anordnung der Klinker zur Strukturierung und Dynamisierung von Fassaden ein. Die Vielfältigkeit der Ornamentik erreichte man aus horizontalen und vertikalen Steinreihen aus vor- und zurückgesetzten Murelementen. Übertagt wurden diese Gebäudekomplexe für den für diese Phase des Industriebaus so typischen Fabrikturn, welcher als Symbol für die wiedergewonnene wirtschaftliche Stärke und die Innovationskraft des Unternehmens steht.

Art déco 1920-1940: Der Einzug des Designs in die industrielle Formgestaltung

Als eine weitere Stilrichtung des Neuen Bauens setzte sich in Sachsen und hier besonders in Leipzig und Chemnitz der als Zackenstil bekannte Art déco durch. In Verbindung mit den kubischen und klaren Formen des Expressionismus sind einzelne Formelemente des aus Frankreich stammenden Leitbildes auch im Industriebau der Zwischenkriegszeit zu erkennen. Häufig werden die auf dreieckige Oberflächen und Konstruktionselemente geprägten Gebäude auch mit dem wieder einsetzenden Trend zur traditionellen Architektur des Werkbundes kombiniert. In Anlehnung an die Neogotik wurden spitze Türmchen, Spitzbögen oder dreieckige Schmuckelemente an die Fassaden angebracht. Als Baustoff kam Eisenbeton zum Einsatz, da kaum Baustahl verfügbar war. Außenwände und weniger belastete Bauelemente wurden aus vermauerten Ziegelsteinen hergestellt. Den allgemeinen Grundsätzen des Neuen Bauens folgend standen die Produktivität und die technischen Anlagen wieder im Mittelpunkt der Architektur. Die bereits teilweise vorgefertigten Bauelemente wurden auf der Baustelle

von spezialisierten Firmen verbaut und somit die Bauzeit weiter verkürzt.

Heimatschutzarchitektur 1904-1945: Der Gegenentwurf zum Bauhaus

Die in Sachsen durch den 1904 gegründeten Deutschen Bund für Heimatschutz betriebene Weiterentwicklung des Historismus unter Einsatz von regionaltypischen Baustoffen und traditionellen Bauformen ist auch Grundlage für viele Fabriken im Limbacher Land. Wie schon in der Reformarchitektur sollten sich die Neubauten harmonisch in die umgebende Siedlungsstruktur einfügen. Weiterhin waren die Bauausführenden bestrebt, ortsübliche Bauweisen und das Handwerk zu fördern. Die im Inne-

Limbach-Oberfrohna, Hainstraße 29, Wohnhaus des Handschuhfabrikanten Fiebig, Baumeister Hermann Täschner
© Familie Täschner



ren aus Stahlbeton oder reinen Stahlskelettkonstruktionen bestehenden Produktionsgebäude waren nach den gleichen technologischen Gesichtspunkten ausgelegt wie die Fabriken des Neuen Bauens. Fassaden und Schmuckelemente waren einfach und klar strukturiert. Die Baukörper waren besonders ab 1933 nach monumentalen Gesichtspunkten ausgeführt und fielen durch ihre bestechende Stilreinheit auf. Die Villen der Fabrikanten wurden durch den parallel aufkommenden Landhausstil geprägt. Diese Wohnhäuser waren äußerlich weniger prunkvoll als vergleichbare Bauten vor dem Ersten Weltkrieg. Tiefgezogene Dächer und verputzte Fassaden bestimmten die Bauformen. Als Baumaterialien kamen edle Hölzer und behauener Naturstein zur Anwendung. Die Bauplätze der Landhäuser konzentrierten sich auf die äußeren, noch unbebauten Flächen am Rand der Gemeinden. Hier wurden große Parks zur Erholung von der immer stärkeren Umweltverschmutzung angelegt. In den 1920er Jahren und im Nationalsozialismus verbreitete sich der Heimatschutzstil auch im sozialen und genossenschaftlichen Wohnungsbau im Limbacher Land.

oben: Limbach-Oberfrohna,
Frohnbachstraße 2, Fabrikgebäude
der Trikotagenfabrik Hermann
Dittrich, Architekten
Heyne & Hunger
© Sammlung Daniel Polster

unten: Limbach-Oberfrohna,
Ecker Körnerstraße/Friedrich-
straße, Produktionshalle des VEB
Spezialmaschinenwerk Limbach-
Oberfrohna, um 1973
© Sammlung Daniel Polster



Nachkriegsarchitektur 1945-1990: Der sozialistische Industriebau

Die sowjetische Besetzung infolge des verlorenen Zweiten Weltkrieges führte zur Demontage der Maschinenparks und zur Enteignung eines Großteils der vorher strukturgebenden Unternehmen. Die anschließende Mangelwirtschaft der Nachkriegszeit ließ keine großen Investitionen in die bestehende Gebäudesubstanz zu. Dieser Zustand änderte sich bis 1989 nur in wenigen Bereichen des Industriebaus im Limbacher Land. Die bauliche Substanz der vor dem Krieg erstellten Gebäude verschlechterte sich bis zur Wiedervereinigung grundlegend. Bis auf wenige Instandsetzungsarbeiten flossen die gesamten Neubaukapazitäten in den industriellen Wohnungsbau in die Plattenbaugebiete am Rande der seit 1950 vereinigten Stadt Limbach-Oberfrohna. Nur die Industriezweige des Maschinenbaus und der Fahrzeugindustrie waren in der Lage, neue Produktionsgebäude zu erreichen. Hier sind insbesondere der Neubau des VEB Textima Limbach-Oberfrohna und das Werk Ost des VEB Bremsenwerk Limbach-Oberfrohna zu nennen. Einzige Ausnahme bildete der Neubau der Textilveredelung des VEB Aprotex Limbach-Oberfrohna an der Talstraße in Rußdorf. Der sozialistische Industriebau lehnte sich aufgrund der zum Einsatz kommenden Herstellungs- und Montagetechniken stark an den Prinzipien der Neuen Sachlichkeit an. Großformatige Fertigteile wurden in regionalen Betonwerken hergestellt und von großen Baukombinaten verbaut. Die Baukörper glichen einem Raster, das die Wiederverwendung der Betonschalung und anderer normierter Baukonstruktionen ermöglichte. Infolge der Enteignungen und Verstaatlichungen kam der Bau von Villen und Wohnhäusern zum Erliegen. An diese Stelle trat der industrielle Wohnungsbau. Durch staatlich geförderte Wohnungsgenossenschaften wurden in Limbach-Oberfrohna und Umgebung tausende Wohneinheiten in Großplattenbauweise geschaffen.

Strukturwandel seit 1990: Brache oder Industriekultur?

Im Limbacher Land haben nicht nur einige herausragende Objekte der verschiedenen Epochen des Industriebaus überlebt, viel umfangreicher ist der Bestand an Fabrikgebäuden, welche sich durch ihre hochwertige Architektur oder besondere Nutzung in das Stadtbild einfügten. Seit der Wiedervereinigung liegen durch den wirtschaftlichen Wandel große und kleine Standorte der ehemaligen Textil- und metallverarbeitenden Industriezweige brach. Doch erst mit dem aufkommenden Leerstand



Limbach-Oberfrohna, Hohensteiner Straße 110/112, Ruine der ehemaligen Wirkwaren- und Handschuhfabrik Gotthardt A. Sallman, Abriss für altersgerechten Wohnpark in Planung, 2015
Foto: Andreas Grünewald

und einsetzenden Verfall begann in der Öffentlichkeit eine breitere Auseinandersetzung mit dem Thema Nachnutzung dieses baulichen Erbes. Bei der Bewahrung eines Objektes spielen die Investitionen und das wirtschaftliche Nutzungskonzept zur Aufbringung der Erhaltungskosten sowohl im privaten als auch im öffentlichen Sektor die größte Rolle. Der Umbau der während der DDR-Zeit substanziell schwer geschädigten Bauwerke vom großflächigen Produktionsgebäude hin zu einer musealen oder auch neuen industriellen Gebäudenutzung ist aus Standortgründen nur begrenzt möglich. Derartige Projekte lassen sich nur mit Hilfe von politischem Willen, gesellschaftlichem Engagement oder einem vom Konzept überzeugten Investor realisieren. Als erfolgreiche Beispiele lassen sich in Limbach-Oberfrohna der Umbau des ehemaligen Wirkmaschinenbaues zum Gewerbepark WIMA, die Nachnutzung der alten Esche-Fabrik als Heimatmuseum oder auch die Rekonstruktion der heutigen Turmpassage nennen. Viele weitere Fabrik- und Verwaltungsbauten sind in den letzten Jahren saniert und einer neuen Nutzung zugeführt wurden. Doch viele derartige Konzepte sind besonders in den 1990er Jahren aufgrund von Kapitalmangel, Marktanpassungen oder unrealistischen Vorstellungen der Besitzer gescheitert. Als Resultat dieser Verwerfungen prägen heute viele teils schon stark gefährdete oder irreparabel geschädigte Industriebrachen die Ortschaften des Limbacher Landes. Doch wer braucht diese verrottenden Denkmale der industriellen Revolution? Welche Körperschaften und private Initiativen

können und wollen die Bauwerke für eine nachhaltige Erhaltung sanieren? Eine tiefgreifende Antwort auf diese Fragen wird der bauliche Zustand vieler Gebäude in der nahen Zukunft selbst formulieren. Ein weiterer Großteil wurde über öffentliche Förderprogramme oder durch die Eigentümer abgerissen und so teilweise in eine neue Nutzung überführt. Diese meist in direkter Nähe zum Stadtkern liegenden Grundstücke bieten bei Anwendung von innovativen und nachhaltigen Nachnutzungskonzepten auch für die nächsten Generationen viele Möglichkeiten einer wertsteigernden Entwicklung.

Hightech-Architektur seit 1990: Funktionale Produktionsstätten im 21. Jahrhundert

Seit der Wiedervereinigung im Jahr 1990 entstanden in Limbacher-Oberfrohna und seiner Umgebung viele neue Fabrikgebäude und Produktionsstätten. Diese wurden in den ersten Jahren der sozialen Marktwirtschaft nach den baulichen Gesichtspunkten und Erfahrungen aus den alten Bundesländern erbaut. Auf eine besondere Gestaltung der Architektur wurde aus wirtschaftlichen Gründen verzichtet. Die öffentliche Wirkung solcher Bauwerke wird stark von deren Farbgebung, Werbung und Größe bestimmt. Einfache und schnell zu errichtende Hallen aus stählernen Fertigteilen bestimmen das Bild der heutigen Gewerbegebiete. Überregionale Stahlbauunternehmen erstellen heute riesige eingeschossige Bauwerke in sehr kurzer Zeit. Der Einzug der elektronischen Re-

Limbach-Oberfrohna, Ostring 7,
Werkstor und Produktionsgebäude
der Continental Automotive
GmbH, Übernahme und Sanierung
des ehemaligen VEB
Bremshydraulik, 2015
Foto: Andreas Grünewald



chentechnik in die Konstruktion und Gestaltung des modernen Industriebaus veränderte diesen ab der Jahrtausendwende noch einmal nachhaltig.

Der Großteil der heutigen Industriearchitektur in Sachsen geht auf einen anonymen Architekturstil zurück, welcher weltweit zur Errichtung von automatisierten Produktionsanlagen in von der Umgebung abgeschlossenen Räumen angewandt wird. Bei Bedarf lassen sich die Gebäude durch ihren gerasterten Aufbau je nach Marktlage modular erweitern oder zurückbauen. Diese baulichen Hüllen sind ohne erweiterte Aufwendungen für Umbauten oder Anpassungen durch die Anwendung von rechnergestützten

Planungsprogrammen von verschiedenen Zweigen der Industrie und der Dienstleistungsbranche nutzbar. In Verbindung mit Hightech-Materialien, wie gebogenen Glasflächen oder hochfesten Baustählen, ermöglichen moderne Fertigungs- und Montageverfahren eine ökonomische Gebäudeform. Zunehmend kommen auch ökologische Bauweisen, wie energiesparende Lichtkonzepte oder der nachhaltige Einsatz von Holz zur Gestaltung von Fassaden in die Umsetzung. Insbesondere in den Branchen, in denen die Unternehmen wieder auf regionale Verknüpfungen und auf unverwechselbare Formen im weltweiten Konkurrenzkampf setzen, werden diese Technologien realisiert.

Limbach-Oberfrohna, Ostring 6,
Fabrik- und Verwaltungs-
gebäude der WAREMA
Sonnenschutztechnik GmbH,
zuletzt erweitert 2011, 2015
Foto: Andreas Grünewald





Oberfrohna und Limbach – Gemeinsamkeiten und Gegensätze

Hermann Schnurrbusch

Im Limbacher Land (Oberfrohna, Rußdorf, Kändler, Pleiße, Röhrsdorf, Bräunsdorf, Kaufungen, Mittel- und Niederfrohna, Fichtigsthal) des 19. Jahrhunderts gehörten etliche dieser Dörfer zum Rittergutsbezirk Limbach. Alle waren in Besiedlungswellen des 12. Jahrhunderts entstanden und hatten eine vergleichbare Entwicklung durchlaufen – vom feudalen, landwirtschaftlich geprägten Dorf zum bürgerlich gestalteten Industrieort. Die Zugehörigkeit von Rußdorf oder von Bräunsdorf und Kaufungen zu anderen Verwaltungsstrukturen und Obrigkeiten ist dabei eher zweitrangig.

Gemeinsamkeiten bestanden neben ihrer regionalen Lage im Vorerzgebirge und ihrer Mundart in der wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Entwicklung. Alle profitierten nach der Einführung des ersten sächsischen Wirkstuhls durch Johann Esche um 1700 von der Wirtschaftsförderung der Limbacher Rittergutsher-

rin von Schönberg, die Limbach zur „Wiege der sächsischen Wirkerei“ machte und das Umland zu einem florierenden Industriebezirk. Hier entwickelten sich die regionalen Besonderheiten in der blühenden Strumpf-, Handschuh- und Wirkwarenindustrie mit allen damit zusammenhängenden Bereichen des Textilmaschinenbaus, der Textilveredlung und den erfolgreichen Handelsbeziehungen in alle Welt. Als traditioneller Herrschaftssitz und durch Konzentration der Wirtschaftskraft, Anschluss an die Eisenbahn und Chausseen, Entwicklung der Bevölkerung und Infrastruktur bildete sich Limbach als Strukturzentrum dieses Raumes heraus, gefolgt von Oberfrohna. Nur diese zwei Dörfer schafften den Aufstieg vom Dorf zur Stadt: Limbach 1883, Oberfrohna 1935. Beide Städte strahlten auf das Umland aus mit Arbeitsplätzen, Kultur-, Bildungseinrichtungen (Zeitung, Kino) und anderen Faktoren der In-

Ansicht von Oberfrohna, 1943
© Stadtarchiv Limbach-Oberfrohna

frastruktur. Die zentralistischen Bestrebungen Limbachs führten zum Gegensteuern des Umlandes gemeinsam mit Oberfrohna.

Oberfrohna war mit seinem Emanzipationsbestreben lange erfolgreich. Es bekam 1827 eine eigene Schule, 1886 das Postamt, 1889 Apotheke und Ärzte, 1853 den ersten und 1890 den zweiten Friedhof, 1893 eine eigene Kirche und Kirchgemeinde. Alle diese Obliegenheiten hatte vorher Limbach für Oberfrohna wahrgenommen. Durch eine Blüte der Handschuhindustrie um 1900 und der Wirkwarenfabrikation in den 1930er Jahren, Bevölkerungszuwachs und Entwicklung der Infrastruktur (Gas-, Elektrizitäts-, Wasserwerk) erstarkte Oberfrohna so, dass es am 1. April 1935 Rußdorf eingemeinden und mit über 10.000 Einwohnern zum 1. Juni 1935 die Bezeichnung Stadt erhalten konnte. Oberfrohna wurde wohl zu Recht in der Presse als die „blühendste der drei Frohnen“ bezeichnet. Tatsächlich war Oberfrohna finanziell besser gestellt als seine Nachbarn (Limbach kam 1932 wegen des riesigen Defizits unter Zwangsverwaltung), hatte eigene Versorgungseinrichtungen, höhere Steuereinnahmen, bessere Straßen usw. Limbach argumentierte mit Berufsschule, Museum, Kinos, Amtsgericht, Wannenbad. Den Forderungen nach Expansion der KPD im „roten Limbach“ trat nach 1933 die NSDAP auch dadurch entgegen, dass sie neben Rußdorf und Oberfrohna ebenso Niederfrohna mit Mittelfrohna und Fichtigsthal vereinte. Das geschah am 1. Januar 1936.

Limbacher Expansionsversuche haben eine lange Vorgeschichte. Arno Fritsch (SPD), besoldeter Stadtrat (Dezernent) in Limbach, plante schon seit 1919 ein „Großlimbach“. Dazu sollte Limbach die Orte Oberfrohna, Mittelfrohna, Rußdorf, Pleiße und Kändler eingemeinden und so mit etwa 40.000 Einwohnern eine Großgemeinde bilden. An die Eingliederung von Wolkenburg, Dürrengerbisdorf oder Uhlsdorf hätte Fritsch wohl in seinen kühnsten Träumen nicht gedacht. Sein Plan ist gescheitert. Ende der 1920er Jahre forderte die Limbacher KPD wieder die Bildung von „Großlimbach“. Sie wollte mit der KPD der umliegenden Dörfer in Limbach zu einer Mehrheit kommen. Aber die Bürgermeister der Dörfer stellten sich dagegen, selbst der KPD-Bürgermeister von Mittelfrohna, der daraufhin aus seiner Partei ausgestoßen wurde.

Mittelfrohna stellte 1931 noch einmal den Antrag auf „Einverleibung durch Limbach“. Das lehnten die Limbacher 1932 wegen der Überschuldung Mittelfrohnas ab. Nach Verhandlungen seit 1852 kam die Angliederung des Mittelfrohnaer Ortsteils Kreuzscheide an Limbach am 1. April 1931 zustande. Zu diesem Anlass hatten die Behörden beider Orte die Einwohner zu einem Fest mit Feuerwerk in den „Gasthof Kreuz-

scheide“ eingeladen. Die meisten kamen aber nicht, weil sie die Ankündigung für einen Aprilscherz des „Limbacher Tageblattes“ hielten, dem sie einige Jahre zuvor schon einmal aufgesessen waren.

Nach 1945 ergaben sich neue Verhältnisse. Als erstes versuchte die Rußdorfer KPD, ihren Ort von Oberfrohna zu lösen und wieder selbständig zu machen – ohne Erfolg. Am 18. November 1946 forderte der Limbacher Stadtrat vom Landrat die Einverleibung Oberfrohnas. Die Oberfrohnaer lehnten dies einmütig ab. Einen erneuten Limbacher Antrag, eine „Großgemeinde Limbach“ zu bilden, wies der Kreistag am 7. Mai 1947 ab. Im März 1949 gab es auf Betreiben der Stadt Limbach wieder Bestrebungen, „das gesamte Wirtschaftsgebiet zusammenzuschweißen“. Limbach wollte die Vereinigung mit Oberfrohna, Niederfrohna, Pleiße, Kändler und Bräunsdorf zu einer Stadt mit 40.000 Einwohnern. Die schwierigen Nachkriegsverhältnisse und die Bedingung des freiwilligen Zusammenschlusses ließen auch dieses Projekt scheitern.

1950 kam die Anordnung von oben. Die Landesregierung Sachsen beschloss mit Gesetz vom 27. April 1950 Eingemeindungen in Sachsen, so auch die Vereinigung der Städte Limbach und Oberfrohna.¹ Durch dieses Gesetz wurden in unserer näheren Umgebung am 1. Juli 1950 auch Adelsberg, Erfenschlag, Glösa, Harthau, Rabenstein sowie die Stadt Siegmarschönau von Chemnitz einverleibt. Es handelte sich um eine Entscheidung des Landes zur Strukturentwicklung in Sachsen, bei der die eingemeindeten Orte keine Chance zur Gegenwehr hatten. Vermutlich spielte auch die späte Rache der an die Macht gekommenen Limbacher Kommunisten gegenüber dem renitenten Nachbarn eine Rolle. Oberfrohna war im Gegensatz zu Limbach, bis 1933 eine kommunistischen Hochburg, eher bürgerlich konservativ geprägt. Vielleicht lag das auch an der in mancher Hinsicht paternalistischen Haltung der Fabrikanten. Theodor Grobe war dafür bekannt, dass er seinen Arbeitern auskömmliche Löhne und erträgliche Arbeitsbedingungen zugestand, aber jeden entließ, der sich kommunistisch betätigte. Während sich in Limbach Streiks wiederholten, kamen sie in Oberfrohna kaum vor.

Die „Volksstimme“ vom 3. April 1950 berichtete über eine Arbeitskonferenz des Kreisrates über die geplante Zusammenlegung der Städte Limbach und Oberfrohna. Der Bürgermeister Selkmann (SED, vorher SPD) von Oberfrohna sprach sich für die Vereinigung aus, wollte aber eine Reihe von Problemen vorher gelöst wissen. Der Limbacher Bürgermeister Fischer (SED) betonte die Vorteile des Zusammenschlusses in wirtschaftlicher, kultureller und politischer

¹ Gesetz- und Verordnungsblatt Land Sachsen 6 (1950), Nr. 16, S. 317.

Hinsicht. Die Stadtverordneten in Limbach stimmten dem Vorhaben zu.

Eingemeindungen sind aus Sicht der Strukturentwicklung eines Landes notwendig und unausweichlich. Über die Jahrhunderte entwickelt sich eine Region nicht gleichmäßig, es entstehen immer zentrale Strukturen: Burgen, Märkte, Verkehrsknoten, Wirtschaftszentren, Städte. Aus manchen Dörfern werden Städte, aus einigen Städten Großstädte. Nur das Herausbilden von Zentren führt auch zur besseren Versorgung des Umlandes. Man kann nicht einen Verwaltungssitz, eine Universität oder eine große Klinik, Theater und Einkaufszentren auf dem Dorf errichten (wie in Hartmannsdorf oder Röhrsdorf), ohne die zentralen Versorgungsfunktionen zu beeinträchtigen. Natürlich lässt sich in Wolkenburg eine Philharmonie installieren oder im Limbach-Oberfrohnaer Stadtpark ein Zoo, aber solche Vorhaben entsprechen nicht der allgemeinen Strukturentwicklung. Zentren vergrößern sich, wachsen mit Nachbargemeinden zusammen, brauchen aber zum Erfüllen ihrer Funktion auch den Zuwachs an Einwohnern, Kaufkraft, Flächen, Steuern. Es kommt also – auch aus Gründen effizienter Verwaltung – immer wieder zu Eingemeindungen wie um 1900, um 1935, 1950 und noch jetzt. 1990 gab es in Sachsen 1.626 Gemeinden, davon 170 Städte (6 kreisfreie) und 48 Kreise. Jetzt im Jahre 2016 gibt es noch 426 Gemeinden, davon 170 Städte.

In Oberfrohna überwogen bei einer Einwohnerversammlung am 24. Mai 1950 Ablehnung und Kritik die SED-konforme Zustimmung zur Frage des Zusammenschlusses. „Aus blindem Ortspatriotismus, Eigenbrötelei, Überheblichkeit, Intrige, Rückschritt“, meinte das SED-Blatt „Volksstimme“ am 10. Juni 1950. Tatsächlich war die Mehrheit der Oberfrohnaer dagegen, durchaus begründet, wie die Entwicklung ihres Ortsteils in den kommenden Jahren zeigen sollte. Dessen ungeachtet stimmte die Stadtverordnetenversammlung von Oberfrohna am 25. Mai 1950 mit der Mehrheit von SED und LDP der „Zusammenlegung“ zu. Charakter zeigte lediglich die CDU-Fraktion mit dem Stadtrat Zwingenberger, sie enthielt sich der Stimme. Zwingenberger wurde daraufhin unter Druck gesetzt und legte sein Mandat nieder. Danach spurte auch die CDU nach SED-Kommando.

Beide Städte bildeten eine „Kommission betreffs Zusammenlegung“ und legten organisatorische Schritte fest: Auflösung der Stadtverwaltung Oberfrohna, Erfassung der Vermögenswerte und finanziellen Verpflichtungen und die Struktur der Verwaltung für die neue Stadt. Die neuen Stadtgebiete sollten die Ziffern I für Limbach, II für Oberfrohna und III für Rußdorf bekommen, Stadtfarben, Wappen und Siegel von Limbach sollten für die neue Stadt gelten. Nach

Abschluss dieser Planungen beschloss die Kommission am 16. Juni 1950 einstimmig die Zusammenlegung. Das Gesetzblatt vom 27. Juni 1950 verkündete die Zusammenlegungen im Landkreis Chemnitz, so auch von Limbach und Oberfrohna mit dem neuen Gemeinamen „Limbach-Oberfrohna“.²

Nun also Limbach-Oberfrohna. Über den Namen der neuen Stadt hatte es erbitterte Auseinandersetzungen gegeben. Sowohl Limbach als auch Oberfrohna machten – zu Recht – geltend, ihr Ortsname sei weltbekannt, weil mit Hunderten Industrieprodukten verbunden. Keiner wollte auf den guten Klang seines Städtenamens verzichten. Die Oberfrohnaer argumentierten damit, dass ihr Name in Deutschland einmalig sei, Limbach hingegen fünfzehn Mal vorkäme. Gegen den Vorbehalt, dass ein Doppelname zu lang wäre, einigte man sich dann doch auf Limbach-Oberfrohna. Der Name hat sich bis heute noch nicht gänzlich durchgesetzt. Faulheit oder Denkschwäche spricht und schreibt oft von Limbach, wenn die ganze Stadt gemeint ist. Jeder Informierte fragt, wenn er Limbach hört, welches? Denn es gibt mehrere. Befremdlich ist der in der Presse genannte „Limbacher“, der in Oberfrohna wohnt.

Am 30. Juni 1950 trafen sich die Stadtverordneten von Limbach und Oberfrohna zur gemeinsamen Sitzung im Jahnhaus. Es war die letzte Versammlung der Oberfrohnaer Vertreter. Sie hatten vorher schnell noch 6.000 Mark der Betriebssportgemeinschaft Industrie (BSG) für ihre Sportanlage am Jahnhaus zugewendet und 750 Mark der Gerhart-Hauptmann-Schule. Das letzte verfügbare Geld sollte Limbach nicht bekommen. Beide Kollegien bejahten nun einstimmig den Zusammenschluss. Unter kommunistischem Regime endeten Abstimmungen immer einstimmig. Bürgermeister der Stadt wurde das Limbacher Stadtoberhaupt Herbert Fischer (SED, Stasi-Mitarbeiter), im Amt vom 1. Januar bis 17. September 1950. Der seit 13. Juli 1946 amtierende Oberfrohnaer Bürgermeister Carl Selkmann (SED) wurde besoldetes Ratsmitglied der neuen Stadtverwaltung. Beide bekundeten wie die Sprecher der Parteien „einmütig die Freude über die Vereinigung und den Willen zur Zusammenarbeit“.³ Alle Parteien gaben ihr Statement ab und sprachen von „geschichtlichem Wendepunkt“ (LDP), „Realisierung längst gehegter Wünsche“ (CDU) und „Stärkung unserer antifaschistisch-demokratischen Ordnung“ (SED). Oft war die Rede von friedlicher Zukunft, Weltfrieden und dem „Besten der Stadt“. Im Herbst fanden sowieso Neuwahlen statt, diesmal mit der Einheitsliste.

Damit war die Eingemeindung perfekt. Zu dieser Zeit hatte Limbach 17.593 und Oberfrohna 11.078 Einwohner, zusammen jetzt 28.671. Die

2 Gesetzblatt Nr. 72 vom 27. Juni 1950, S. 472.

3 Volksstimme vom 6. Juli 1950.

Rosen-Apotheke und Umgebung,
1993. Das Gebäude wurde
2004 abgebrochen.
Foto: Hermann Schnurrbusch



großen Zahlen kamen durch die vielen Neubürger (Flüchtlinge, Vertriebene, Heimkehrer seit 1945) zustande, in Limbach etwa 4.000, in Oberfrohna rund 2.000. Die neue Stadt umfasste nun 15,7 km²; von Limbach 8,8 km² und 6,9 km² von Oberfrohna. Im Jahre 2015 hat die Große Kreisstadt Limbach-Oberfrohna sieben Ortsteile, rund 50 km² Fläche und 24.406 Einwohner. Also nun doch noch „Großlimbach“, wie seit 70 Jahren beabsichtigt. Die Zusammenlegung führte zu Doppelungen von Straßennamen, es wurden Umbenennungen notwendig. Als ein Symbol der Einigkeit wurde gepriesen, dass aus der Frohnaer Straße in Limbach und der Limbacher Straße in Ober-

frohna nun die einheitliche „Straße des Friedens“ wurde, die leider heute immer noch so heißt, weil sich keiner über den kommunistisch-propagandistischen Hintergrund des Namens Gedanken macht.

Volksmund, beim Friseur erzählt: „In der Geschichte von Oberfrohna gab es zwei Unglückstage: Den einen, als 1945 die Amerikaner abzogen und die Russen kamen und den anderen, als Oberfrohna 1950 von Limbach eingemeindet wurde.“

Die Mangelwirtschaft der DDR und die Benachteiligung durch die Kommunisten bewirken den Niedergang des Ortsteils Oberfrohna. Läden schlossen, Gebäude verfielen, Men-



Noch immer sind in Oberfrohna
zahlreiche Brachen zu sehen. Hier
der leerstehende Fabrikstandort
der Firma Schulze & Grobe, 2005
Foto: Hermann Schnurrbusch



Das in den 1920er Jahren errichtete Jahnhaus wurde 2014 saniert. Mit kleinem Turnsaal, Turnhalle und Außensportanlagen wird es von Schule und Vereinen rege genutzt.

schen flohen westwärts. Wenn Neubaugebiete entstanden, dann in Limbach an der Straße der Genossenschaft, Am Hohen Hain oder Waserturm. Für Oberfrohna reicht die „Baukapazität“ für den „Pappelhain“, aber nicht, um den Verfall aufzuhalten.

1990 kam mit der deutschen Wiedervereinigung erneut Hoffnung auf, den verfallenden Stadtteil wiederbeleben zu können. Aber auch diesmal reicht es nicht für Oberfrohna. Man könnte meinen, die Entwicklung der Stadt Limbach-Oberfrohna finde in Limbach statt, Oberfrohna bleibe das fünfte Rad am Wagen. Wohnungsbau auf der Süd-, Teichstraße oder Marktsteig, Geschäftshäuser an Jäger- und Weststraße oder am Johannisplatz, die Innenstadtansanierung oder Vorhaben wie Sporthalle, „Spaßbad“ oder „Amerika-Zoo“ gibt es in Limbach, nichts Vergleichbares im Ortsteil Oberfrohna, nicht einmal einen Kinderspielplatz. Selbst 2015 zielt die Stadtentwicklung auf die „Innenstadt“ – Helenenstraße, Johannisplatz. In Oberfrohna gibt es in vielen Straßen Ruinen und Brachen, nicht nur von Fabriken.

Heute gibt es bei Eingemeindungen Bedenken, die Identität des bisherigen Dorfes ginge verloren, der ländliche Charakter, der vertraute Name. Natürlich können sich Einwohner über die Jahrhunderte mit ihrem kleineren Ort viel besser identifizieren, als das mit einer größeren, vielleicht sogar als feindlich empfundenen Stadt geschehen kann. Dort hilft nur viel Geduld, aber es gibt auch nach mehreren Generationen immer noch „Rußdorfer“. Wichtiger scheint, dass die örtliche Gemeinschaft – ob als Dorf oder als Stadtteil – funktioniert. Solange die Einwohner miteinander kommuni-

zieren, sich in Vereinen begegnen, verbunden fühlen und zusammen Feste feiern, ist es nicht so wichtig, wie die Gemeinschaft heißt. Positive Beispiele dafür sind Rußdorf oder Bräunsdorf.

Leider kann auch jahrzehntelange Unterdrückung und Benachteiligung, Mangelwirtschaft und Verfall von Kristallisationspunkten der Kommunikation, der Wegzug junger Leute, der Wegfall von Arbeitsmöglichkeiten die örtliche Gemeinschaft kaputtmachen. Oberfrohna ist auf einem solchen Tiefpunkt, zumal die Kommunalpolitik seit 1990 ein Ortschaftszentrum des geselligen und gesellschaftlichen Lebens und eine Verbesserung der maroden Versorgungs- und Infrastruktur nicht schaffen konnte oder wollte. Nicht einmal ein Ortschaftsrat mit einem Ortsvorsteher vertritt die Interessen dieses Ortsteils. Oberfrohna hat nicht die entsprechende Lobby.

Die Oberfrohnaer werden ihr über 100 Jahre altes Bemühen um Gleichberechtigung fortsetzen müssen oder zweitrangiger, verfallender Ortsteil bleiben. Es ist unerheblich, ob in Limbach der Feudalherr oder die Politik-Lobby einer Partei sitzt. Auch unter demokratischen Verhältnissen hat nur der eine Chance, der sich durchsetzt. Hoffen wir, dass sich die Bürger dieses Stadtteiles an ihre Geschichte erinnern und an die Tatsache, dass jeder nur das erreicht, was er selbst erkämpft. Allerdings müssten die Bewohner von Oberfrohna sich ihrem Ortsteil zugehörig und verantwortlich fühlen und wieder zu einer Gemeinschaft finden, wie sie in Bräunsdorf, Pleißa, Rußdorf u. a. noch vorhanden ist. Gibt es noch Oberfrohnaer?

Autor

Dr. Hermann Schnurrbusch
Limbach-Oberfrohna



Schloss und Park Wolkenburg in der deutschen Kultur- und Kunstgeschichte

Gerd-Helge Vogel

Schloss Wolkenburg, Blick
von der Zwickauer Mulde
Foto: Eckhard Huth

Der diesjährige „Tag der Sachsen“, der in der Großen Kreisstadt Limbach-Oberfrohna gefeiert wird, bietet die günstige Gelegenheit, den Fokus der Öffentlichkeit auch auf deren Ortsteil Wolkenburg zu lenken, der sich durch sein einzigartiges kultur- und kunsthistorisches Ensemble von Schloss, Park, zwei Kirchen und einer Manufaktur auszeichnet. In seiner überragenden Bedeutung für die sächsische, aber auch für die deutsche Kunst- und Kulturgeschichte fand dieses Kulturdenkmal bislang noch nicht jene Würdigung, wie es seiner eigentlichen Rangstellung zukäme. Dieser Rang erklärt sich aus einer Reihe von Alleinstellungsmerkmalen, die in ihrer Kombination mit vergleichbaren Denkmalensembles ihresgleichen suchen, denn hier treffen nicht nur Natur und Kunst, sondern

auch Industrie und Geschichte in einzigartiger Weise aufeinander, da sich die Baugruppen von Schloss und Kirchen vor allen der Kunst und Landesgeschichte, die Parkanlagen der Natur und Gartengeschichte und die Alte Spinnerei der Ökonomie und Geschichte der Industrialisierung Sachsens zuweisen lassen.

Detlev Carl Graf von Einsiedel (1737–1810), einer der Hauptvertreter des aufgeklärten Adels in Sachsen, gilt als Hauptinitiator dieser großartigen Denkmalgruppe. Er engagierte eine Vielzahl von Künstlern, mit denen er gemeinsam dieses Gesamtkunstwerk schuf, das sich aus profaner und sakraler Architektur, aus Gartenkunst, Plastik und Malerei zusammensetzt. In seinem Charakter repräsentiert es nicht nur die persönlichen Interessen des Bauherrn und sei-



ner nachfolgenden Erben, sondern auch die Ideale der Epoche ihrer Entstehung. Das betrifft gleichermaßen die Vorstellungen des aufgeklärten Absolutismus wie die damit in enger Verbindung stehenden mentalen und emotionalen Befindlichkeiten des Zeitalters der Empfindsamkeit, die sich in den für diesen Ort geschaffenen Kunstwerken spiegeln. Hier, auf dem altschriftsässigen Rittergut Wolkenburg, hatte sich der in verschiedenen Funktionen im Dienste des sächsischen Hofes stehende Detlev Carl Graf von Einsiedel sukzessive auf seiner Grundherrschaft ein Refugium geschaffen, das die vielschichtigen Interessen des Bauherrn wie der von ihm beauftragten Künstler im Kontext eines historisch gewachsenen Kontinuums abbilden. Während der Herrschaft Detlev Carl von Einsiedels sollte unter Einbeziehung des geplanten (und wohl nicht ausgeführten) Parks im benachbarten Rittergut Kaufungen sowie des inzwischen verlorengegangenen Parks an der Wollspinnerei zusammen mit dem Wolkenburger Schlosspark ein kleines „Gartenreich“ entstehen, das jenem des Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau (1740–1817) in der Umgebung von Dessau, Wörlitz und Oranienbaum, zwar nicht an Größe gleichkam, in seiner ideellen Funktion jedoch ähnliche Ziele einer Verbindung von Natur und Kunst anstrebte, indem es nicht nur das Schöne mit dem Nützlichen verband, sondern ebenso erzieherische und volksaufklärerische Aspekte mit einschloss, um so die Besucher in Fragen des guten Geschmacks und der edlen Gesinnung zu bilden. Insofern folgte der Bauherr mit der Verwirklichung dieses gesamt-kunstwerklichen Projekts auf seinem Rittergut einem Ideal, das seine Inspirationen vom englischen Landsitz als Symbol eines liberalen Weltentwurfs

herleitete und diese Vorstellungen nun auf sächsische Verhältnisse zu übertragen suchte. Nach dem Tod des Bauherrn Detlev Carl Graf von Einsiedel führte die Vernachlässigung des Wolkenburger Ensembles zusammen mit sozialökonomischen Veränderungen während der nachfolgenden 150 Jahre nicht nur zu dessen allmählichen Verfall, sondern auch zum Vergessen seiner ursprünglichen ikonologischen Zusammenhänge. Dieser Prozess wurde vor allem nach der Enteignung der einstigen Besitzer so stark beschleunigt, dass er nach knapp einem halben Jahrhundert am Ende der DDR zum drohenden Totalverlust der Gesamtanlage führte. Erst nach Rettung der wichtigsten Bausubstanz durch die denkmalpflegerische Teilrestaurierung des Schlosses, der Neuen Kirche und des Schlossparks gelang es in der letzten Dekade der Stadt Limbach-Oberfrohna als neuer Eigentümerin, diesem Kleinod sächsischer Kunst durch differenzierte Nutzungen neues kulturelles Leben einzuhauchen, ohne freilich schon das Gesamtpotential der ganzen Anlage in seiner überragenden Bedeutung innerhalb der Denkmale aus der Epoche der Aufklärung und Empfindsamkeit so im allgemeinen Bewusstsein neu verankern zu können, wie es notwendig wäre, um mit entsprechender touristischer Erschließung dessen überregionaler Bedeutung im vollen Umfang gerecht zu werden. Leider sind dafür die finanziellen Kräfte selbst einer Großen Kreisstadt nicht ausreichend genug, weil es dafür einer großzügigen Förderung durch das Land und den Bund bedarf. Es wäre zu wünschen, dass mit dem „Tag der Sachsen“ in Limbach-Oberfrohna nicht allein die herausragende kulturhistorische Bedeutung des Wolkenburger Denkmalensembles von Schloss, Park, Kirchen und Spinnmühle wieder ins allgemeine Bewusstsein eines großartigen Gesamtkunstwerk des nationalen kulturellen Erbes zurückgeholt wird, sondern dass es zugleich als ein unverzichtbares Bindeglied in der vor allem zwischen Stein und Wechselburg einzigartig zu erlebenden Denkmallandschaft des Zwickauer Muldenlandes begriffen wird, in der Burgen, Schlösser, Parks, Kirchen und frühe Produktionsstätten eine unverwechselbare Einheit bilden, wie sie über die Jahrhunderte hinweg vor allem durch die hier wirkenden Herrscher-geschlechter der Herren von Schönburg, Solms, Einsiedel sowie der Bewohner ihrer Herrschaften geprägt wurde.

Als „kultureller Leuchtturm“ der Aufklärung und Empfindsamkeit tritt uns diese Denkmallandschaft als ein in sich geschlossenes Gesamtkunstwerk gegenüber, das sich am Vorabend der für Sachsen so bedeutsam gewordenen industriellen Revolution auch in Unterscheidung zum Hof der Wettiner in Dresden als kultureller Kontrapunkt zum Hofleben in der Landes-

Detlev Carl Graf von Einsiedel
mit Johanniterkreuz und -mantel,
Gemälde von Anton Graff,
um 1770

hauptstadt herausgeformt hatte, indem es viele Ideen und Ideale der bürgerlichen Kultur mit einbezog, wie sie vor allem vom nahen Leipzig und seiner Universität herüberstrahlten. Dabei formten sich hier durchaus eigenständige künstlerische und kulturelle Merkmale aus, die jene in den beiden sächsischen Kunstmetropolen Dresden und Leipzig ergänzten, indem sie dem humanistischen Wertekanon des aufgeklärten Absolutismus innerhalb der kleinen westsächsischen Standesherrschaften ihren eigenen Stempel in einer Mischung aus patriarchalischem Verständnis, pietistischer Gesinnung und philanthropischem Weltverständnis einer sozialutopischen Harmonisierung der Gesellschaft aufprägten, wobei die Vermittlung christlicher Werte der Nächstenliebe oder der freimaurerischen „Verschwörung zum Guten“ oft eine treibende Rolle spielte.

Das Schloss

Zahlreiche Künstler – von denen viele heute längst vergessen sind – haben über Jahrhunderte hinweg am Zustandekommen des Gesamtkunstwerks Rittergut Wolkenburg mitgewirkt. Dabei bildet das Schloss das Zentrum des Denkmalensembles, das seine gegenwärtige künstlerische Ausformung wesentlich erst nach 1760 unter Detlev Carl Graf von Einsiedel erhielt, der das Rittergut mit Zubehör und Ehrenberg nach dem Tod seines Vaters Johann Georg von Einsiedel (1694–1760) erbte.

Die Anfänge der Burg Wolkenburg, die um 1170 im Zuge der deutschen Kolonisation des Erzgebirgsvorlandes von Edlen zur Überwachung der Furt über die Mulde zum Schutz der ersten Ansiedler errichtet wurde, liegen hinsichtlich Baugestalt und Bauherr weitgehend im Dunkel der Geschichte. Sie sind nicht Gegen-



Schloss Wolkenburg, Schlosstor
Foto: Eckhard Huth

stand unserer Betrachtungen, sondern vor allem jene Periode, die unter der Regie des Bauherrn Detlev Carl Graf von Einsiedel zu ihrer massiven künstlerischen Umgestaltung führte. Schon im Jahre 1627 war Wolkenburg laut Urkunden von der Familie von Ende in die Hände des Heinrich Hildebrandt von Einsiedel (1586–1658), Herr auf Scharfenstein und Wolkenburg, geraten. Seither waren hier zahlreiche Künstler tätig.

Hans August Nieborg (auch Hanns August Otto Nienburg, 1661–1729), Ingenieur, Geometer und seit 1707 königlicher Oberfeldmesser, gilt als Baumeister, der unter Hans Haubold von Einsiedel (1654–1700) von 1694 bis 1699 den Umbau der Burg Wolkenburg zum Schloss beauftragte, wie es zwei überlieferte Pläne bestätigen, die zugleich die Umgestaltung des gesamten Burggeländes, inklusive der Anlage eines Lust- und Küchengartens, mit einschloss. Erneute Bau- und Modernisierungsmaßnahmen erfolgten erst wieder nach dem Siebenjährigen Krieg, nachdem schon 1760 Detlev Carl von Einsiedel die Grundherrschaft Wolkenburg von seinem am 9. September 1745 in den Reichsgrafenstand erhöhten Vater Johann George (1692–1760) ererbt hatte.

Nach einem Plan des Architekten, Architekturtheoretikers, Gartenkünstlers und Bildhauers, des sächsischen Hofbaumeisters und Akademieprofessors Friedrich August Krubsacius (1718–1790), einem „Vorkämpfer der Antike“, erhielt vor allem der Festsaal seinen (früh-)klassizistischen Charakter, während dessen Ausstattung mit einem Plafond und Stuckreliefs den Entwürfen Adam Friedrich Oesers (1717–1799) zu verdanken ist. Vermutlich lässt sich auch das „neue Schloßthor unter dem Hauptthurme, dessen Grafenwappen mit dem Einsiedler verkündigt, daß [...] das edle Geschlecht, welches jetzt seinen Sitz hier hat, durch seine Verdienste um das Vaterland immer mehr erblühte“, auf die von Krubsacius durchgeführten Umbauarbeiten zurückführen, zumindest was dessen noch barocke Formen zeigende Laterne betrifft, während der quadratische Unter- teil mit der Durchfahrt als Rest eines alten Wehrturms noch von der mittelalterlichen Anlage herzurühren scheint und der runde, von Lisenen gegliederte Oberteil vermutlich erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts w- möglich unter Nieborg errichtet worden ist.

Wir haben Kenntnis, dass Adam Friedrich Oeser im Jahre 1772 nach Wolkenburg kam, vermutlich um hier die ersten Vorarbeiten für die Entwürfe des heute längst verlorenen Deckengemäldes und der Wandstuckaturen im Festsaal in Angriff zu nehmen. Der verloren gegangene Deckenplafonds zeigte mit der Darstellung Saturns, der der Glückseligkeit befiehlt, ein typisches Thema des aufgeklärten Absolutismus.



Schloss Wolkenburg, Festsaal,
über den Türen die Bildnisreliefs
von Sokrates und Homer
Foto: Eckhard Huth

Die Vertreter dieser Richtung, der sich Graf Einsiedel verpflichtet fühlte, wählten bevorzugt Künstler, die sich zum akademischen Klassizismus bekannten und sich in ihrer manchmal noch rokokohaft anmutenden Bildsprache gern der Bildmetaphorik der klassischen Antike bedienten, um auf diese Weise einem gesellschaftlichen Idealbild ihrer Auftraggeber Ausdruck zu verleihen, in dem sich deren philanthropisches Herrscherverständnis spiegelte. In diesem Falle visualisierte das Bildprogramm des Festsaals die Sehnsucht nach der Rückkehr des Reichs des Saturn, das mit dem „Goldenen Zeitalter“ gleichgesetzt wurde. Nach dieser antiken mythologischen Vorstellung lebten dort die Menschen in lieblichen Landschaft in beständiger Jugend und bei bester Gesundheit bis zum glückseligen Ende ihrer Tage: Eine Sozialutopie, deren harmonisches Gesellschaftsmodell sich angesichts wachsender sozialer Spannungen am Vorabend der Französischen Revolution freilich nicht einlösen ließ.

Ergänzt wurde dieses Bildprogramm der Deckenmalerei im Festsaal des Schlosses durch Wandstuckaturen, die der Leipziger Bildhauer Christian Unger (1739–nach 1811), ein Schüler Oesers, nach Vorlagen seines Lehrers modellierte. Das Programm des dekorativen Wanddekors setzt den programmatischen Grundgedanken von der Sehnsucht nach dem Goldenen Zeitalter aus Oesers Deckengemälde fort und zeigt eine komplexe idyllische Allegorie des Lebens aus der Kombination der menschlichen Lebensstufen von der Kindheit über die Jugend, Reife und das Greisenalter in der Verquickung mit den Tages- und Jahreszeiten, die durch Reliefs spielender Putten verkörpert werden, die

sich in entsprechenden Tätigkeiten artikulieren. Das beginnt beim nördlichen Relief der Ostwand mit dem Erwachen am Morgen, gleichbedeutend mit dem Erwachen der Natur im Frühling und dem Beginn des menschlichen Lebens mit der Kindheit. Es setzt sich im südlichen Relief der Ostwand mit dem Sinnbild des Mittags, des Sommers und der Jugend fort, um an der Westwand im Süden den Abend, den Herbst und die Reife des menschlichen Lebens zu veranschaulichen, die den universellen Kreislauf dann im nördlichen Relief der Westwand mit der Allegorie von Nacht, Winter und Greisenalter beschließt. Kleine Reliefplaketten zwischen den Fenstern ergänzen auf der Süd- und der Nordwand die Komplexität der Tages-, Jahres- und Lebenszeiten durch weitere Allegorien, die praktische und intellektuelle Fähigkeiten menschlichen Tuns in Darstellungen spielender Putten verkörpern und damit auf den Landbau, die Künste usw. verweisen. Überdies finden sich an der Ost- und Westwand je zwei stuckierte Profilbildnisse mit der Darstellung von herausragenden Repräsentanten der antiken Wissenschaften, Künste und Weisheit, mit deren Ideen sich der Auftraggeber identifizierte: Solon, Thucydides, Homer und Sokrates als Vertreter der Justiz, Geschichte, Literatur und Philosophie. Ergänzt werden diese literarisch-philosophischen Bezüge im Nachbarraum durch weitere Plaketten, die im Relief Szenen aus den Dichtungen von Plutarch und Livius illustrieren. Schließlich ergänzt ein großes Schornsteinrelief mit der Darstellung des Besuchs von Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis, dem Sinnbild der Gastfreundschaft und erfüllten Lebens bis ins hohe Alter, das von Oeser

entwickelte umfangreiche ikonographische Raumprogramm aus der Verbindung von Malerei und Stuckatur. In seinen universellen Bezügen bereiten sich in der vielschichtige Lebensallegorie, die der Wolkenburger Festsaals zum Ausdruck bringt, die Gedanken- und Gefühlslage wieder, der wir wenige Jahre später in den Werken der Frühromantik begegnen, etwa in Philipp Otto Runge (1777–1810) berühmten Zyklus der von 1802 bis 1807 geschaffenen „Zeiten“.

Von den sonst befindlichen Ausstattungstücken im Schloss hat sich nur wenig erhalten. August Schumann berichtet 1826 im „Vollständigen Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen“ vom „so sehr und so geschmackvoll modernisirte[n] Inneren des Schlosses, das] mit Kupferstichen, Eisenguß-Kunstsachen, Gemälden (besonders Ansichten von Wolkenburg, Ehrenberg u. s. w. darstellend) versehen, daß man ihm sein Alterthum gar nicht ansieht.“ Die meisten dieser Arbeiten sind heute entweder vernichtet oder transloziert, wie z. B. die Porträts, die der an der Dresdner Akademie tätige Schweizer Anton Graff (1736–1813) von Detlev Carl Graf von Einsiedel und den Mitgliedern seiner Familie fertigte, die sich einst hier befanden und die nun an verschiedene Standorte verstreut sind. Das trifft nicht allein von jenen Porträts Graffs – des wohl bedeutendsten Porträtisten Deutschlands im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus – zu, sondern auch von allen anderen, wie etwa jenem Pendant zum Familienbild Graffs, das der damalige Wildenfesler Hofmaler Christian Leberecht Vogel (1759–1816), neben Adam Friedrich Oeser einer der Hauptmeister des empfindsamen Klassizismus in Sachsen, schuf.



Antikisierende Büste einer jungen Frau, eine Tochter der Einsiedels, von Joseph Mattersberger, ehemals Schloss Wolkenburg, seit 1945 verschollen

Von den 1890 noch in Richard Steches Inventarband der Denkmäler Sachsens erwähnten Porträts auf Schloss Wolkenburg, darunter Repliken von den Pastell-Bildnissen Friedrich Augusts III. und von dessen Mutter Maria Antonia von der Hand des Anton Raphael Mengs (1728–1779), haben sich ebenso wenig Spuren erhalten wie vom Kniestück des Detlev Carl Graf von Einsiedel, das vom renommierten Wiener Joseph Grassi (um 1757/58–1838) stammte. Überdies finden sich in diesem Inventar noch etliche Bildnisse unbekannter Meister verzeichnet, deren Verbleib sich heute nicht mehr in Erfahrung bringen lässt. August Schumann wies weiterhin auf „Eisenguß-Kunstsachen“, von denen Kurt Degen nach seinem Besuch auf Schloss Wolkenburg kurz vor Beginn des Zweiten Weltkriegs noch zu berichten wusste, dass sich seinerzeit zumindest noch die dazugehörigen „Gipsbüsten des Grafenpaares [...] zusammen mit der Büste einer jungen Frau in antikisierender Auffassung mit Bändern und Laubkranz im Haar [...] in einem seinerzeit nicht zugänglichen Raum“ befand. Für diese Gipsmodelle, die sowohl dem familiären Memoria wie auch der öffentlichen Präsentation zur Verherrlichung und Bestätigung des Geschlechts derer von Einsiedel dienten, hatte der seit 1784 in Einsiedelschen Diensten stehende Osttiroler Bildhauer Joseph Mattersberger (1755–1825) die skulpturalen Entwürfe geliefert, der sich gemeinsam mit Thaddäus Ignatius Wiskottschill (1753–1795) in seinem Wirken für die Einsiedelschen Lauchhammerwerke das außerordentliche Verdienst erworben hatte, die Technik des dünnwandigen Eisenkunsthohl-gusses entwickelt zu haben. Als repräsentative Standbilder fanden ihre künstlerischen Gusserzeugnisse nach antiken Vorlagen wie nach eigenen Entwürfen vor allen Dingen in Parks – so auch in jenem von Wolkenburg, der durch die Fülle der hier aufgestellten Eisenkunstgussplastiken zugleich als Werbeträger, quasi eine Art Vorläufer eines modernen Showrooms, diente – und so eindrucksvoll im Ambiente eines idealisierten Naturraums für die hohe Qualität dieser reproduzierbaren Kunstwerke zeugte.

Memorialen Charakter besaßen auch die im Zeitalter der Empfindsamkeit so beliebten zahlreichen Scherenschnitte und Silhouetten, die sich vornehmlich im Privatbesitz von verschiedenen Mitgliedern der Grafenfamilie von Einsiedel aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhalten haben. Damals stand diese preiswert zu erstellende Form der Klein- und Gebrauchskunst nicht nur in Sachsen in großer Gunst und wurden von dem in Leipzig wirkenden Scherenschneider Georg Friedrich Jonas Frentzel (1754–1799) oder dem durch Giovanni Battista Casanova (1730–1795) an der Dresdner Akademie ausgebildeten Bildnismaler Johann Gottlob Sol(l)brig (1765–



1842[?]) beinahe in fabrikmäßiger Serienfertigung erstellt, wie die sie umrahmenden Kartuschen erkennen lassen, die vielfach dafür als Vordrucke genutzt wurden.

Von den Gemälden mit Ansichten Wolkenburgs und Ehrenbergs auf Schloss Wolkenburg, von denen uns August Schumann berichtet, hat sich im heutigen Schlossinventar leider auch nichts erhalten, doch wissen wir, dass der an der Dresdner Kunstakademie unter Adrian Zingg (1734–1816) geschulte Maler, Zeichner und Kupferstecher Christian August Günther (1759–1824), ein enger Freund Christian Leberecht Vogels, mehrere Zeichnungen mit Darstellungen der Einsiedelschen Besitzungen geliefert hatte, zu denen wohl auch einige Sepien gehörten, die sich in Privatbesitz erhalten haben. Sie lassen sowohl im Sujet als auch in der Behandlung deutlich die Landschaftsauffassung seines aus der Schweiz stammenden Lehrers Zingg erkennen, die sich einerseits durch poetische Feinheit und Präzision in der Wiedergabe der landschaftlichen Gegebenheiten als auch durch einen gewissen kulissenhaften Charakter im Aufbau der Bildgründe auszeichnet. Doch ist dabei die Lichtbehandlung mitunter in der Wiedergabe von Licht- und Stimmungswerten so einfühlsam bedacht, dass sich in ihnen bereits die Positionen der Frühromantik anzukünden scheinen.

Dank des vom sächsischen Kurfürsten erwirkten Permisses zur künstlerischen Darstellung der sächsischen Burgen und Schlösser aus dem

Jahre 1768 durch Andrian Zingg hat sich die Vedutenmalerei und das topographische Prospektzeichnen nicht nur in Sachsen rasant entwickelt und die nach Verdienst strebenden Landschaftsmaler hinaus in die freie Natur getrieben, wo sie bevorzugt die pittoresken Burgen und Schlösser des Landes in Zeichnungen, Gemälden und vor allem leicht zu vervielfältigenden Stichen festhielten. Mit dieser Entwicklung in der Landschaftsmalerei ging die behutsame Entwicklung des Nahtourismus einher, die vor allem nach der Eröffnung der ersten Eisenbahnlinien seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts einen ungeahnten Aufschwung nahm. Viele Künstler kamen nun auch nach Wolkenburg, um hier die liebliche Gegend in unterschiedlichsten Motiven festzuhalten, damit deren spätere Umsetzung als Stich oder Steindruck durch deren Verkauf notwendige Existenzmittel abwarfen. Ihre künstlerischen Produkte entstanden nun in der Regel im Selbstauftrag und dienten in ihrer massenhaften Verbreitung als Andenken der Touristen an ihre Aufenthalte und Erlebnisse an die idyllischen Orte, die von ihnen festgehalten wurden. Von den zahlreichen Künstlern, die diesbezüglich in Wolkenburg ihre Landschaftssujets suchten, sollen nur wenige Namen Erwähnung finden, weil ihr künstlerisches Wirken nicht für die Gestaltung des Ortes bestimmt waren, sondern umgekehrt, der von Natur und Kunst gestaltete Ort durch reproduzierende Visualisierung lediglich in ein Vermarktungskonzept eingebunden wurde, dessen einzelne inhaltlichen Bestandteile sich mühelos durch andere Motive ersetzen ließen. Ungeachtet dieser ökonomischen Interessen, die dabei im Vordergrund standen, kam es dennoch zu beachtlichen Ergebnissen von hohem künstlerischen Niveau dieser topographischen Darstellungen. Das zeigt sich vor allem an den zahlreichen Bildfindungen von Karl Gottfried Traugott Faber

Silhouette der Louise Henriette Gräfin von Einsiedel (1767–1797), Schattenriss auf Papier von Georg Friedrich Jonas Georg Frentzel, um 1785

aus: Gerd-Helge Vogel (Hrsg.): Joseph Mattersberger. Ein klassizistischer Bildhauer im Dienste der Grafen von Einsiedel und der sächsische Eisenkunstguss um 1800. Berlin 2015, Abb. 47

Im Schlosshof zu Wolkenburg, Aquarell auf Papier von Anton Arrigoni, 1836, Städtische Kunstsammlungen Zwickau, Max-Pechstein-Museum
aus: Gerd-Helge Vogel: Von Stein bis Wolkenburg. „Mahlerische Reisen“ durchs Zwickauer Muldenland - Burgen und Schlösser in historischen Ansichten. Berlin 2014, S. 78





Insel bei Wolkenburg, Sepia über Bleistift von Christian Gottlob Hammer, 1842
aus: Robert Wölfle/Peter Bierl: Historischer Spaziergang vom Marienplatz nach Griechenland. München 2010 (Antiquariatskatalog), S. 58

(1786–1863), einem Schüler von Johann Christian Klengel (1751–1824), Anton Arrigoni (1788–1851), einem Theatermaler, oder dem Architektur- und Landschaftsmaler Friedrich Ludwig Gustav Täubert (1817–1913). Christian Gottlob Hammer (1779–1864) gehört zweifellos mit seiner intimen, stimmungsvollen Ansicht im Sepiablatt „Insel bei Wolkenburg“ zu jenen Schöpfern topographischer Darstellungen, die weniger den touristischen Aspekt eines weithin bekannten, spektakulären Prospektes im Auge hatten, sondern vielmehr bemüht waren, die Schönheit im unscheinbaren Winkel zu suchen, dessen poetische Reize er mit einfühlsamer Poesie für jedermann zu entdecken verstand. Das zielte nicht auf „Massenware“, son-



Bacchantin, Gemälde von Fritz von Uhde, 1876, Schloss Wolkenburg
aus: Gerd-Helge Vogel (Hrsg.): Fritz von Uhde 1848–1911. Berlin 2013, S. 114

dern auf die Kennerschaft eines einzelnen Betrachters, der Freude über die Schönheit im scheinbar Alltäglichen wie einem schattigen Ruheplätzchen findet, von dem aus sich eine herrliche Aussicht in die Landschaft ergibt. Dies ist ein Wesenszug, der der Kunst des Biedermeier zugehört.

Am Ende dieser Epoche, im Revolutionsjahr 1848, wurde Wolkenburg zur Geburtsstätte eines der bedeutendsten Maler des deutschen Realismus und Impressionismus. Hier erblickte Fritz von Uhde (1848–1911) in einem der Wirtschaftsgebäude des Nordflügels vom Schloss als Kind des Gerichtsdirektors und Advokaten Bernhard Uhde und dessen Ehefrau Clara, geb. Nollein, das Licht der Welt. Obwohl er nur wenige Jahre seiner Kindheit auf Wolkenburg verbrachte, hielt er bis zum Ende seines Lebens engen Kontakt zur Heimatgemeinde. Zwar ließ sich aufgrund gesundheitlicher Probleme sein Wunsch nicht realisieren, für die Wolkenburger Kirche „einen Schmuck zu schaffen“, doch äußerte sich dennoch die tiefe Verbundenheit der Wolkenburger zum größten Sohn ihres Heimatortes in zahlreichen Ehrungen, die sie dem großen Meister noch lange nach dessen Tod angeeignet ließen, der später in München mit seinen in den Lebensalltag des späten 19. Jahrhunderts versetzten religiösen Szenen einen Gegenpol zur impressionistischen Landschaftsmalerei Max Liebermanns (1847–1935) bildete und der damit den Ruhm des kleinen Ortes in die Welt verbreiten half. So gelang es im Zuge der nach der politischen Wende einsetzenden Schlossrestaurierung und dessen damit verbundener Ausbau als Kulturzentrum der Stadt Limbach-Oberfrohna hier eine würdige Fritz-von-Uhde-Gedenkstätte einzurichten, die sogar die Präsentation von zwei markanten Originalwerken des Künstlers aus unterschiedlichen Schaffensepochen mit einschließt. Während Uhdes „Bacchantin“ aus dem Jahre 1876 der frühen Schaffenszeit des damals noch seinen künstlerischen Weg Suchenden zuzuordnen ist, erweist sich der „Winterabend“ als eine eindrucksvolle Variante des in die damalige Gegenwart versetzten religiösen Historienbilds aus der Reifezeit des Malers. In ihm interpretiert er das biblische Geschehen aus der Perspektive eines sozialkritischen Vergleichs mit den Verhältnissen während seiner eigenen Lebensphase.

In der anschließenden Epoche der Gründerzeit kam es 1873 zu baulichen Änderungen im Schlossbezirk. Nun wurde das baufällig gewordene Geburtshaus Uhdes im Nordflügel abgebrochen und durch den Neubau des Gräflichen Witwenhauses ersetzt. Wenige Jahre später kam es auch zur Neugestaltung der Deckenmalerei im Festsaal, die den Oeserschen Deckenplafond gänzlich ersetzte. Vermutlich wurde für

diese Arbeiten der vom sächsischen Königshaus protegierte Maler Ermenegildo Antonio Donadini (1847–1936) in Anspruch genommen, der seit 1881 an der Akademie für Kunstgewerbe in Dresden die Professur für figürliche Malerei und die Leitung des Ateliers für Theaterdekorationen inne hatte. In dieser Eigenschaft wurde er mit der Schaffung von monumentalen Wand- und Deckengemälden in zahlreichen Schlössern und Kirchen betraut, von denen die meisten im Zweiten Weltkrieg zerstört wurden. Besonders seine Entwürfe für die Königliche Villa in Dresden-Strehlen zeigen solch große stilistische Übereinstimmungen mit den Deckendekorationen in Wolkenburg, dass für deren Erstellung beinahe nur Donadini als Schöpfer in Frage kommt, ohne dass bislang dafür der aktenkundige Nachweis erbracht werden konnte. Die von Stuckaturen umgebenen Kartuschen mit gemalten Allegorien der vier Jahreszeiten in Gestalt niedlicher Kinder greifen zwar das Thema der aus dem von Christian Unger ausgeführten Raumprogramm der Oeserschen Entwürfe wieder auf, doch folgen sie nunmehr dem Geschmack des Historismus der späten Gründerjahre, dessen dekorative Bestrebungen statt dem Stilgefühl der empfindsamen Klassizität nun einer beinahe süßlichen Mischung aus renaissancehafter Überhöhung und naturalistischer Direktheit folgt.

Der Park

Der älteste Gartenplan für Wolkenburg liegt uns von Hans August Nieborg aus dem Jahre 1694 vor, der vom Kammerherrn Hans Haubold von Einsiedel (1654–1700), dem späteren Marschall des Kurprinzen (1798) und Oberhofmeister der Kurfürstin Anna Sophie (1695), engagiert worden war, um seine Grundherrschaft Wolkenburg, die gleichzeitig mit dem Erwerb der Standesherrschaft Seidenberg in der Oberlausitz beträchtlich erweitert worden war, ein standesgemäßes, repräsentatives Aussehen zu geben. Nachdem sich Sachsen schon unter Kurfürst Johann Georg II. (1613–1680) allmählich von den verheerenden Folgen des Dreißigjährigen Krieges erholt hatte, setzte mit der Herrschaft des sächsischen Kurfürsten August des Starken (1670–1733) ein wahrer Bauboom im Lande ein, der nicht allein den Herrscher erfasste, sondern auch dessen Höflinge, sofern sie dazu die Mittel besaßen, seinem Beispiel gesteigerter Repräsentation zu folgen.

Zwar waren die Nachrichten über die Bauten und Gärten des Sonnenkönigs Ludwig XIV. (1638–1715) um diese Zeit längst bis nach Sachsen vorgedrungen, doch bildeten noch immer die kaiserlichen Gärten von Prag sowie der berühmte Heidelberger „Hortus Palatinus“, den Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz (1596–



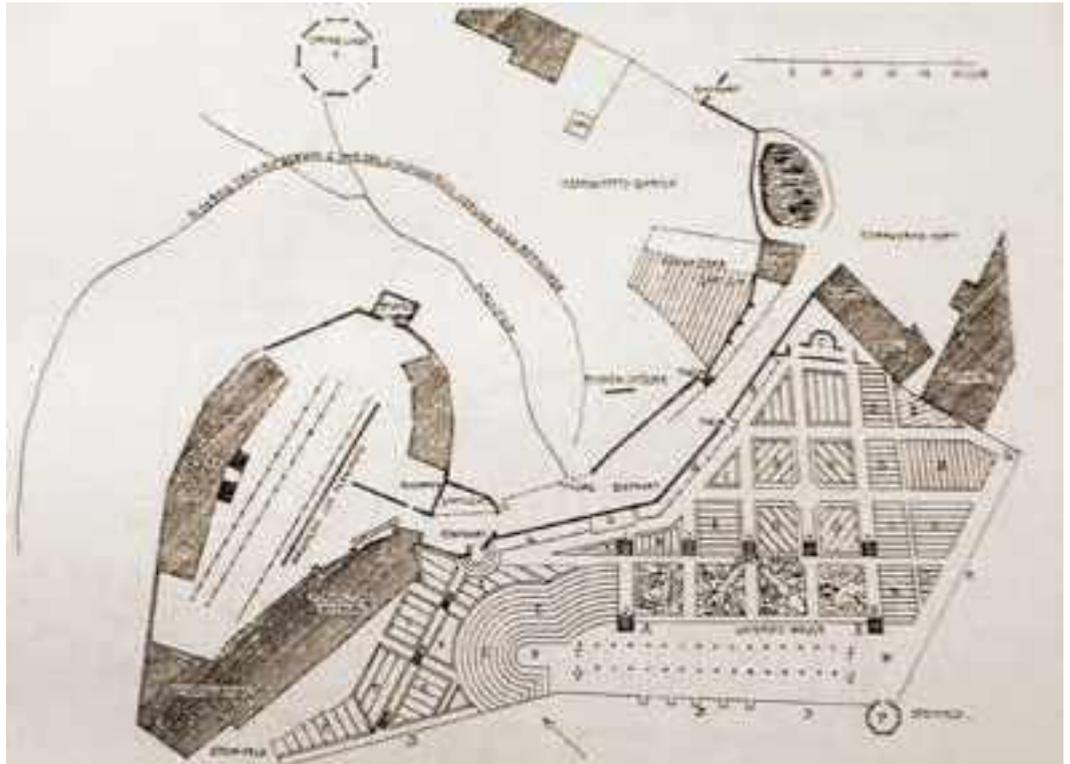
1632) seit 1616 vom französischen Physiker, Ingenieur und Gartenarchitekten Salomon de Caus (1576–1626) hatte errichten lassen, für den Typus des Terrassengartens, wie er in Wolkenburg angelegt werden sollte, eine große Vorbildwirkung. Denn hier galt es, auf dem steilen Abhang des Burgberggeländes mächtige Substruktionen zu errichten, die die Anlage von Terrassen erlaubten, um dem damaligen architektonischen Gartenideal streng symmetrischer Gestaltung, die Winkelmaß und Lineal folgte, Ausdruck verleihen zu können. Betrachten wir Nieborgs Plan näher, der zur Zeit seiner Erstellung allerdings erst in wenigen Teilen umgesetzt worden war, so erkennen wir mit dem Streben nach Terrassierung des Geländes zur Gewinnung ebener Gartenflächen auch die An-

Winterabend, Gemälde von Fritz von Uhde, um 1890/91, Schloss Wolkenburg aus: Gerd-Helge Vogel (Hrsg.): Fritz von Uhde 1848–1911. Berlin 2013, S. 113 oben

Schloss Wolkenburg, Festsaal mit der Deckendekoration vermutlich von Ermenegildo Antonio Donadini, um 1930 © SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



Gartenplan des Wolkenburger Schlossparks nach der Vorlage von Hans August Nieborg, 1694 aus: Koch 1910, S. 26



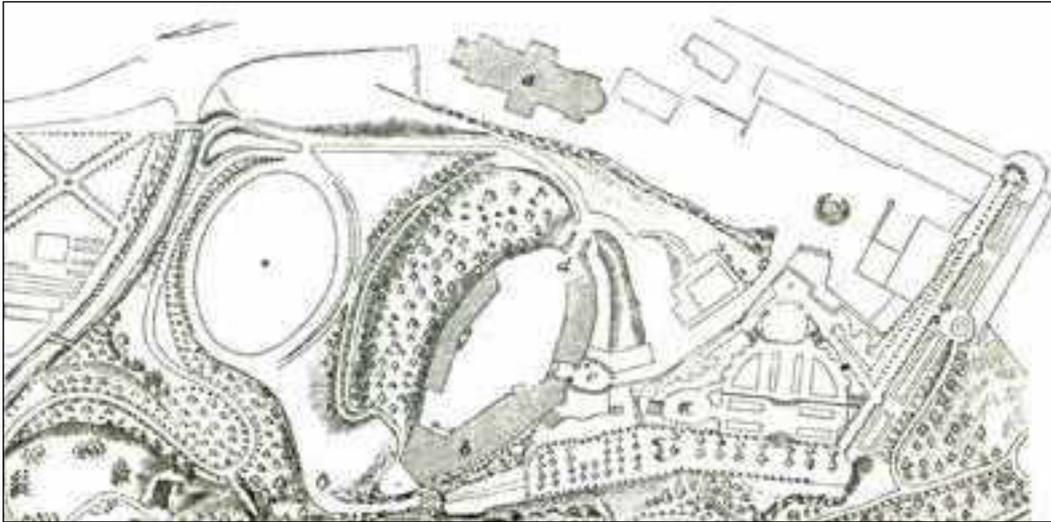
lage eines barocken Broderieparterres zwischen unterer und oberer Mauer, die mit ihrer Ornamentik aus beschnittenen Buchsbaumhecken den neuesten Trends der französischen Gartenkunst folgt, während die Baumallee zum Lustwandeln aus Eschen und Linden, die Integration von Rabatten mit Mistbeeten und Küchenbeeten neben den quadratisch geformten „Luststücken“ durchaus noch Züge des Renaissancegartens aufweist.

Zwei Generationen später ließ dann Detlev Carl Graf von Einsiedel, Enkel des Hans Haubold, den Terrassengarten der Renaissance in einen englischen Park der Empfindsamkeit umformen. Ein Plan von 1799 zeigt uns die Anlage, wie sie vermutlich durch den Architekten Johann August Giesel (1751–1822) erstellt worden ist. Zweifellos ist der Ausbau und die Umgestaltung des Wolkenburger Schlossparks als ein wichtiger Reflex auf die ökonomischen Intentionen des Bauherrn zu verstehen, der durch Schaffung eines Musterguts im Typ der englischen „ornamented farm“ hier auf seinem Rittergut neueste wissenschaftliche Erkenntnisse des Landbaus und auch der Industrialisierung praktisch zu erproben suchte, war er doch der Überzeugung, „daß das durch den siebenjährigen Krieg hart mitgenommene, tief verschuldete Sachsen, am ehesten nur durch die regste Industrie in allen Zweigen der Landwirthschaft, der Gewerbe und Fabriken, des Handels, von den geschlagenen Wunden geheilt werden könnte.“ Durch seine Mitgliedschaft und Federführung in der 1764 in Leipzig gegründeten Ökonomischen Sozietät war er bestrebt gewese-

sen, neuen physiokratischen Methoden in der Wirtschaftsführung zum Durchbruch zu verhelfen, indem er diese auf seinen Ländereien als Vorbild für das ganze Land praktizieren ließ.

Die Idee zur Schaffung eines kleinen Gartenreichs, in dem das Schöne mit dem Nützlichen verbunden werden sollte, war Bestandteil dieser Vorstellung, die deshalb neben dem Schlosspark auch die Gestaltung von öffentlich zugänglichen Gartenanlagen an der Spinnmühle und am Schloss zu Kaufungen mit einschloss. Erste Überlegungen und Vorarbeiten zur Umgestaltungen des Wolkenburger Schlossparks in einen englischen Garten dürften schon um 1771/72 eingesetzt haben, als Sachsen von Missernten heimgesucht wurde, die zur großen Hungersnot führten. Um das Elend bedürftiger Arbeitsloser zu mildern, scheint Detlev Carl von Einsiedel in einer ersten Ausbaustufe die Grundlagen für die Parkerweiterungen gelegt zu haben, die wohl in erster Linie die Anlage der schlängelnden Wege, die Planierung des Bowlinggreens und die Gewährleistung des öffentlichen Zugangs für Jedermann betraf.

Zu dieser frühen Ausbaustufe gehörte auch die Einbeziehung empfindsamer Monumente, die dem „Andenken einer Person oder einer Begebenheit für die Nachkommenschaft zu erhalten“ gewidmet sind, um sie im Sinne moralisierender Volkserziehung zu nutzen, denn „ein Denkmal, dem weisen und edlen Mann errichtet, ist nicht blos ein Triumph, den man der Tugend verstatet; es ist zugleich eine öffentliche Aufforderung zu einer ähnlichen Tugend, nicht



Gartenplan des Wolkenburger
Schlossparks, 1799
aus: Koch 1910, S. 329

blos an die Zeitgenossen, sondern auch an die Nachkommenschaft gerichtet. [...] Man kann hier die Monumente Philosophen, Dichtern, Künstlern, nützlichen Bürgern oder Freunden, lebenden sowohl als verstorbenen, widmen“. Zu den vornehmsten Männer, denen der große Gartentheoretiker Christian Cay Lorenz Hirschfeld (1742–1792) ein solches Monument zu widmen als würdig erachtete, zählte der große Moralist der deutschen Aufklärung, der seinerzeit so volkstümlich gewordene Fabeldichter Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769), der „zuerst der deutschen Poesie Leichtigkeit, Feinheit, Gefälligkeit, verbunden mit Einfachheit und Unschuld, das, was man Grazie nennt“, gab. Adam Friedrich Oeser hatte als erster Gellert im Auftrag des Leipziger Verlegers Johann Wendler (1713–1799) in dessen Garten ein derartiges Denkmal errichtet. Er gab damit das Vorbild ab für viele ähnliche Monumente, die diesem bedeutenden Dichter in nachfolgender Zeit gewidmet wurden. Noch vor 1785 kam es auch im Wolkenburger Park zur Aufstellung eines Gellert-Denkmal, von dem das Familienporträt der „Sidonie Albertine Gräfin von Einsiedel mit fünf ihrer Kinder im Schlosspark Wolkenburg an der Büste Gellerts vorüberschreitend“ Zeugnis ablegt. Abgesehen von dieser Darstellung konnte leider über dessen Verbleib, genaues Aussehen und ursprünglichen Standort bislang nichts in Erfahrung gebracht werden.

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass die neue Planung von 1799 den alten terrassierten Garten nur behutsam umformte, bei dem der französische Charakter einer symmetrischen Beetanlage sowie die Baumalleen zum Lustwandeln als historische Reminiszenz unter der Maßgabe im östlichen Parkteil erhalten blieben, dass lediglich die Formen der Beete modernisiert und die Bereiche des Küchengartens von dem des Lustgartens deutlicher getrennt wurden. Gleichwohl wurde nach diesem Plan das ge-

samte Schlossareal samt neuer Kirche und Wirtschaftshöfe zu einem durchgestalteten Komplex vereinigt, der als „Welt im Kleinen“ die wichtigsten Elemente des Ritterguts – das Schloss als Verwaltungs- und Wohnsitz, die Gärtnerei, Ställe und Wirtschaftshöfe als ökonomische Basis des Gutes, die Kirche als geistiges Zentrum und die beiden Parks als Lust- und Vergnügungsorte zum Feiern und zur Erbauung der Seele – ästhetisch und funktional miteinander vereinte, wobei mit den historischen Bauteilen des von der Burg zum Schloss gewandelten Baukomplexes zusammen mit dem Terrassengarten die lange Historizität der Anlage und ihrer Besitzer veranschaulicht werden sollte. Denn nicht ohne Stolz feierte sich damit das Geschlecht der Einsiedels – ungeachtet ihrer in all ihrem Wirken zum Ausdruck gebrachten liberalen Gesinnung – gerade in dieser von Detlev Carl entwickelten Anlage als Grundherren, die verantwortungsbewusst auch Sorge für die ihnen Untergebenen zu deren geistigem, seelischen und körperlichen Heil trugen.

Das stellte schon Pastor Friedrich Wilhelm Carl Kranichfeld 33 Jahre nach dem Tode des Gartenschöpfers fest, als er den Wolkenburger Park beschrieb und dabei die Verdienste Einsiedels um das Vaterland hervorhob: „Treten wir [...] in den Park, der das Schloß umgiebt, so sagen die lieblichen Schattengänge mit ihren Ansichten und Aussichten nicht nur von Kunstsinnigkeit, welche dieses Alles schuf, sondern auch von jenem Wohlwollen, welches sich freut, wenn andere erfreut werden, und darum auch Andern den Genuß der reizenden Natur darbietet“. Die landschaftsgärtnerische Ausformung der „P a r k a n l a g e n, die das Schloß rings umgeben, und nirgends eingeschlossen sind, mit Ausnahme des in der Tiefe gegen Süden befindliche T h i e r g a r t e n s, wo sonst immer weiße Hirsche gehalten wurden“ beschrieb auch August Schumann ausführlich: „Der Park ist nicht

Schlosspark Wolkenburg, Büste der Sidonie Albertine Gräfin von Einsiedel von Joseph Mattersberger, 1789/1791
© SLUB Dresden, Deutsche Fotothek



groß; aber seine Lage in so verschiedener Höhe und zum Theil auf Terrassen machte v i e l e P a r t i e n möglich. Zu diesen gehören die Hauptallee, die G r o t t e mit Büsten einiger Dichter, Philosophen u. s. w., eine E i n s i e d e l e i, mehrere künstliche F e l s e n p a r t i e n, die man jedoch hier, wo die Natur schönere Felsen gab, hinwegwünscht; am interessantesten ist das Bowling-green mit der Copie des B e l v e d e r s c h e n A p o l l s, auf dem Lauchhammer aus Eisen gegossen, welche man für das höchste aller bisher gelieferten eisernen Guß-Kunstwerke hält. Die A u s s i c h t e n nach verschiedenen Seiten ins Thal hinab, besonders aber nach Penig hin, sind sehr reizend. Oestlich vom Schlosse ist ein freier Platz für die Fremden eingerichtet, die sich hier erlustigen wollen, und die sich oft in ziemlicher Menge aus Penig, Chemnitz, Waldenburg, Altenburg u.s. w. zu Concerten und sonst, einfinden. Einige darunter lockt freilich mehr das B i e r, als die Schönheit des Ortes; denn die Brauerei legte der Minister nicht nur auf engl. A l e, sondern selbst auf sog. 4 f a c h e s B i e r an, welches stark berauscht. Auch baute er einen Theil der Oekonomiegebäude neu und schuf die Wirthschaft mit vielen Kosten in eine wahre M u s t e r w i r t s c h a f t um; noch jetzt zeigt sich dieß unter andern in schweizerischem und friesischem Rindvieh, davon die Zugochsen wahre Riesen sind.“

Nachdem es durch Joseph Mattersberger und Thaddäus Ignatius Wiskottschill zur Entwicklung des Wachsausschmelzverfahrens im monumentalen Eisenkunstguss gekommen war, wurde seit 1784 der Weg frei für eine großzügige Bestückung der Parkanlage mit entspre-

chenden Skulpturen nach antiken und zeitgenössischen Modellen. Zugleich ermöglichte die sukzessive Ausstattung des Parks mit diesen im Eisenkunstgussverfahren im Einsiedel'schen Lauchhammerwerk produzierten Erzeugnissen es dem Bauherrn, auf diese elegante Weise den Nachweis sowohl für die hohe künstlerische Leistungsfähigkeit für seine Produktionsstätte zu erbringen, als auch den Park als Experimentierfeld für die Wirkung der Produkte der Kunstindustrie an einem für sie bestimmten Ort zu erproben. Leider ist der Zugang der einzelnen Plastiken im Park historisch nicht dokumentiert, weshalb mit den Bildwerken antiker Gottheiten und den Büsten von Familienangehörigen nur indirekt auf das ursprüngliche ikonographisch-ikonologische Programm geschlossen werden kann, das mit der skulpturalen Ausstattung des Parks verfolgt wurde. Fest steht jedoch, dass die im Festsaal des Schlosse aufgegriffene Thematik – die Sehnsucht nach Rückkehr des „Goldenen Zeitalters“ als gesellschaftlichem Wunschbild – in den Grundsätzen der Programmatik des aufgeklärten Selbstverständnisses des Schlossherrn hier im Außenraum weitergeführt wird, selbst wenn sie aufgrund des Fehlens einzelner Elemente nicht in ganzer Konsequenz zum Ausdruck kommt. Der Anspruch zur moralischen und ästhetischen Bildung und Erziehung des Parkbesuchers wird dessen ungeachtet für Jedermann in seiner gesellschaftsutopischen Dimension sichtbar.

Epilog

Seit der Eingemeindung Wolkenburgs in die Große Kreisstadt Limbach-Oberfrohna am 1. Januar 2000 hat das über Jahrzehnte total vernachlässigte und beinahe gänzlich verfallene Ensemble des Wolkenburger Denkmalensembles eine Chance zur Rückgewinnung seiner ursprünglichen Bausubstanz und damit seiner Wiederlesbarkeit des anspruchsvollen ikonographischen Programms erhalten, in dem sich auf besondere Weise die Ideale des aufgeklärten Absolutismus seines Bauherrn in künstlerischer Form ausgedrückt finden. Seine humanistische Botschaft, die sich mit der Hoffnung auf Weltverbesserung durch die veredelnde Wirkung der zu einem Gesamtkunstwerk zusammengeführten Künste verbindet, hat bis heute nichts an Aktualität verloren. Es ist ein großes Verdienst der vielen Bürger dieser Stadt, dieses Kleinod deutscher Kunst- und Kulturgeschichte vor dem gänzlichen Verfall gerettet zu haben. In vielen unermüdlichen Aktionen und unter Einsatz umfangreicher Finanzmittel konnte in den letzten 16 Jahren schon Unglaubliches um die Wiedergewinnung der Wolkenburger Denkmale erreicht werden.

Eine ausführliche, mit Anmerkungen und Literaturverweisen versehene Fassung dieses Aufsatzes soll als gesonderte Publikation veröffentlicht werden.

Autor

PD Dr. Gerd-Helge Vogel
Berlin



Bräunsdorf

Hartmut Reinsberg

Die älteste urkundliche Erwähnung von Bräunsdorf stammt aus dem Jahre 1290. Erste Ansiedler kamen hauptsächlich aus rheinfränkischen Gebieten, worauf auch die Form des Waldhufendorfes zurückzuführen ist. Typisch dafür sind der Dorfbach, die schönen Bauerngüter mit Fachwerk, die Häusleranwesen, die Felder sowie die Wälder im Außenbereich des Ortes. Im Dreißigjährigen Krieg wurde der Ort fast völlig zerstört, dann aber im ursprünglichen Stil wieder aufgebaut. Neben der Landwirtschaft diente der Flachsanzbau, die Leinenweberei und -bleicherei sowie die Blaudruckerei zu Erwerbszwecken.

Im Mittelalter nannte man dem Ort wegen der vielen Bleichwiesen auch ein Bleichendorf. Aus dieser Zeit stammt noch ein zum Teil erhalten gebliebenes Grabensystem, welches links und rechts vom Dorfbach angelegt wurde. Im unteren Ortsbereich waren mehrere Mühlen angesiedelt. Ein ursprünglich herrschaftliches Forsthaus wurde 1659 erstmals als Papiermühle erwähnt. Des Weiteren gab es drei Getreidemühlen, wovon eine noch heute funktionstüch-

tig ist. Klassische alte Gewerke und Handwerksberufe waren schon frühzeitig in Bräunsdorf anzutreffen. Dazu gehörten u. a. Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Schuster, Schneider, Bäcker, Fleischer, Händler oder Gastwirte. Später kamen kleine Fabriken der Textilindustrie hinzu. Die Bräunsdorfer Strumpffabrik wurde 1923 gegründet und war seit dieser Zeit der größte Arbeitgeber in unserem Ort. Die BRADO Bräunsdorfer Strumpffabrik GmbH ist einer der wenigen Textilbetriebe, welche nach der Wende erfolgreich weiter produziert haben.

Neben dem Handwerk und Gewerke darf in Bräunsdorf die Landwirtschaft nicht fehlen. Seit der Gründung unseres Ortes bildete die Landwirtschaft und das damit verbundene ländliche Handwerk vom Stellmacher, Tischler und Schmiede usw. eine führende Rolle. Bis heute hat die Landwirtschaft diesen festen Stellenwert im Dorf. Zu DDR-Zeiten wirkten dann die LPG Tierproduktion Limbach-Oberfrohn und die LPG Pflanzenproduktion Hartmannsdorf im Ort. Die Limbacher LPG errichtete im Jahre 1981 eine Milchviehanlage mit einer Ka-

Dorfkern Bräunsdorf, Blick über den Großen Teich zur Kirche



Besonders das Niederdorf von Bräunsdorf besticht durch liebevoll sanierte Fachwerkhäuser.

pazität von ca. 600 Milchkühen am Malzteich. Diese Anlage besteht noch und wird heute von dem Wirtschaftshof „Sachsenland“ aus Röhrsdorf betrieben. Nach der Wende haben acht Familien in ihren gut erhaltenen Bauernhöfen Haupterwerbsbetriebe und zwölf Familien Nebenerwerbsbetriebe wieder eingerichtet. Positiv war in Bräunsdorf, dass in der Regel die bäuerlichen Familien noch intakt waren und neben den erfahrenen Altbauern auch die jungen Leute bereit waren, die elterlichen Unternehmen wieder zu übernehmen und zu modernisieren.

Für die Einwohner und Gäste unseres Dorfes sind das Flächendenkmal im unteren Ortsbereich sowie mehrere einzelne denkmalgeschützte Gebäude von Interesse, da hier eine mittelalterliche Siedlungsstruktur erhalten geblieben ist und die vorhandenen Freiflächen nicht verbaut wurden, sondern zum Teil noch ältere Streuobstwiesen erhalten blieben. Das älteste noch gut erhaltene Gebäude befindet sich in einem Bauerngehöft in der Oberen Dorfstraße 70, wo im gut erhaltenen Fachwerk mit Andreaskreuzen die Jahreszahl 1670 eingetragen ist. Ein weiteres Bauerngehöft am Hopfenweg 1 hatte schon 1999 sein 300-jähriges Bestehen.

Aber dieser besondere historische Wert von Bräunsdorf wurde vom Anfang an nicht von allen Einwohnern geteilt. Erst allmählich setzt sich die Erkenntnis durch, dass diese unverbaute Siedlungsform auch für unsere Besucher aus Nah und Fern eine Attraktion darstellt und damit für den Landtourismus und unseren drei Pensionen durchaus von Bedeutung sind. Zum prägenden Ortsbild gehört der Große Teich in der Ortsmitte, der im Winter zum Eislaufen und im Herbst zum Abfischfest einlädt. Die dazugehörige Teichmühle, wie auch die Mittelmühle und die Niedermühle werden jetzt als Pensionen genutzt. In der historischen Gaststätte „Teichmühle“ ist die Mühle zum technischen Denkmal mit Gastrono-

mie ausgebaut worden und erfreut sich großer Beliebtheit bei den Gästen. Die seit über 100 Jahren im Ort bestehende Dorfschmiede wird derzeit von der weit und breit einzigen Schmiedemeisterin, betrieben. Hier wird noch der klassische Hufbeschlag durchgeführt.

Nicht alltäglich in einem Ort der Größenordnung von Bräunsdorf mit einer Gesamtfläche von ca. 750 ha und mit ca. 1.100 Einwohner sind sicher auch die Bäckerei, Fleischerei sowie ein kleiner „Tante-Emma-Laden“, einer Raiffeisen-Bank sowie weitere Dienstleistungseinrichtungen. Die am Ortseingang gelegene Turnhalle wird für den Schulsport genauso rege genutzt, wie von mehreren Mannschaften der Sektion Badminton, die schon seit geraumer Zeit beachtliche Erfolge auf Kreis- und Bezirksebene verbuchen können. Zu einer weiteren Tradition im Umfeld der Turnhalle gehören die jährlich stattfindenden Feuerwehrwettkämpfe im Löschangriff. Früher fanden hier auch über die Pfingstfeiertage ab 1990 zehn Bikertreffen statt. Danach veranstaltete der Feuerwehrförderverein 15 Jahre über die Pfingstfeiertage die Internationale Sachsenmeisterschaft im Seifenkistenrennen. Seit 2013 werden nur noch Bobby-Car- und Carretti-Rennen für unsere Kinder durchgeführt. Aber auch der Heimatverein gestaltet ein reges kulturelles Leben im Ort und führt neben Wanderungen auch Tanzveranstaltungen sowie Ernte-, Bauern-, Hof- und Kirmesfeste durch. Der älteste Verein Bräunsdorfs ist der Geflügelzuchtverein, der Rassegeflügelschauen durchführt und dabei seine züchterischen Leistungen vermittelt. In einer Gymnastikgruppe sowie einem Kreativzirkel verbringen Frauen aller Altersgruppen einen Teil ihrer Freizeit. Kulturelle Höhepunkt im Ort waren 1990 die 700-Jahrfeier und 2015 die 725-Jahrfeier.

Die sanfte Landschaft rund um Bräunsdorf mit ihren Hügeln, Wäldern und Bachtälern lädt Wanderer und Radfahrer, die Ruhe und Erholung suchen, ein. Da hier keine Gewerbeansiedlungen vorgesehen sind, aber die Landwirtschaft und der Tourismus weiter entwickelt werden sollen, wird Bräunsdorf auch in Zukunft seinen ländlichen Charakter erhalten und sicher noch manchem Besucher angenehme Stunden und Tage bereiten. Neue Ideen wurden schon verwirklicht, so lädt z.B. die Pension Niedermühle seit 2002 in das ausgebaute „Heuhotel“ ein. Zu empfehlen ist auch der Besuch des Kirchberges, wo die Romanische Kirche „Zum Guten Hirten“ und der Friedhof mit seinen Blick auf den „Hohen Busch“ und der „Bräunsdorfer Schweiz“ einladen. Mehrere gekennzeichnete Wanderwege durchziehen unseren Ort und binden auch an die Wege der Nachbarorte an. Ein Bergbaulehrpfad beginnend am unteren Ortsrand des Dorfes, im Leitengrund, der als „Bräunsdorfer Schweiz“ und „Malerwinkel“

bekannt ist. Auf diesen Pfad kann man direkt zum historischen Silberbergbaurevier von Wolkenburg wandern. Im Leitengrund von Bräunsdorf befanden sich z.B. zu jener Zeit die für den Bergbau unentbehrlichen Bergschmieden, welche den Bergleuten die Schlägel und andere Gerätschaften herstellten und erneuerten. Überhaupt bildete der Gesteinsabbau in Bräunsdorf in den früheren Jahren auch eine Einnahmequelle. Bis in die 1920er Jahre wurde in Schmidts Steinbruch gewerblich Gestein gebrochen. Hinter fast jedem Bauerhof befand sich einst eine kleinere Grube, wo die Bauern ihren Eigenbedarf an Bausteinen abdeckten. Bräunsdorf liegt in Mitten des Sächsischen Granulitgebirges und ist für Geologen und Mineralogen äußerst interessant, da verschiedene Edelsteine und Mineralien im Ort gefunden wurden und sicher auch noch liegen. Nach der Wende kamen auch einige größere Bauunternehmungen auf die Idee, diese vorhandenen Rohstoffe gewerblich zu nutzen. Allerdings verhinderte eine Bürgerinitiative den gewerblichen Gesteinsabbau im großen Stil.

Nach der Wende gelang es dem damaligen Gemeinderat, dass Bräunsdorf in das Sächsische Dorfentwicklungsprogramm aufgenommen wurde. Nach der Erstellung einer Konzeption für die Dorferneuerung mit einem Dorfplaner und einem örtlichen Arbeitskreis konnten mehrere Vorhaben der Dorfgestaltung erfolgreich umgesetzt werden.

Nach dem sich Bräunsdorf in über 725 Jahre allmählich zu dem entwickelte, was es heute darstellt, haben die jeweiligen Epochen auch ihre Spuren hinterlassen. Vom 19. zum 20. Jahrhundert entwickelte sich in Bräunsdorf auch eine Kleinindustrie und so mancher Einwohner fand hier einen Arbeitsplatz. Obwohl die Landwirtschaft damals mit dem Koch'schen Rittergut an der Spitze immer noch dem Ort prägte, strahlte auch die industrielle Entwicklung hauptsächlich von Limbach-Oberfrohna nach Bräunsdorf aus. Damals versuchten die linken Kräfte in Gemeinderat die Mehrheit zu erlangen, um bereits damals schon an das sogenannte „Rote Limbach“ angeschlossen zu werden, was allerdings die besonnenen Bürger von Bräunsdorf verhinderten, indem sie die christlichen und bürgerlichen Kräfte mit einer knappen, aber ausreichenden Mehrheit ausstatteten. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten war es auch in Bräunsdorf aus mit der bürgerlichen Demokratie und die Nacht der Diktatur brach herein.

In Bräunsdorf etablierte sich im Herbst 1989 ein „Runder Tisch“ und nach den 1990 stattgefundenen Wahlen gab es nach über 56 Jahren in Bräunsdorf wieder einen demokratisch gewählten Gemeinderat. Bis 1994 erledigte die Gemeindeverwaltung ihre Geschäfte allein, doch



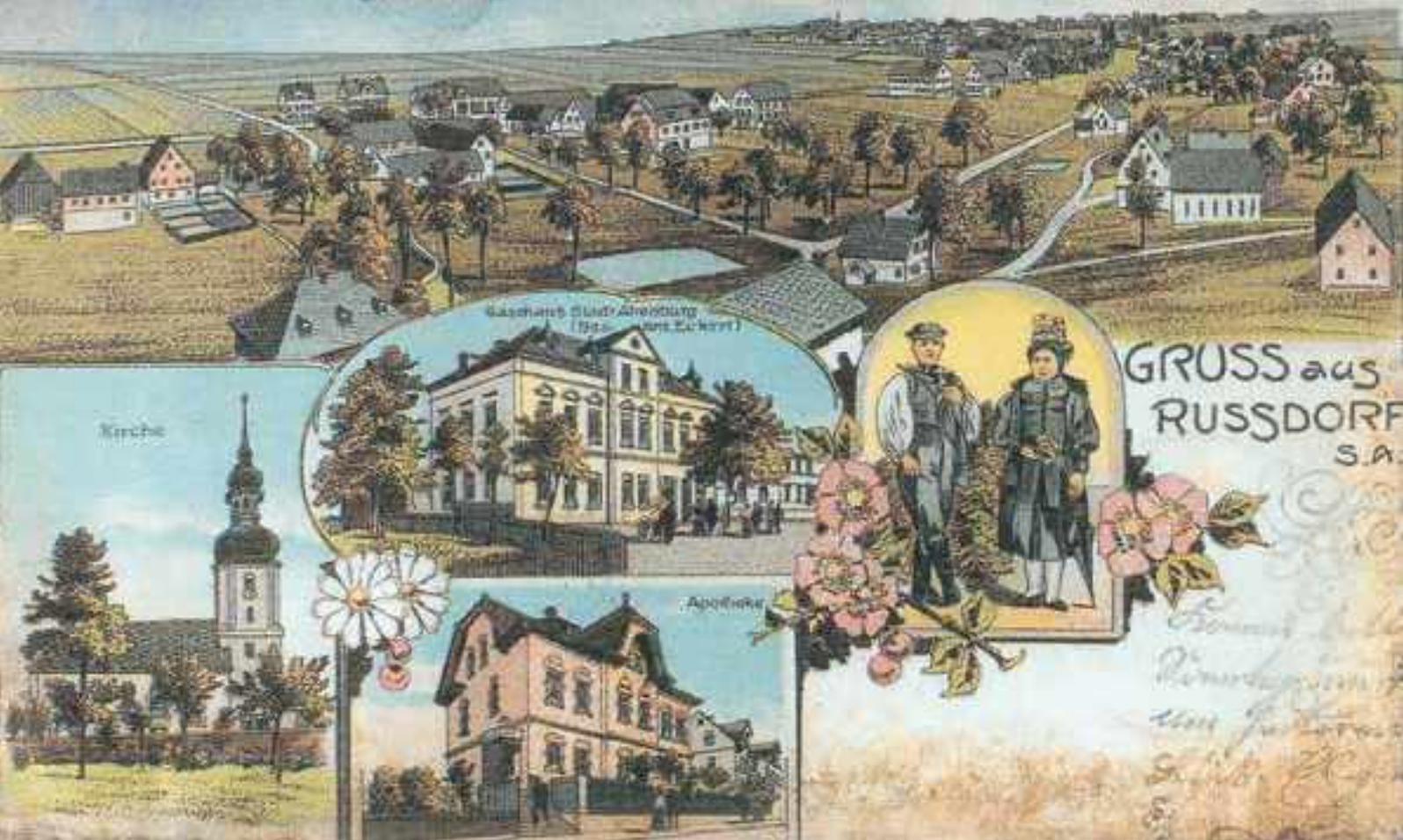
war schon damals ersichtlich, dass die kleine Verwaltung den gestiegenen Anforderungen kaum noch gewachsen war. So schloss Bräunsdorf mit Limbach-Oberfrohna und Kändler eine Verwaltungsgemeinschaft. 1998 beschloss die Gemeinde Bräunsdorf, nach umfassenden Debatten im Ort, den freiwilligen Zusammenschluss mit der Stadt Limbach-Oberfrohna. Der Ortschaftsrat leistet seitdem eine konstruktive Arbeit zum Wohle von Bräunsdorf. Nicht zu vergessen ist auch die seit 1990 bestehende Partnerschaft mit der Gemeinde Leinach aus Bayern. Hier gab es stets ein vertrauensvolles Zusammenwirken zwischen den Verwaltungen und Vereinen.

In Bräunsdorf lebten einige bekannte Mitbürger. Der Schriftsteller Karl May (1842–1912) beging in der damaligen Bräunsdorfer Erbschenke eine seiner größten Straftaten, indem er, damals ein arbeitsloser Fabriksschullehrer, in der Nacht vom 3. zum 4. Juni 1869 ein Pferd entwendete. Ein weiterer berühmter Mitbürger war der ab 1837 in Bräunsdorf wirkende Ortspfarrer Carl Ferdinand Wilhelm Walther (1811–1887). Pfarrer Walther gehörte nach der Auswanderung von über 800 Christen der Lutherischen Erweckung aus unserer Region zu dem Mitbegründer der Missouri-Synode, einer Vereinigung evangelischer-lutherischer Kirchgemeinden in den USA. Er war deren Präsident in den Jahren 1847 bis 1850 und von 1864 bis 1887. Durch sein Wirken in der Missouri-Synode wurde Walther zum bedeutendsten lutherischen Theologen der USA im 19. Jahrhundert. Ein weiterer bekannter Bürger war Heiner Müller (1929–1995), einer der bedeutendsten deutschen Dramatiker, welcher langjährig am Berliner Ensemble wirkte. Geboren unter dem Namen Reimund Heiner Müller, verbrachte er seine Grundschulzeit in Bräunsdorf, wo sich noch das Wohnhaus seiner Tante erhalten hat, in dem er damals gewohnt hat.

Viele Jahre war Bräunsdorf zu Pfingsten das Mekka aller Seifenkistenfans. Heute gibt es alljährlich ein Bobbycar- und Caretti-Rennen für Kinder und Jugendliche.

Autor

Hartmut Reinsberg
Limbach-Oberfrohna



Rußdorf, ehemals eine Exklave Sachsen-Altenburgs

Peter Barth

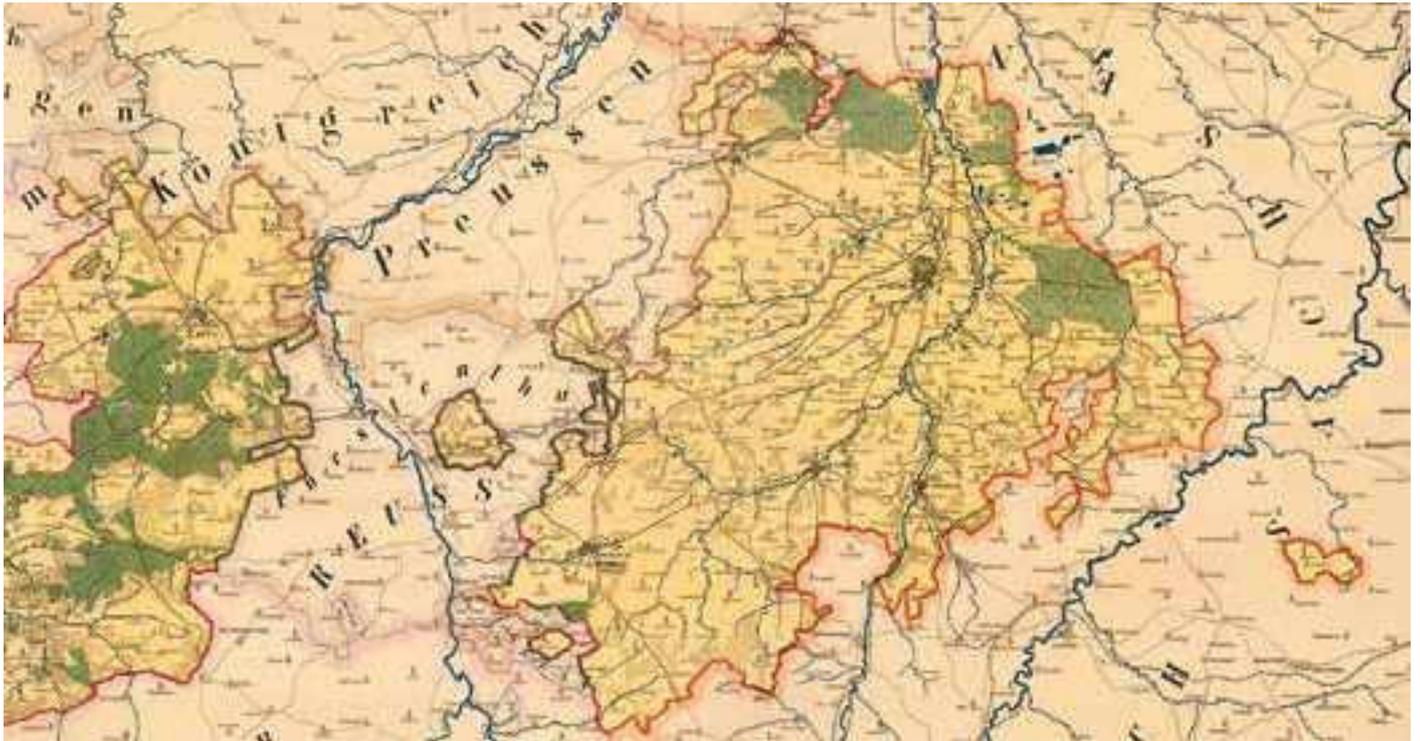
Gruß aus Rußdorf,
Postkarte, um 1900

Die älteste Geschichte des Ortes liegt im Dunkeln. Es kann davon ausgegangen werden, dass Rußdorf im Zuge der Besiedlung unserer Heimat durch rheinfränkische Siedler im 12. Jahrhundert seinen Anfang genommen hat. Die urkundliche Erwähnung im 15. Jahrhundert lautet auf Rüdiger-, Rudigestorf, Rudelsdorff, bezeichnet also eine deutsche Anlage eines Rüdiger.

Rußdorf kam durch ein Tauschgeschäft zu Sachsen-Altenburg. Hildebrand von Einsiedel vertauschte das Dorf an das Kollegiatstift St. Georg in Altenburg. Die Übergabe fand am 7. Juli 1457 in der St. Georgenkirche auf dem Schloss zu Altenburg im Beisein der Stiftsherren des Kollegiatkapitels St. Georg und ihres Propstes statt. Aus der Stiftszugehörigkeit ergab sich, dass Rußdorf, trotz seiner Entfernung zu Altenburg, bei der Landesteilung zwischen Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht am 26. August 1485 auf der ernestinischen Seite verblieb. Nach Auflösung des Kollegiatstifts infolge der Reformation kam das Dorf zum Amt Altenburg,

das von 1554 bis 1918 zum Herrschaftsgebiet der ernestinischen Wettiner in Thüringen gehörte. 1603 wurde das Herzogtum Sachsen-Altenburg gegründet, dem Rußdorf bis zum Ende der Monarchie angehörte.

Das Amt Altenburg übte seit der Reformation die Ober- und Erbgerichte über das Dorf aus und es hatte sich im „hiesigen Orte ein besonderer Gerichtsstuhl erhalten“. Dazu kam das erforderliche Amtspersonal alle drei Jahre nach Rußdorf und hielt im Gasthof im Beisein der Ortsgerichtsperson Rügegericht. Verhandelt wurden Angelegenheiten von minderer Bedeutung, Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit und Gemeindeangelegenheiten. Im Garten des Gasthofes befand sich auch das Gefängnis. Noch früher wurden auch alle „peinlichen“ Exekutionen im Dorf vollstreckt. Dabei hatten die Dorfbewohner die Kosten zu tragen und auch das Holz für die Säulen des Galgens zu liefern. Gerichtsschreiber bei den Verhandlungen war der jeweilige Schullehrer des Ortes. Regelmäßi-

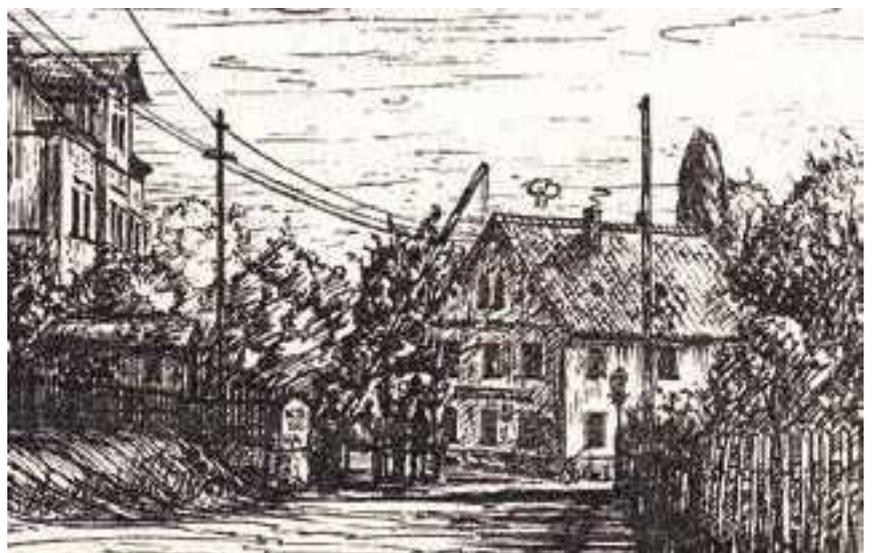


ge Gerichtstage wurden bis 1928 abgehalten. Um die Grenze zu Sachsen festzuschreiben, wurden 1864 um die Rußdorfer Flur 314 Grenzsteine auf einer Länge von ca. 13 Kilometer gesetzt. Heute sind nur noch ein Drittel der Steine vorhanden. Viele sind im Erdreich versunken, wurden umgepflügt bzw. entfernt. Die Steine, meist aus Granit oder Glimmerschiefer, sind auf der thüringischen Seite mit einem HA für Herzogtum Altenburg und auf der sächsischen Seite mit einem KS für Königreich Sachsen sowie einer fortlaufenden Nummer gekennzeichnet. Um das Leben der Rußdorfer durch die Grenzlage zu Sachsen nicht noch mehr zu beschweren und Kosten von den Einwohnern fernzuhalten, gab es eigene Einrichtungen. So erhielt Elisabeth Sebastian 1719 die Konzession zum Betreiben einer Wassermühle auf Rußdorfer Flur zur Grenze nach Pleiße. Die Mühle war mit einem herzoglich-altenburgischen Privileg versehen, damit die Rußdorfer Bauern ihr Getreide nicht „im Ausland“ mahlen lassen mussten und ihr Geld somit im Lande blieb. Der letzte Pächter kündigte 1875 und die Mühle wurde schließlich 1878 abgerissen. Einzige Zeugen sind heute noch die zwei Mühlteiche und die alte Linde. Die Zugehörigkeit zum Amte Altenburg führte aber auch zu erheblichen Behinderungen im Verkehr zwischen Rußdorf und den sächsischen Nachbarorten. Mitten im Dorf stand die Zollschranke, an der jeder Fremde eine Abgabe zu leisten hatte. In Stelzmans Gasthof war ein Fenster, durch das ein löffelartiger Gegenstand herausgehalten wurde und in den die Zollpfennige eingelegt werden mussten. Viele benachbarte Gemeinden verlangten die Aufhebung

dieser Maßnahme. Besonders heftige Streitigkeiten brachen zwischen Rußdorf und Meinsdorf aus, in deren Verlauf 1858 mehrmals der Schlagbaum gestohlen wurde. Aber nicht nur, dass Zoll erhoben wurde, auch andere kuriose Begebenheiten ergaben sich durch die Grenzlage. So verlief die Grenze zu Sachsen entlang der heutigen Waldenburger Straße. Sowohl auf altenburgischer als auch auf sächsischer Seite gab es Gasthäuser, die unterschiedliche Sperrstunden hatten. Wollte man sein Bier länger genießen, ging man einfach nach der Sperrstunde in Sachsen über die Straße nach Altenburg und konnte eine Stunde länger im Gasthaus sitzen. Der Besitzer des Gasthofes „Jägerhaus“ erhielt 1893 die Konzession zum Ausschank von Kaffee und Altenburger

Karte des Herzogtums Sachsen-Altenburg, 1894, Ausschnitt des Westteils. Die Exklave rechts ist Rußdorf.
© Thüringisches Staatsarchiv Altenburg, Karten- und Plansammlung, Nr. 3769-3771

Zollstation in Rußdorf





Ansicht der Wirkerei
Welker & Söhne, um 1900

Bier mit der Begründung, dass die Rußdorfer ihr Geld nicht in das benachbarte Gasthaus tragen sollten, das unmittelbar daneben auf sächsischer Seite stand.

Grenzstreitigkeiten gab es immer wieder. Ein großes Problem trat auf, als die Firma Wünschmann Anfang des 20. Jahrhunderts seine Färberei erweitern wollte, ohne die Grenze zu Limbach im Blick zu haben. Mit der Grenzübergangsbauung beschäftigte sich lange Zeit das Amtsgericht Altenburg. Man einigte sich schließlich auf einen Flächenaustausch.

1910 wurde dann die Zollschranke aufgehoben und der Verkehr war nunmehr ungehindert möglich. Heute erinnert auf dem Gelände des Autohauses Schmidt eine symbolische Schranke an den einstigen Standort.

Rußdorf war zunächst hauptsächlich von der Landwirtschaft geprägt. Durch zugezogene Handwerker entwickelte sich die Industrie immer weiter und die Bevölkerung wuchs in gleichem Maße rasch an. Gab es 1445 zunächst nur 10 Höfe, waren es 1535 bereits 23. Handwerker galten als freie Einwanderer. Leineweber mochte man in vielen Städten nicht und so siedelten sie sich vorwiegend auf dem Lande an. So auch Strumpfwirker und Leineweber in Rußdorf. Das ursprüngliche Bauerndorf entwickelte sich immer mehr zum Industriedorf. Mitte des 18. Jahrhunderts, hielten sich Landwirtschaft und Gewerbe fast die Waage. Um diese Zeit gab es rund 50 Bauernwirtschaften und ca. 30 kleinere, mittlere und größere Gewerbebetriebe. Die Einwohnerzahl wuchs von 706 (1791) auf 1.781 (1880) an. Der größere Teil der Einwohner nährte sich „besonders von der Fabrikation leinerner, wollener und baumwollener Waren. Am zahlreichsten sind die Strumpfwirker“.

Die Lage Rußdorfs brachte für Handwerker und alle Einwohner besondere Schwierigkeiten mit sich. So mussten die Strumpfwirker ihr Meisterrecht in Chemnitz erwerben und auch dorthin ihre Handwerksabgaben entrichten. Um dieser Erschwernis abzuweichen, suchten drei Meister, Johann Daniel Esche, Gottfried Kretschmar und Gottfried Müller 1745 bei Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha-Altenburg um Errichtung einer eigenen Innung in Rußdorf nach, die ihnen auch gewährt und deren Artikel am

2. März 1745 bestätigt wurden. Es war die erste Strumpfwirkerinnung im Altenburgischen und auch im Limbacher Land, denn die Limbacher Innung wurde erst 40 Jahre später gegründet. Die Rußdorfer Innung bat 1755 darum, auch „an Strumpfwirker im benachbarten Dorfe Limbach das Meisterrecht erteilen, insgleichen gegen die Pfuscher in den altenburgischen Gränz-dörfern ein Verbotungsrecht üben zu dürfen. Daß die Rußdorfer sowohl in Seide als Wolle schöne tüchtige Waren fabrizierten, also daß sie mit ersterer sogar viele solche Höfe z. B. Gotha, Dresden, Weimar versähen. Sie verfertigten damals außer Strümpfen, Handschuhen und Mützen, auch Beinkleider, sonstige Kleidungsstücke und viele feine Arbeiten und der starke Warenvertrieb brachte Nahrung in den Ort, weshalb sich auch die Zahl der Meister fortwährend mehrte.“

Mit Schiebböcken wurden die Waren zu den Märkten nach Glauchau, Zwickau und Altenburg transportiert und dort verkauft. Die Rußdorfer Strumpfwirkerinnung bestand bis 1901. Sie musste aufgelöst werden, da es in Rußdorf nur noch wenige Meister gab und sich ein großer Teil der Strumpf- und Handschuhproduktion nach Oberfrohna und Limbach verlagert hatte.

Im Umfeld der Strumpf- und Handschuhfabriken siedelten sich weitere Industrien an, z.B. eine Färberei oder Metallfabriken, die Zulieferer für die nötigen Maschinen waren. 1912 bestanden in Rußdorf bereits elf Handschuhfabriken, sechs Strumpffabriken, eine Färberei und Appreturanstalt, fünf Maschinenfabriken und eine Metallfabrik. Daneben siedelten sich viele Handwerker, Händler und kleinere Geschäfte an. Es waren Namen wie Kadelbach, Alban Curt Müller, Kohlsdorf, Engelmann, Püschmann oder Geißler, Preßler & Co., Niekamp, Sonntag oder Ihle, die noch manchem Rußdorfer in Erinnerung sind. Zu den bedeutendsten Strumpffabriken gehörte aber die 1848 gegründete Firma Welker & Söhne, die in den 1930er Jahren bis zu 500 Arbeiter beschäftigte.

Alle diese Firmen boten den Einwohnern über viele Jahre Lohn und Brot, zum Teil auch in Heimarbeit. Es gab immer ein Auf und Ab in der Konjunktur mit zeitweise hoher Arbeitslo-

sigkeit. Manche Firmen gingen schon vor dem Ersten Weltkrieg oder in den 1920er Jahren in Konkurs. Weitere Betriebe wurden in den 1970er Jahren verstaatlicht bzw. die Produktionsstätten von Rußdorf nach anderen Orten verlagert. Nach 1990 stellten auch die letzten Textilproduzenten in Rußdorf ihren Betrieb ein.

Mit Gaststätten war Rußdorf immer sehr gut versorgt. In den 1930er Jahren konnte man vom Ober- bis zum Unterdorf allein 15 Mal einkehren. Bereits 1582 wird ein „Gastwirt Sebastian“ erwähnt, der an der Hauptstraße ein Erbgut betrieb und zudem das Amt des Richters innehatte. 1855 wurde der „Gasthof Rußdorf“ gebaut. Auch die Gerichtstage fanden hier statt.. Mehrere Pächter betrieben ihn. Der Gasthof war Versammlungsort vieler ansässiger Vereine, es gab Tanz- und Ballmusik zu den verschiedensten Anlässen. Auch im Gasthof „Stadt Altenburg“ konnte und kann man heute noch gut einkehren.

Reges Leben brachten die vielen Vereine ins Dorf. 1913 gab es ca. 24 davon, u. a. zwei Turnvereine, Gesangsvereine, Militärvereine, auch eine Freiwillige Feuerwehr. Bis heute bereichern Vereine das Leben im Ort mit verschiedenen Aktivitäten.

Bereits sehr zeitig gab es im Ort eine Schule. Eine erste Erwähnung finden wir schon 1587 als „eine Wohnung des Küsters mit einem Grasgärtlein“. Der Küster war zugleich Lehrer und Gerichtsschreiber bei den Rügegerichten. Er wurde sowohl in Geld als auch in Naturalien entlohnt. Es war genau aufgezeichnet, wer wie viel zu liefern hatte. Für die Kinder musste je nach Bildungsstand Schulgeld gezahlt werden. Für ein Kind, das nicht schreiben konnte, waren 4 Pfennig wöchentlich und für ein Kind, welches schreiben konnte, 6 Pfennig zu entrichten. Die Zahl der Bevölkerung und somit auch die Kinderzahl nahm durch die Industrialisierung rasch zu. 1830 wurde eine neue Schule gebaut, das heutige Pfarrhaus. Auch diese Räumlichkeiten wurden zu eng, es gab inzwischen über 200 Kinder. 1868 wurde die „Alte Schule“, die nicht mehr in Betrieb ist, und schließlich 1889 die heutige „Thomas-Müntzer-Schule“, eingeweiht. Sie ist heute noch Grundschule für Rußdorf und umliegende Orte.

Erwähnenswert ist ebenfalls das heutige „Sonnenbad“. Der Gedanke eines Natur- und Heilbades entstand mit dem Anwachsen der Industrie und der Bevölkerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es gab große Familien, die in beengten Wohnverhältnissen lebten. Auch den Arbeitern in den Strumpffabriken sollte die Möglichkeit einer gesunden Lebensweise geboten werden. Durch Aufenthalt in der Natur, mit Wasserkuren, Sonnenbädern, Bewegungstherapie und natürlichen Mitteln der Gesundheits-



Sonnenbad des Naturheilvereins Rußdorf, Postkarte, um 1900

förderung sollten die Menschen bessere Bedingungen zur Erhaltung ihrer Gesundheit finden. 1889 wurde der Naturheilverein gegründet, der sich die genannten Ziele in seine Satzung geschrieben hatte. Zunächst wurden an die Mitglieder Dampfkästen, Bade- und Sitzwannen ausgeliehen. Zur Anlage eines Badeteiches mit Sonnenbad wurde ein Grundstück am Gemeindegewald gekauft. Das Bad konnte 1905 eingeweiht werden. Die Mitglieder des Vereins bauten das Gelände immer weiter aus und es entwickelte sich zu einem beliebten Freizeitparadies für alle Rußdorfer. Zur weiteren Gesundheitsförderung wurden auch Parzellen zum Gemüseanbau eingerichtet. Heute finden wir an diesem Platz das „Sonnenbad“ und mehrere Kleingartenanlagen. Das Bad wird weiter ausgebaut und verschönert und ist heute Anlaufpunkt für Gäste aus Nah und Fern.

Ebenso wie der Ort hatte auch die Kirche eine wechselvolle Geschichte. In Altenburg selbst, das zum ernestinischen Sachsen gehörte, war man schon 1522 evangelisch. Bis zur Reformation war Rußdorf kirchlich mit dem benachbarten Bräunsdorf verbunden. Es gab zwar eine Filialkirche, aber der Pfarrer saß im Schönburgischen Bräunsdorf. Die Bräunsdorfer widersetzten sich der Einführung der lutherischen Lehre und Predigt, so dass sich Rußdorf 1533 von Bräunsdorf trennte und evangelisch wurde. Rußdorf wurde der kursächsischen Kirchengemeinde Kaufungen zugeschlagen, die bereits 1528 das evangelische Bekenntnis eingeführt hatte.

In der Folgezeit kam es zwischen beiden Gemeinden zu Streitigkeiten, u. a. wegen der Unterhaltung des Pfarrhauses in Kaufungen. Die Rußdorfer beteiligten sich vorerst an den Kosten unter der Bedingung, sich jederzeit von Kaufungen lösen zu können. Im Jahre 1866

Johanniskirche in Rußdorf



wurde dieser Beschluss verwirklicht. Nachdem auch die kirchliche Oberbehörde dazu ihre Zustimmung gegeben hatte, wurde am 4. Sonntag nach Trinitatis 1869 der neue Pfarrer eingeführt und Rußdorf eine eigenständige Kirchengemeinde. Ein besonderes Kleinod in Rußdorf ist die barocke Johanniskirche. Sie wurde 1729 bis 1734 anstelle eines Vorgängerbau errichtet, der wegen Baufälligkeit abgerissen werden musste. Nach der Wende wurde die Kirche über viele Jahre grundlegend saniert und erstrahlt heute wieder in altem Glanz.

Das Gesicht von Rußdorf veränderte sich ständig. Es wurde neu gebaut oder abgerissen, Straßennamen geändert. Fabrikanten bauten eigene Wohnhäuser oder erweiterten ihre Betriebsstätten. 1890 war die Straße von Altrußdorf bis Limbach durch Ansiedlung von neuen Firmen oder anderen Neubauten nahezu geschlossen. 1902 wurde die Straße von Rußdorf nach Meinsdorf gebaut. Die Hohle, heute Hohe Straße, wurde immer mehr verfüllt. 1912/13 entstanden die Gemeindehäuser an der heutigen Meinsdorfer Straße Richtung Sonnenbad. In den 1930er Jahren wurden in der Wiesenstraße 30 Wohnungen geschaffen. Im Zuge des Randsiedlungsbau der Hitlerjahre entstanden an der heutigen Folgenstraße sechs Doppelhäuser. Hier konnten die Eigentümer neben einem Garten auch einen kleinen Stall bewirtschaften. Dort hielten sie vorwiegend Ziegen, deshalb nannten die Rußdorfer diese neue Siedlung auch „Ziegenschweiz“.

Als am 1. Mai 1920 der Freistaat Thüringen als politische Einheit geschaffen wurde, blieb Ruß-

dorf weiterhin als Exklave Thüringens bestehen. Nach Verhandlungen zwischen den Freistaaten Thüringen und Sachsen wurde 1928 ein Staatsvertrag geschlossen, der einen beidseitigen Austausch von Exklaven vorsah. Thüringen erhielt das „Ziegenhied'sche Ländchen“ um Liebschwitz bei Gera, während Rußdorf an Sachsen abgetreten wurde. Am 1. April 1928 erklärte der Gemeinderat in „Stelzmanns Gasthof“ unter Vorsitz von Bürgermeister Schulze und in Anwesenheit von Landrat Böhme die Übergabe an Sachsen. Die Einwohner Rußdorfs waren nunmehr Sachsen. Heute erinnert nur noch der Name des Gasthofes „Stadt Altenburg“ an die frühere Zugehörigkeit des Ortes zu Sachsen-Altenburg.

Für die Rußdorfer Einwohner brachte der Gebietsaustausch beträchtliche Vorteile. Für die Angliederung an Sachsen sprachen die gewachsenen industriellen Strukturen und Bindungen an die Nachbarorte Limbach und Oberfrohna, ebenso die gewachsene Arbeiterschaft, die in den benachbarten Orten arbeitete. Vorteile ergaben sich auch in der Verwaltung, doch blieb Rußdorf nur noch sieben Jahre eine selbstständige Gemeinde. Am 1. April 1935 erfolgte die Eingemeindung nach Oberfrohna. Im Zuge weiterer Verwaltungsreformen wurde Oberfrohna am 1. Juli 1950 mit Limbach zusammengeschlossen, so dass Rußdorf ein Stadtteil von Limbach-Oberfrohna wurde. Zeitweise wurde von Limbach-Oberfrohna III gesprochen.

Heute erinnern nur noch Schilder an den ehemaligen Ortsgrenzen an die Namen der ursprünglich selbstständigen Orte.



Rückblicke auf die Friedliche Revolution in Limbach-Oberfrohna

Reinhard Schnabl

Friedensgebete, Demonstrationen, Runder Tisch – in dieser Reihenfolge fanden 1989 in Limbach-Oberfrohna, wie in vielen Städten unseres Landes, Willensbekundungen der Menschen statt, die nicht mehr wegsehen wollten, was in ihrem Lande geschah. Auch wenn die Genossen immer noch sangen: „Die Partei hat immer recht...“, glaubte ihnen das Volk nicht mehr. So wollten viele einen Neubeginn. Es war nur die Frage, wie man diesem Willen die Möglichkeit geben konnte, sich zu artikulieren. Darüber machten sich auch in unserer Stadt verantwortungsvolle Bürger Gedanken, welche sich später im „Neuen Forum“ engagierten, und die Limbacher Pfarerschaft, welche von Gemeindegliedern in ihrer Not angesprochen wurden.

Das Ergebnis waren Friedensgebete in den Kirchen der Stadt. Hier versammelten sich von Woche zu Woche immer mehr Menschen in den Kirchen. Ich hatte den Eindruck, die Menschen suchten und fanden hier einen Schutzraum; sie

erwarteten von uns Pfarrern wegweisende Worte und von Gott, dass er unsere Gebete erhört. Darin waren sich damals Christen und Nichtchristen sehr ähnlich. Im Nachhinein wissen wir: Es war gut, dass wir Christen damals unsere Kirchentüren öffneten und nicht mehr unter uns blieben. Vierzig Jahre hatten wir Schutz gesucht und gefunden hinter dicken Kirchenmauern, einen Freiraum in unseren Pfarrhäusern den Menschen geboten. Zwar mussten wir immer befürchten, dass einer mithört und darüber berichtet, was in der Kirche geredet wird, aber der Glaube und die Gemeinschaft gaben vielen immer wieder den Mut, frei zu reden. So durfte ich erleben, dass Eltern ihre Kinder konfirmieren ließen, auch wenn sie von der Schule bedrängt wurden. Oder dass junge Männer zu den Bausoldaten gingen oder total den Wehrdienst verweigerten und dafür ins Gefängnis mussten. Als Kirche erinnerten wir an die Schöpfungsverantwortung des Menschen, gerade in der um-

Demonstration auf dem
Johannisplatz in Limbach-
Oberfrohna im November 1989
© Stadttarchiv Limbach-Oberfrohna

weltzerstörenden Planwirtschaft der DDR. Ich selbst trug als Pfarrer den Aufkleber „Schwerter zu Pflugscharen“ auf meiner Jacke gegen die maßlose Aufrüstung in Ost und West. Ich denke, dies blieb bei Christen und Nichtchristen nicht unbemerkt. Im Herbst 1989 war dann die Stunde des Protestes gekommen. Wir waren uns einig: der Protest sollte friedlich sein. Und so kamen die Menschen in unsere Kirchen und hörten geduldig und begierig die Auslegung des Evangeliums mit direktem Zeitbezug. Wenn die Menschen nach den Friedensgebeten aus den Kirchen auf die Straße strömten, waren auch meine Frau und ich dabei. Wir hatten zuvor der Oma gesagt: „Pass auf die Kinder auf. Wenn wir nicht wiederkommen, du weißt, wo wir sind“. Unsere Ausrüstung bestand immer aus zwei Kerzen, die wir in der Hand trugen. Das war bei allen so, die durch Limbach zogen, hin zum Johannisplatz, zur Kellerwiese, zur Kundgebung. Und das Wunder geschah, dass alles friedlich blieb. Ja, die Polizei schützte den Demonstrationzug, und die Menschen vergaßen, ihre Fäuste zu ballen. Die Gewalt blieb aus, auch wenn die Rufe der Demonstranten zunehmend aggressiver wurden. Auf der Kundgebung hörten dann alle Zeugnisse der Betroffenen, die alle bewegten. Hier sprachen Menschen, die Unrecht erduldet hatten und bisher nicht zu reden wagten. Nun brach es aus ihnen heraus, die Bespitzelung, die Gängelung und Bevormundung durch den Staat. So wurde in den Demos der Ruf laut: „Stasi in die Produktion“, bis das Bewusstsein der eigenen Stärke in der Parole mündete: „Wir sind das Volk“. Als die Staatsführung in den kommenden

Wochen und Monaten in Agonie verharrte, unfähig für Veränderungen, kamen neue Rufe auf: „Wir sind ein Volk“ oder „Wenn die DM nicht zu uns kommt, kommen wir zu ihr“.

Am 1. November 1989 gingen in Limbach-Oberfrohna nach einem Friedensgottesdienst in der Oberfrohnaer Lutherkirche 8.000 Menschen auf die Straße. Im Limbacher Rathaushof fand anschließend die erste öffentliche Kundgebung statt, bei der die Bürgerinitiative Limbach-Oberfrohna und das Neue Forum auftraten. Am 8. November 1989 beteiligten sich rund 20.000 Menschen an der Kundgebung – das waren mehr Demonstrationsteilnehmer, als Limbach-Oberfrohna damals Einwohner hatte! Auch die nachfolgenden Mittwochs-Demonstrationen hatten erstaunlichen Zulauf.

Nach dem Mauerfall nahm die Geschwindigkeit der Veränderungen im Volk rasant zu. In dieser Zeit wurde der Runde Tisch in Limbach-Oberfrohna gegründet. Vertreter der Bürgerinitiative, von Parteien und der Kirche trafen sich hier über mehrere Monate wöchentlich, um die Sorgen und Nöte der Bürger ins Rathaus zu tragen und deren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Ich möchte nur einige Tagesordnungspunkte nennen, die uns damals beschäftigten:

- Entzug der Standortgenehmigung für den VEB Polychemie in Oberfrohna wegen extremer Umweltbelastung
- Überführung des SED-Gästehauses in Kändler in Volkseigentum
- Investorensuche für Betreiber der „Parkschänke“

Bericht in der „Freien Presse“ vom 15. November 1989



- Beräumen eines Waffenlagers im Rathaus
- Umsetzung der sogenannten „Modrowgesetze“, welche Eigenheimbesitzern noch vor der deutschen Einheit einen Kauf ihres Baulandes ermöglichten und
- nicht zuletzt die Vorbereitung der ersten freien Kommunalwahlen in Limbach-Oberfrohna seit 1933

Die Kommunalwahlen fanden am 6. Mai 1990 statt. Der Runde Tisch hatte seine Schuldigkeit getan. Wir wussten alle, es war ein Interim, ein Übergang zu einer freiheitlichen, von den Bürgern gewählten Vertretung. Zwei Dinge sind mir in dieser Zeit aufgefallen. Das Interesse an diesen Wahlen war in der Bevölkerung riesig. Auch aus den Limbach-Oberfrohnaer Kirchgemeinden kandidierten viele Gemeindeglieder für den Stadtrat oder stellten sich als Wahlhelfer zur Verfügung. Ich erinnere mich auch, dass 1990 Wahlen zum Kirchenvorstand stattfanden und ich Mühe hatte, Kandidaten zu finden, weil sich viele Gemeindeglieder bereits politisch engagiert hatten. Ich erinnere mich auch an die vielen Fahnen, die in dieser Zeit wehten, Deutschlandfahnen ebenso wie Sachsenfahnen.

13.837 wahlberechtigte Bürger von Limbach-Oberfrohna nahmen ihr Wahlrecht wahr. Das Ergebnis war sehr deutlich. Die CDU erhielt in Limbach-Oberfrohna die meisten Stimmen, gefolgt von der SPD und der Deutschen Forumpartei, einer Abspaltung des Neuen Forums, die sich dem liberalen Wahlbündnis angeschlossen hatte. Hier wirkte sicherlich der Kanzlerbonus nach. Helmut Kohl trauten damals die Menschen am ehesten die Verwirklichung der Deutschen Einheit und die Lösung ihrer Probleme zu. So bekam die CDU auch in Limbach-Oberfrohna einen Vertrauensvorschuss für die Neugestaltung unserer Stadt. Am 29. Mai 1990 fand die konstituierende Sitzung des neuen Stadtrates statt. Nach einem ökumenischen Gottesdienst begaben sich alle in das Kulturhaus „Rudolf Marek“, wo auf der ersten Sitzung des neuen Stadtrates, welche ich als Vertreter der Kirche eröffnen durfte, personell die Weichen zukünftiger Arbeit des Stadtrates gestellt wurden.

Nachdem die D-Mark eingeführt und die Deutsche Einheit vollendet worden war, erlebten wir alle in einem rasanten Tempo, wie die Marktwirtschaft der alten Bundesländer die Planwirtschaft des Ostens binnen kurzem platt machte. Nach der Mangelwirtschaft vergangener Tage erlebten wir nun den Überfluss. Nach der Diktatur des Proletariats waren wir plötzlich in der Demokratie gelandet. Wie man sich darin bewegen kann und soll, mussten wir möglichst sofort lernen. Unsere Brüder und Schwestern in den alten Bundesländern hatten dafür vierzig Jahre Zeit. Erstaunlich, wie schnell wir gelernt haben. Landwirte fingen wieder an, ihr eigenes Land zu bewirtschaften, Arbeiter und Angestellte wurden

selbständig, andere schulten um, um neue Arbeit zu finden, mache verließen auch ihre Heimat und gingen dorthin, wo es Arbeit gab. Viele Menschen erfüllten sich eine lang gehegte Sehnsucht – zu reisen, wohin sie wollten, privat oder mit der Gemeinde. So gab es in den ersten zehn Jahren nach der Wende regelmäßige Besuche in den Partnerkirchgemeinden Mittegrossefehn in Ostfriesland und Dachau bei München. Endlich konnten wir deren Besuche bei uns erwidern. Der Kirchenvorstand unternahm in dieser Zeit zwei Reisen nach Ungarn, welche nicht nur unseren Horizont erweiterten, sondern auch die Gemeinschaft stärkten.

So durfte ich als Pfarrer an vielen positiven Entwicklungen teilhaben und habe deshalb ein Gefühl der Dankbarkeit, wenn ich an die letzten 25 Jahre zurückdenke. Ich bin auch dankbar, dass ich zehn Jahre Pfarrer in der DDR war, weil ich dadurch vergleichen kann, wie es damals war und heute ist. Nicht alles ist besser geworden zu damals. Nostalgie kommt bei mir dennoch nicht auf, da ich die ideologische Bevormundung des kommunistischen Systems und die daraus erwachsene Unfreiheit des Einzelnen nicht vergessen habe. Mein Wunsch wäre, dass jeder einzelne Bürger und besonders die in der Politik Verantwortlichen dieses hohe Gut der Freiheit des Einzelnen pflegen und fördern. „Suchet der Stadt Bestes“ ist im Stadtwappen von Limbach-Oberfrohna zu lesen und ich möchte den Satz vollenden, wie er in der Bibel steht: „denn geht es ihr gut, so geht es auch euch gut“.

2009 erklärte der Stadtrat von Limbach-Oberfrohna in Erinnerung an den Beginn der öffentlichen Proteste im Herbst 1989 den 1. November zum Gedenktag an die Friedliche Revolution. Außerdem wurde im Rathaushof, wo mehrere Kundgebungen stattgefunden hatten, eine Stele zur Erinnerung an die Demonstrationen in Limbach-Oberfrohna errichtet. Sie ist mit Losungen des Jahres 1989 gestaltet.



Stele zum Gedenken an die Friedliche Revolution in Limbach-Oberfrohna
Foto: Matthias Donath

Autor

Pfarrer i. R. Reinhard Schnabl
1980-2015 Pfarrer in
Rußdorf, 2003-2015 auch
in Bräunsdorf



Limbach-Oberfrohnas Ehrenplatz in der Geschichte des Herbstes 1989

Hermann Schnurrbusch

Demonstration am 7. Februar
1990 in Limbach-Oberfrohna
Foto: Karl-Heinz Neuhaus

Die Ereignisse in der DDR wirkten sich auch im Kreis Karl-Marx-Stadt-Land und speziell in Limbach-Oberfrohna aus. Vielleicht ist von hier sogar der eine oder andere Impuls ausgegangen. Die Voraussetzungen für den Untergang der DDR waren hier bei uns wie überall erfüllt.

Es gab nach dem Statistischen Jahrbuch der DDR von 1989 im „Arbeiter- und Bauernstaat“ 7.563 Gemeinden, 649 davon hatten mehr als 3.000 Einwohner. Demonstrationen, Kundgebungen und andere Protestaktionen ereigneten sich im Herbst 1989 in 511 verschiedenen Orten¹. Limbach-Oberfrohna war einer davon mit damals etwa 20.000 Einwohnern. Vom Herbst 1989 bis zum April 1990 fanden in der DDR fast 3.000 Demonstrationen statt. Dabei waren die Aktionen in der Mehrzahl reine De-

monstrationen, bei 400 fanden im Zusammenhang damit auch Kundgebungen statt. 342 Kundgebungen wurden ohne Demonstrationen durchgeführt. In Verbindung mit den Protestaktionen fanden ebenfalls Streiks statt, zwölf Betriebe wurden besetzt.

Am stärksten konzentrierten sich die Aktionen im Bezirk Karl-Marx-Stadt. Allein zwischen Oktober und Dezember 1989 fanden hier 278 Protestmärsche und Kundgebungen statt. Im Bezirk wiederum gab es Zusammenballungen des Geschehens in der Bezirkshauptstadt mit entsprechenden Auswirkungen auf das Umland (Limbach-Oberfrohna, Hohenstein-Ernstthal, Penig), im Vogtland in und um Plauen herum (Markneukirchen, Oelsnitz u. a.) und im Westen des Bezirks mit Zwickau, Werdau, Aue. In Plauen demonstrierten mehr

¹ Uwe Schwabe: Wir waren doch das Volk! Oder? Leipzig 1996. Unveröffentlichtes Manuskript zitiert nach Bernd Lindner: Die demokratische Revolution in der DDR 1989/90. Bonn 1998, S. 89.

als 10.000 Menschen 22-mal bis zum März 1990.²

Die Stiftung Haus der Geschichte/Projektgruppe Leipzig hat die Proteste in der DDR registriert und dargestellt.³ Deutlich wird ein ausgeprägtes Nord-Süd-Gefälle. In den sieben nördlichen Bezirken Rostock, Schwerin, Neubrandenburg, Magdeburg, Potsdam und Frankfurt einschließlich „Berlin-Hauptstadt der DDR“ gab es 21 Orte, in denen mehr als zehn Demonstrationen stattgefunden haben. 18 solcher Orte lagen allein im Bezirk Karl-Marx-Stadt, im Bezirk Gera waren es zehn, im Bezirk Dresden sechs, im Bezirk Leipzig vier, bleiben noch vier Bezirke: Erfurt mit neun Orten, Suhl mit sechs, Halle mit drei und Cottbus mit zwei Orten mit mehr als zehn Demonstrationen. Zusammen waren es 79 Orte. Zählt man Orte mit, in denen weniger als zehn Demonstrationen stattgefunden haben, ergibt sich als Reihenfolge der Bezirke: Zuerst Karl-Marx-Stadt, dann mit Abstand Erfurt, Halle und Gera.

Sicher besteht ein Zusammenhang zwischen Widerstand und Bevölkerungsdichte. Der industrielle Ballungsraum im Süden der DDR war Ausgangspunkt der Protestwelle. Die Auflehnung gegen die SED-Diktatur nahm hier ihren Anfang und erfasste den Norden erst später. Es besteht aber kein Zusammenhang zwischen den Aktivitäten und der Größe einer Stadt. Auch kleinere Orte gehörten zu den ganz aktiven, wie zum Beispiel Arnstadt, Klingenthal, Bad Doberan oder Olbernhau. Nach einem „Aktivitätskoeffizienten“, der ausdrückt, wie oft in einer Kommune wie viele Prozent der Bevölkerung auf die Beine gebracht wurden, liegt in Sachsen an der Spitze Markneukirchen. An zweiter Stelle folgt Limbach-Oberfrohna. Hier gab es bis zum 23. Februar 1990 insgesamt 17 Demonstrationen, alle mit Kundgebung, die meisten ausgehend von einem Friedensgebet. Damit nimmt unsere Stadt einen Ehrenplatz in der Geschichte des Herbstes 1989 ein, was von verschiedenen Autoren⁴ oder durch die ORB-Verfilmung „Chronik der Wende“ bestätigt wurde.

Worin liegen die Ursachen? Waren hier die Repressionen der SED besonders stark oder die Auswirkungen der Misswirtschaft? War der Verfall schlimmer als anderswo oder die Zahl der Antragsteller höher? Vielleicht arbeitete hier eine besonders aktive Opposition mit Umwelt-, Friedens- oder Menschenrechtsgruppen, die sich an die Öffentlichkeit wagten? Oder war die Kirche bei uns besonders aktiv, die Oppositionellen unter ihrem Dach zu sammeln und die Protestaktionen zu unterstützen wie in Karl-Marx-Stadt, Neukirchen oder Adorf? Nein. Es waren die couragierten Bürger von Limbach-Oberfrohna, die die Diktatur nicht länger ertragen wollten, und es waren die muti-



Friedensgebet in der Lutherkirche
© Stadtarchiv Limbach-Oberfrohna

gen Frauen und Männer des Neuen Forums, denen die Pfarrer untersagt hatten, in den Kirchen ihre Forderungen zu erheben, und die daraufhin Demonstrationen und Kundgebungen organisierten und so dem Willen des Volkes Stimme und eine Plattform verschafften.



Forderungskatalog des Neuen Forums, 29. November 1989
© Stadtarchiv Limbach-Oberfrohna

- 2 Lindner (wie Anm. 1), S. 90.
- 3 Lindner (wie Anm. 1), S. 92.
- 4 Hanns Bahrman/Christoph Links: Chronik der Wende, Berlin 1994, S. 90 sowie Der Fischer Weltalmanach, Sonderband DDR, Frankfurt/Main 1990, S. 170.

Autor

Dr. Hermann Schnurrbusch
1989 Sprecher des Neuen Forums in Limbach-Oberfrohna

Die Entwicklung von Limbach-Oberfrohna in den Jahren nach 1989

Frank Löbel

Es war ein großer Glücksfall, dass wir vor 25 Jahren die Wiedervereinigung Deutschlands erleben durften, ein Glücksfall für unser Land, für unsere Stadt und auch für mich persönlich.

Der Mut der eingesperrten Bürger, die ihre Ängste überwandern, die die laufenden Lügen über den angeblich überlegenen, siegreichen und blühenden Sozialismus in der DDR gründlich satt hatten, da sie täglich anderes erlebten, die Überalterung der DDR-Machthaber und das internationale Verständnis für den Wunsch der Deutschen nach Wiedervereinigung fielen damals glücklich zusammen. Tausende gingen auf die Straße, in unserer Stadt zeitweise mehr Menschen, als Limbach-Oberfrohna Einwohner hatte, um friedlich gegen die Herrschenden, die laufende Bevormundung und Einschüchterung, die katastrophalen Zustände unserer Umwelt und gegen den Verfall unserer Städte und Gemeinden zu protestieren.

Viele, aus heutiger Sicht ganz selbstverständliche Wünsche und Forderungen für das Leben in unserer Stadt hatten sich über Jahrzehnte angestaut: ein Hallenbad, moderne Schulen und Sportstätten, menschenwürdige und schöne Altenheime, intakte und saubere Häuser, Straßen und Grünanlagen, schöne Wohnungen mit gefliesten Bädern, modernen Heizungen, Balkonen, dichten Fenstern und Dächern, trockenen Wänden, intakten Ver- und Entsorgungsleitun-

gen, WC in der Wohnung und kein stinkendes-Plumpsklo auf halber Treppe, moderne und saubere Betriebe, die nicht vor Dreck, Öl und Schadstoffen strotzen und die Umwelt belasten. Über die Wünsche, die sich nun erfüllen sollten, waren sich alle schnell einig. Die Fragen waren: Wer übernimmt die Verantwortung, wer packt diese neuen Aufgaben an?

Neuaufbau der Verwaltung

Nach der fast wie durch ein Wunder gelungenen friedlichen Wende wurden in allen Verwaltungsebenen Menschen gebraucht, die bereit waren, ihr bisheriges Leben grundlegend umzustellen, Verantwortung zu tragen, oft auf Gebieten, in denen sie sich vorher kaum auskannten. Ich selbst stellte mich dieser Aufgabe und der ersten Kommunalwahl nach der Wende. Schon die Wahl selbst war für mich eine große persönliche Herausforderung, sich plötzlich der Öffentlichkeit zu stellen, um Wählerstimmen zu werben. Nach der Wahl wurde ich Erster Beigeordneter (heute Bezeichnung Bürgermeister) in meiner Heimatstadt und Dezernent für Bau und Planung. Für mich war das, als studierter Informatiker, eine gewaltige Herausforderung – so, wie für viele andere auch, die plötzlich ganz neue Aufgaben zu bewältigen hatten.

Blick vom Johannisplatz
in die untere Helenenstraße,
1989 und 2016



Ein großer Dank geht an unsere Partnerstädte Hechingen und Ingelheim. Durch deren Stadtverwaltungen wurden wir jederzeit bestens und uneigennützig unterstützt. Wenn wir in dieser schwierigen Anfangszeit Fragen hatten, wie eine Aufgabe gemeistert werden könnte, wurde uns von dort mit Rat und Tat geholfen. Zeitweise waren aus den Partnerstädten sogar Beigeordnete und Beamte im Ruhestand in unsere Verwaltung abgeordnet.

Nicht unerwähnt soll bleiben, dass die später in unsere Stadt eingemeindeten Ortsteile Bräunsdorf und Kändler ebenfalls beste Unterstützung von deren Partnergemeinden Leinach und Hambach erhielten.

Unter den nach der Wende völlig geänderten wirtschaftlichen Bedingungen brachen in kürzester Zeit massenhaft die Arbeitsplätze weg. Wir waren nicht mehr der Billigsektor für den Westen und unsere Bürger wollten endlich mal die lang ersehnten und bewunderten Westprodukte und nicht mehr die Ostwaren kaufen. Der Absatz unserer Waren brach ein. Das hatte für unseren Arbeitsmarkt, für viele Beschäftigte in den maroden Betrieben, dramatische Konsequenzen. Es gab plötzlich viel zu viele Arbeitslose. Das Angebot von neuen Arbeitsplätzen, in neuen, konkurrenzfähigen Betrieben wurde auch für unsere Stadt eine große Herausforderung.

Suche nach Gewerbeflächen

Doch wo konnten die neuen Betriebe gebaut werden? Wo waren freie Flächen? Wo konnte in Limbach-Oberfrohna, damals noch ohne die Eingemeindungen, ein Gewerbegebiet entstehen?

Die alten Betriebe standen innerhalb der Stadt, zwischen den Wohnhäusern, oft auch in Hinterhöfen. Diese Flächen kamen wegen der Enge der Bebauung, mit maroden Betriebsgebäuden, mit unzureichender Zuwegungen, in unmittelbarer Nachbarschaft zur Wohnbebauung, bei

ungeklärten Eigentumsverhältnissen oder auch Eigentümern, die eine neue Nutzung ablehnten, zur Neubebauung oder zur Nachnutzung der Gebäude nur selten in Frage.

Unsere Umlandgemeinden konnten schnell reagieren, da sich am Rande ihrer Gemeinden viele freie, schnell nutzbare Flächen befanden. In Limbach-Oberfrohna war das nicht so, nach jedem Ortsausgangsschild begannen sofort die Flächen der Nachbargemeinden, auf die wir kein Zugriffsrecht hatten. Lediglich im Ortsteil Oberfrohna befanden sich größere, landwirtschaftlich genutzte Flächen, über deren gewerbliche Nutzung wir damals nachdachten. Ein Gewerbegebiet benötigt eine gute verkehrstechnische Anbindung an Staatsstraßen und Autobahnen. Das hatten diese Flächen leider nicht.

Die Investoren entscheiden letztendlich selbst, wo sich für ihr Vorhaben der günstigste Standort findet. Die Stadt kann und muss Gewerbeflächen anbieten, sie kann Betriebe aber nicht zwangsansiedeln. Limbach-Oberfrohna hatte damals keine guten Karten. Um das zu verbessern, wollten wir auf ein altes, nie umgesetztes Straßenbauprojekt, unterhalb des Hohen Hains zurückgreifen. Ältere Limbacher kennen das unter dem Namen „Fantasiestraße“. Über eine Verwirklichung dieses Projektes dachten wir damals nach, um eine günstige Verkehrsanbindung von Gewerbeflächen in Oberfrohna zu ermöglichen.

Mit den Bürgerprotesten, die wir damit entfachten, hatten wir in einer Zeit, in der so dringend neue Betriebe und Arbeitsplätze gebraucht wurden, niemals gerechnet. Es war, als würden wir den Untergang unserer Stadt beschwören. „Wir wollen keine neuen Betriebe, keine neuen Straßen, wir wollen unsere Ruhe“, schlug es uns laut und heftig entgegen. In der „Freien Presse“ wurde damals sogar die Forderung von Bürgern aufgenommen und getitelt: „Limbach soll sich lieber wieder zum Dorf entwickeln“.

Blick über den Johannisplatz in Richtung Bachstraße, 1989 und 2016



Ich denke, dass die räumlich Enge in unserer Heimatstadt und die Ablehnung der Entwicklung eines Gewerbegebietes innerhalb der damaligen Stadtgrenzen uns gegenüber unseren Nachbargemeinden erheblich in Nachteil gebracht haben.

Ausbau der Infrastruktur

Nach der Wende fanden wir äußerst marode, mit Schlaglöchern und „Flickstellen“ gespickte Straßen vor. Die Schäden waren aber nicht nur in der Fahrbahn, sondern vor allem im Unterbau der Straßen und in den Versorgungsleitungen. Geplatzte Wasser- und Gasleitungen gehörten früher zum alltäglichen Straßenbild. Viele Abwasserkanäle waren defekt oder fehlten gänzlich. Abwässer flossen häufig ungeklärt in den nächsten Bach. Unsere Bäche waren stinkende, vor allem durch die Abwässer der Färbereien ihre Farbe ständig wechselnde, tote Gewässer. Das musste schnellstens geändert werden.

Schon ergab sich die nächste Frage: Welche Dimensionen werden für Ver- und Entsorgungsleitungen gebraucht? Die Textilindustrie, vor allem die Färbereien, bestimmten damals mit ihrem großen Wasserverbrauch maßgeblich die Größe der Leitungen. Die Bevölkerung der Stadt nahm rasant ab. Die Abwassermenge sank erheblich. Ach das musste beim Bau berücksichtigt werden.

Sollten wir in unseren Zukunftsplanungen, die über viele Jahrzehnte Bestand haben mussten, von sterbender Industrie und stark rückgängiger Bevölkerung und damit von stark rückläufigen Verbräuchen ausgehen? Das widersprach völlig unseren Gefühlen, Erwartungen und Hoffnungen. Wir wollten Aufbruch, Entwicklung, Fortschritt. Wir wollten keinen Niedergang durch Planung besiegeln.

Aber Entscheidungen mussten getroffen werden. In zu starken Wasserleitungen steht das Wasser zu lange und verkeimt. In zu dicken

Abwasserleitungen setzen sich die Feststoffe ab und verstopfen die Leitungen. Zu dünne Leitungen gewähren nur eine mangelhafte Ver- und Entsorgung. Es musste ein Mittelweg gefunden werden, der natürlich nicht optimal sein konnte.

Unsere Bürger erwarteten aber nicht nur Verbesserungen in der Infrastruktur und im Untergrund von Straßen. Das Leben sollte endlich sichtbar besser werden, und das möglichst schnell. So mussten wir auch kurzfristige, schnelle Lösungen schaffen:

So wurde die Turnhalle in der Weststraße zuerst für den Lebensmittelhandel mit den gefragten „Westwaren“ umfunktioniert, damit unsere Bürger nicht mehr den weiten Einkaufsweg bis Bayern hatten. Danach nutzen wir diese Fläche für den Neubau eines Fernmeldeamtes für die Telekom, denn Telefonanschlüsse waren Mangelware. Am 3. November 1989 wurde in der „Freien Presse“ noch darüber berichtet, dass mehr als eine Million Anträge auf einen Telefonanschluss vorlägen und dass es jährlich 100.000 Eingaben wegen nicht realisierter Anschlüsse gäbe. In Limbach-Oberfrohna haben wir 1990 die Weichen für Telefonanschlüsse ganz schnell gestellt. Wer kann sich diese Sorgen in der Handy- und Internetzeit heute noch vorstellen?

An der Burgstädter Straße gelang es uns, den ersten Plus-Markt der Region zu eröffnen. Wie strömten die Menschen aus der Region damals dorthin! Es war eine große Erleichterung für die Bürger. Für sie wurde die neue Zeit greifbar.

Entwicklung der Innenstadt

Aber auch die Zukunftsplanungen mussten schnell beginnen. Also pflanzten, bauten, renovierten oder modernisierten wir das Limbomar, die Freibäder, Turnhallen und Sportplätze, Schulen und Kindergärten, die Innenstadt, den Markt, Johannisplatz, Stadt- und Tierpark, das

Blick aus der Hechinger Straße
zum Johannisplatz,
1989 und 2016



Schloss in Wolkenburg, das Esche-Museum, die Stadthalle...

Ich denke, diese Entwicklung von Limbach-Oberfrohna, fast wie im Zeitraffer, kann sich sehen lassen und die Eingemeindungen gaben der Stadt und den eingemeindeten Orten nochmals neuen Schwung.

Leider gelang manches auch nicht so gut, wie wir es uns vorstellten. Die Innenstadtentwicklung stand leider nicht unter dem besten Stern. Zuerst sträubte sich eine Anzahl ansässiger Händler gegen die Ansiedlung größerer Einkaufsmärkte. Man wollte das Einkaufspotential nicht mit neuer Konkurrenz teilen müssen. Die Sogwirkung, die größere Märkte auf Einkaufsgebiete und den dort etablierten Handel ausüben, wurde damals leider verkannt.

Wir wurden schnell mit der Realität in Form von abdriftenden Käuferströmen konfrontiert, als das neu entstandene „Chemnitz Center“ und weitere große Einkaufszentren im Umfeld öffneten und die Käufer in Scharen aus der Stadt abzogen und es uns nicht gelungen war, ein Gegenangebot in unsere Stadt zu schaffen.

Lichtblicke in unserer Innenstadt sind inzwischen der Einkaufsmarkt in der Helenenstraße, der schon lange geplant war, sich aber leider wegen der vielen Einsprüche dagegen viel zu lange verzögerte. Dieser Markt, so unsere damalige Planung, sollte mit den weiteren Eckpunkten, Turmpassage und Stadthaus an der Bachstraße, das Dreieck bilden, in dem sich das Zentrum unserer Stadt aufbaut.

Natürlich planten wir auch Ortsteilzentren. Dort Handel zu installieren, erwies sich als sehr schwierig bis unmöglich. Die Handelsketten untersuchten ihr mögliches Marktpotential sehr genau und etablierten sich eben nur dort, wo sie sich die besten Einkünfte versprachen.

Glücklich können wir darüber sein, dass wir bei der Entwicklung und Neugestaltung unserer Stadt gute Mitstreiter fanden. Beispielhaft seien hier die Sparkasse Chemnitz bei der Marktplatzgestaltung und die damalige Schmidt-Bank Hof bei der Ge-

staltung des Johannisplatzes und dem Aufbau unseres Esche-Museums genannt.

Von manchen vermeintlichen „Hoffnungsträgern“ wurden wir aber auch schwer enttäuscht. Da gab es z. B. die Käufer der damals verfallenen „Parkschänke“, die diese ganz schnell wieder zum kulturellen Zentrum entwickeln wollten, sie dann aber über Jahre hinweg dem Verfall überließen. Wir mussten viel Kraft, Zeit und Geld aufwenden, um die „Parkschänke“ wieder in den Besitz der Stadt zu bekommen, um sie mit neuen, zuverlässigen Partnern zu dem machen zu können, wie sie sich heute im Stadtpark präsentiert.

In den Jahren nach der Wende wurde das Wohngebiet „Am Wasserturm“ fertig gebaut. Die Neubauwohnungen waren damals heiß begehrt und mussten unter den vielen Bewerbern zugeteilt werden, da die Schar der Bewerber viel größer war als die Anzahl der angebotenen Wohnungen. Das verlief nicht immer reibungslos. Natürlich waren diejenigen schwer enttäuscht, die keine Wohnung bekamen. Sie hatten kein Verständnis dafür, warum die Zuteilung nicht an sie, sondern an andere erfolgte. Und heute? Heute sind viele der damals heiß begehrten Wohnungen wieder abgerissen, da sie leer standen und zu wenige Mieter nachfragten. Eine so totale Umkehr der Wohnungsmarktsituation in so kurzer Zeit konnten wir uns damals nicht vorstellen.

Positiv an diesen geänderten Wohnungsmarktsverhältnissen war es, dass inzwischen viele ältere Wohnhäuser wieder modernisiert wurden und so auch die Innenstadt durch das Angebot schöner Wohnungen wieder belebt wird und dass sich viele Bürger ihr Eigenheim bauen konnten.

Bei allen Planungen und Entwicklungen für eine Stadt ist es wichtig, ihren Charakter zu erhalten, erhaltenswerten Bestand zu wahren und die Innenstadt zu stärken. Denn wer will auf Dauer auch im schönsten Eigenheim am Rande einer Stadt wohnen, deren Kern verfällt, nicht mehr den Erwartungen an eine lebendige Stadt

Blick von der Querstraße in die obere Helenenstraße, 1989 und 2016





Blick in die Bachstraße zum Kino, 1989 und 2016

entsprechen kann und in dem große Lücken durch Abrisse klaffen.

Herausforderungen der Stadtentwicklung

Es hat sich in unserer Stadt seit der Wende 1989 viel getan. Nicht immer verlief die Entwicklung so, wie wir sie uns erhofften. Wir wollten schnelle Veränderungen, greifbare Verbesserungen für unsere Stadt. Heute bin ich der Auffassung, dass eine gesunde Stadtentwicklung mehr Zeit braucht, reifen muss, um die Bürger der Stadt nicht zu überfordern. Damals hatten wir diese Zeit nicht. Der Erwartungsdruck war enorm.

Der Gegensatz zur Fortentwicklung ist das Festhalten am Gewachsenen, am Liebgewordenen. Unser Leben braucht einen verlässlichen Rahmen, der nicht so gern und so schnell preisgegeben wird, auch wenn er eigentlich nicht mehr der schönste ist und nach Veränderung schreit. Doch Fortentwicklung und die Bereitschaft zur Veränderung müssen wachsen, brauchen den richtigen Zeitpunkt.

Äußerst schwierig, oft unmöglich ist es, den Konflikt zwischen den Interessen der Gemeinschaft und den Interessen der persönlich Be-

troffenen aufzulösen: Jeder wünscht sich beste Verkehrsanbindungen, aber keiner eine belebte Straße oder Bahnlinie vor seiner Nase. Jeder wünscht sich Sport- und Spielplätze, gute Schulen und Kindergärten, ein Jugendhaus, aber nicht neben seinem Grundstück. Jeder wünscht sich eine lebendige Stadt, in der abends nicht die Fußwege hochgeklappt werden, aber keinen Lärm, keine Gaststätte vor seiner Tür. Jeder wünscht sich gute Einkaufsmärkte in der Innenstadt, aber nicht die Parkplätze und Zufahrten neben seinem Wohnhaus.

Stadtentwicklung ist eine große Herausforderung. Neben den Bürgern, denen die Veränderungen nicht schnell genug geht, gibt es auch immer die, die aus welchen Gründen auch immer, die Veränderung nicht, nicht jetzt oder nicht an dieser Stelle haben möchten.

Stadtentwicklung ist aber auch schön. Man hat aktiven Anteil an der Gestaltung und Weiterentwicklung der Stadt. Wenn es dann noch die eigene Heimatstadt ist, für die man tätig sein kann, ist das etwas ganz Besonderes. Ich bin dankbar, dass ich die Stadtentwicklung einige Jahre als Beigeordneter der Stadt und viele Jahre als Stadtrat mit gestalten und begleiten durfte.

Autor

Frank Löbel
1990 bis 1994 Erster Beigeordneter der Stadt und Dezernent für Bau und Planung, 1990 bis 2015 mit nur wenigen Unterbrechungen Stadtrat und Fraktionsvorsitzender der SPD





Der „Amerika Tierpark“ in Limbach-Oberfrohna

Klaus Eulenberger

Der Tierpark Limbach-Oberfrohna wurde 1959 im Stadtpark nach einjähriger Bauzeit eröffnet. So durfte der Autor des Beitrages schon 1958 dem Stadtparkwart Herrn Hecht beim Bau eines Rehgeheges handlangend zur Seite stehen. Zur Eröffnung wurden auf 2,3 Hektar neben den Rehen diverse Wasservogelarten, Aras und weitere Papageienvögel, Weißstörche, Pfauen, aber auch Braunbären (später an gleicher Stelle Pumas), Rhesusaffen, Damhirsche sowie einige Haustierarten gehalten, in den Fällen der Haltung großer Raubtiere nach heutigem Verständnis leider nicht artgemäß. Auch wurde in den Anfangsjahren wenig Wert auf die Gestaltung der Anlagen und ihrer Umgebung gelegt. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg existierte im Stadtpark ein Damwildgehege und in einer viel zu kleinen Voliere wurden Rhesusaffen ge-

halten. Probleme in der Futterbeschaffung führten jedoch 1942 zur Aufgabe dieser Tierhaltungen, allerdings mit der Option, sie nach Kriegsende wieder aufzunehmen.

Im Jahre 1992 wurde der Tierparkförderverein Limbach-Oberfrohna e. V. mit der Zielstellung gegründet, die Stadtverwaltung bei der weiteren Verbesserung der Haltungsbedingungen der Tiere und der Erhöhung der Attraktivität des Tierparks für die Besucher mit Rat, Tat sowie eingeworbenen Geldmitteln zu unterstützen.

Nach einer Evaluierung des Tierparks durch eine Kommission des Sächsischen Staatsministeriums für Soziales 1996 gelang es in gemeinsamen Aktionen von Stadtverwaltung und Tierparkförderverein unter Leitung des verdienstvollen, leider zu früh verstorbenen Vorsitzen-

Masterplan für den Amerika-Tierpark in Limbach-Oberfrohna
© Tierparkförderverein Limbach-Oberfrohna e. V.

den Herrn Wolfgang Martin (von 1992 bis 2009) die sich aus der Evaluierung entstandenen Auflagen nicht nur zu erfüllen, sondern den Tierpark insgesamt weiter zu entwickeln. In diese Zeit fallen die Sanierung und die Erweiterung des Affenhauses, der Bau einer Fasanerie, die Errichtung der hübschen Holzhütte für Nandus und Alpakas in ihrem großzügigen Gehege und vor allem der Bau des bei Jung und Alt beliebten Bauernhofes im Fachwerkstil als Anlage für Streicheltiere. Ebenso sind Eingang und Kassenhäuschen neu gestaltet worden.

Die Stadtverwaltung von Limbach-Oberfrohna hat sich nun seit 2010 gemeinsam mit dem Tierparkförderverein die Aufgabe gestellt, den Tierpark als einen führenden Kleinstadt-tierpark mit überregionaler Bedeutung zu entwickeln. Die Mission besteht darin, das öffentliche Interesse am Tierpark Limbach-Oberfrohna als Teil des Stadtparks zu erhöhen und den Anforderungen an eine moderne Haltung von Wildtieren in menschlicher Obhut noch besser gerecht zu werden, indem für die Tiere Bedingungen geschaffen werden, die mit dem Begriff „artgemäße“ Tierhaltung definiert sind und den internationalen Zoostandards entsprechen.

Die Tieranlagen sollen dabei so naturnah wie möglich gestaltet werden, um dem Besucher einen Eindruck vom Lebensraum in der Wildbahn zu vermitteln. Es sollen Landschaftsanlagen geschaffen werden, welche den originären Lebensräumen möglichst nahe kommen. Auch im Namen der Anlagen, wie z. B. „Flamingoland“ anstatt einer wenig spezifischen Bezeichnung „Flamingo-Gehege“, soll sich dieser Ansatz dann niederschlagen.

Ebenso werden völkerkundliche Aspekte aus den Heimatländern der Tiere Berücksichtigung

finden, um das Wissen über „fremde“ Völker zu verbessern und Empathie für sie zu empfinden. Ein Anliegen heute wichtiger denn je. Mit dem kleinen, vorläufigen Indianerdorf, welches vom Tierparkförderverein gemeinsam mit dem Verein „Silberbüchse e.V.“ in Hohenstein-Ernstthal 2014 errichtet wurde, ist ein erster Schritt in diese Richtung getan.

Zielstellung ist letztlich eine nachhaltige Wirkung auf das kulturelle Leben unserer Stadt, die Wahrnehmung des Tierparks als Stätte der naturkundlichen Bildung und des Artenschutzes durch bessere Bildungskonzepte, aber auch durch ein hohes Serviceniveau für die Besucher. Die Konsequenzen aus all den Zielen sind ein höherer Raumbedarf oder Einschränkung der Tier- und Artenzahl sowie höherer Gestaltungsaufwand; letztlich höhere finanzielle Aufwendungen. Was ist dem entgegen zu halten? Zum einen ist es die hohe Akzeptanz, die unser Tierpark heute schon genießt. Zum anderen sind es die Aufgaben, die einer solchen Einrichtung zukommen, in einer Zeit, in der nur noch wenige Menschen mit lebenden landwirtschaftlichen Nutztieren und noch weniger mit Wildtieren in direkten Kontakt kommen. „Nur wer Tiere kennt, wird Tiere schützen“, ist ein Leitspruch des Verbandes der deutschen Zoodirektoren. Das Hauptanliegen eines modernen zoologischen Gartens oder Tierparks beinhaltet die Sensibilisierung der Bevölkerung für den Artenschutz und die Vermittlung von Bildung zur Erhaltung der Biodiversität, also einer möglichst hohen biologischen Vielfalt, die auch für das Überleben der Menschheit und für das Leben schlechthin von entscheidender Bedeutung sein wird. Es ist leider kein Scherz, dass es heute nicht wenige Kinder gibt, die glauben, Kühe wären von Natur aus lila und Kälber kämen aus



Indianerdorf im Amerika Tierpark
Limbach-Oberfrohna
Foto: Chr. Meurer

der „Kuhherstelle“, wie der Autor schon vor 30 Jahren bei einem Kindergartenbesuch erfahren musste.

Auch die Stadt Limbach-Oberfrohna will mit ihrem Tierpark einen Beitrag zur Erfüllung dieses großen kulturellen Anliegens, des Schutzes und Bewahrens vieler bedrohter Arten leisten und damit einen Bildungsauftrag erfüllen. Und wir haben in unserer Stadt ja nicht bei Null begonnen. Bereits vor mehr als 100 Jahren haben die Limbacher Bürger unseren schönen Stadtpark geschaffen, und es sollte unser aller Anliegen sein, diesen nicht nur zu erhalten, sondern ihn noch besser zu gestalten und zu nutzen. Mit seiner zeitgemäßen Umgestaltung als untrennbarer Teil dieses „Erbstückes“ ist das Ziel verbunden, den Tierpark noch schöner gartenarchitektonisch einzupassen, zum Wohle der Tiere und zur Erbauung der Menschen. Neben der Tierhaltung müssen weitere Aufgaben bedacht werden, nämlich Erholungseffekte für Groß und Klein zu erzielen und anderweitig guten Service zu bieten (Spielplätze, Gastronomie, Zooshop etc.).

Ohne Zweifel war die Schaffung des Stadtparks in Limbach vor mehr als 100 Jahren der prosperierenden Textilindustrie und dem damit verbundenen wirtschaftlichen Aufschwung zu danken. Heute, da sich die technischen Möglichkeiten zur Gestaltung einer modernen Wildtierhaltung wesentlich verbessert haben, ist es möglich geworden, Tierparks besser zu gestalten, und das sollte genutzt werden.

Am 4. Oktober 2010 stimmte der Stadtrat mit großer Mehrheit einem vom Tierparkförderverein gemeinsam mit den Verantwortlichen der Stadtverwaltung erstellten Entwicklungsplan (Masterplan) zur Umgestaltung des Tierparks Limbach-Oberfrohna in einen Themenpark „Amerika“ zu. Diesem Plan kommt im Wesentlichen die Aufgabe zu, für alle neuen Anlagen das einheitliche Design festzulegen. Geplant sind neben Flamingoland und Pinguinland, die Pampa Patagoniens, eine Imitation der Iguazu-Wasserfälle mit der Haltung von Jaguaren, Amazonien als kleines Tropenhaus mit z. B. der Haltung von Tapiren, die Wüsten Arizonas (Klein-Arizona u. a. mit einem Paar Rotluchse ist schon fertig gestellt), die Prärien der nordamerikanischen Indianer mit Bisons, Alaska, z. B. mit den weißen Polarwölfen und Schneegämsen sowie Polarfüchsen und Schneeeulen. Nicht zu vergessen das Inkaland als Streichelzoo, dem eine zentrale Rolle zugeordnet ist, um vor allem Kindern direkten Tierkontakt zu ermöglichen, aber auch weitere, anspruchsvolle Spielmöglichkeiten zu bieten. Bis zur vollständigen Erfüllung dieses Masterplanes sind mehr als 20 Jahre zu veranschlagen.

Natürlich zwingen finanzielle und räumliche Gegebenheiten auch zur Einschränkung. Aus die-



sen Zwängen heraus können aber auch Vorteile entstehen. Indem unser Tierpark nicht sehr groß, gut überschaubar und leicht zu begehen ist, eignet er sich besonders für Kinder, die z. B. das Laufen erst lernen müssen, oder für ältere Besucher, denen längere Wege beschwerlich geworden sind. Mit der Schaffung eines allseits Interesse weckenden Themenparks, der gleichzeitig einem Alleinstellungsanspruch gerecht wird, aber auch „Arbeitsteilung“ zu benachbarten tiergärtnerischen Einrichtungen ermöglicht, kann der Nachteil der Platzeinschränkung gut kompensiert werden. Auch ist ein solcher Themenpark von hoher Werbewirksamkeit. Es wird dann vielleicht sonntags heißen: „So, Kinder, auf in den Amerikapark Limbach-Oberfrohna!“ Dabei ist unser Tierpark heute schon über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt und als attraktiv bewertet. Die Besucherzahlen haben sich mit knapp 62.000 Besuchern im Jahre 2015 gegenüber den Vorjahren fast verdoppelt. Damit einhergehend ergeben sich auch positive wirtschaftliche Effekte für unsere Stadt, wenn diese auch schwer zu berechnen sind.

Warum das Thema „Amerika“? In Mitteldeutschland hat sich bislang kein Zoo auf diesen Erdteil spezialisiert. Die Tierwelt passt sehr gut in Vielfalt und Raumanspruch zu den gegebenen Möglichkeiten; auch gibt es seit über 100 Jahren bedeutsame wirtschaftliche Beziehungen zwischen Amerika und unserer Stadt.

Im Jahre 2013 konnte das erste großes Projekt, die Errichtung einer naturnahen, für Besucher begehbaren und übernetzten Anlage für südamerikanische Sumpf- und Wasservögel, dominiert von einer Kolonie der attraktiven Roten Flamingos, das „Flamingoland“, eröffnet werden. Mit Unterstützung der Sparkasse Chemnitz war der Tierparkförderverein neben seiner beratenden Tätigkeit und der Übernahme der Bauleiterfunktion für einen Teilauftrag mit ca. 30 Prozent an den Kosten beteiligt. Die Be-

Rote oder Kuba-Flamingos
im Flamingoland
Foto: J. Meurer

Unterricht in der Tierparkschule
© Tierparkförderverein
Limbach-Oberfrohna e. V.



sucherresonanz war ausgezeichnet. 2015 gab es schon die erste erfolgreiche Naturbrut mit Aufzucht des Jungvogels.

Bis zum „Tag der Sachsen“ Anfang September 2016 wurden als zweites großes Projekt das „Pinguinland“ und der Erweiterungsbau für die Tierparkschule fertig gestellt. Auch im „Pinguinland“ wird eine südamerikanische Landschaft nachgeahmt. Sie beherbergt u. a. eine südamerikanische Pinguinart, Inkaseschwalben, Graukopfmöwen und Dampfschiffenten. Diese Anlage ist für Besucher begehbar und übernetzt, eine große Glasscheibe bietet Unterwassereinsicht und eine Beobachtungshütte vermittelt Nationalparkflair sowie über entsprechend gestaltetes Lehrmaterial biologisches Wissen. Der Tierparkförderverein ist neben seiner beratenden Tätigkeit mit 60.000 Euro an den Kosten beteiligt, wobei er auch hierfür die Unterstützung der Sparkasse Chemnitz gefunden hat.

Das „Flamingoland“ hat bei den Tierparkbesuchern großen Anklang gefunden. Es ist dort Biologie pur zu erleben. Bis zu 150 Vögel in 20 verschiedenen Arten leben weitgehend unkompliziert miteinander, paaren sich, bauen Nester und ziehen dort ihre Jungen auf. All das können die Besucher aus nächster Nähe beobachten. Nur wenigen sind solche Beobachtungen in der Natur vergönnt, nur selten kommt der Naturfreund so nah wie in „Flamingoland“ an die Brutstätten der Vögel heran, die sich im Übrigen dort von Besuchern völlig unbeeindruckt zeigen. Umso mehr sind Letztere beeindruckt von der Vielfalt der Arten und Gefiederfarben der Kubaflemingos und Roten Sichler, Nacht- und Seidenreiher, Rotfußseriemas und der diversen Enten- und Pfeifgansarten.

Der Tierparkförderverein übergab 2011 ein mit Unterstützung des Lionsclubs Limbach-Ober-

frohna in eine Tierparkschule umgebautes Arbeitsgebäude des Tierparks der Stadt und betreibt die Schule auch. Hier findet Biologieunterricht statt, und es hat sich eine Schüler-Arbeitsgemeinschaft zur Aneignung speziellen Wissens und zur Weitergabe des Gelernten an Andere etabliert. Zum Beispiel wird bei Führungen, aber auch bei der Gestaltung von Anschauungstafeln und anderer Lehrmaterialien das erworbene Wissen von den Schülern als Zoolotsen weitergegeben. Damit kommen der Tierparkförderverein und der Tierpark den Aufgaben eines Tierparks besonders nachhaltig nach, die Menschen für den Artenschutz und den Erhalt der biologischen Vielfalt zu sensibilisieren, Emotionen wach zu rufen und aufzuklären.

Die Akzeptanz für die Tierparkschule ist stetig gewachsen. Im Jahre 2015 sind ca. 300 Lehrstunden geleistet worden. Nicht nur Schulen aus Limbach-Oberfrohna, sondern auch aus dem Umland nehmen die Leistungen der Tierparkschule gern in Anspruch. Die vorhandenen Kapazitäten reichten nicht mehr aus, so dass sich der Tierparkförderverein zum Anbau eines zweiten Klassenraumes entschlossen hat. Vor Schuljahresbeginn 2016 wurde der Anbau eröffnet und der Stadt Limbach-Oberfrohna übergeben.

Auf dem endgültigen Weg zum Themenpark Amerika wird sich der Wechsel bei den Tierarten allmählich vollziehen. Dieser wird weitgehend erst dann vollzogen sein, wenn er beim Bau von neuen Anlagen erforderlich wird oder die Tiere ihr biologisches Ende erreicht haben. Bereits heute sind „Amerikaner“ zahlreich vertreten. So gehören Nandus, Seiden- und Nachtreiher sowie Rote Sichler, Falklandkarakaras, Schnee-Eulen, Blaukehlguans, Rotfußseriemas, Ipecaharallen, Schwarzhalschwäne, Kanada-



Rotluchse, die kleinste Luchsart, im Amerika Tierpark
Foto: J. Meurer

und Schneegänse, drei Pfeifgansarten, zwei Arten Aras, Venezuela-Amazonen, Mönch- u. a. südamerikanische Sittiche, Gelbbrustkapuzineraffen, Nasenbären, Rotluchse, Alpakas, Meerschweinchen, Agutis, Capybaras, auch Wasserschweine genannt, und Große Maras bereits zu unserem Tierbestand. Dazu kommen Haustiere, wie Zebus, Esel, Schafe, Ziegen, Hühner, die allesamt heute, zwar von Europäern mitgebracht, auch in Amerika die Tierwelt dominieren.

Der Tierpark engagiert sich auch direkt für den Artenschutz, ex situ, d. h. außerhalb der Natur durch Haltung vom Aussterben bedrohter Tiere in Menschenhand und in einem Falle auch in situ, d. h. durch Unterstützung des Artenschutzes im Ursprungsland der Tiere. Das bedeutendste Projekt ist die Haltung der in Brasilien hochgradig vom Aussterben bedrohten Gelbbrustkapuziner in unserem Tierpark, wobei der Tierparkförderverein auch die Artenschutzbemühungen vor Ort finanziell unterstützt. Weiter beteiligt sich der Tierpark an der Haltung der China-Leoparden und des Kleinen Soldatenaras. Paradoxerweise muss die Fortpflanzung der Leoparden derzeit leider verhindert werden, da die Kapazität zur Haltung dieser in China fast ausgestorbenen Unterart in den Zoos erschöpft ist.

Die Gestalter des Entwicklungsplanes wünschen sich, dass die Entwicklung des Tierparks zur Herzenssache aller Bewohner unserer Stadt wird, gemäß dem Spruch im Stadtwappen: „Suchet der Stadt Bestes“. Durch regelmäßige Besuche des Tierparks, Mitwirken im Förderverein, die Übernahme von Tier- und Baumpatenschaften, Besuche von Veranstaltungen des Fördervereins, für die wir kompetente Redner mit in-

teressanten Themen organisieren, aber auch durch Zuwendungen ideeller und materieller Art darf jeder mithelfen, das anspruchsvolle Ziel zu erreichen. Von den finanziellen Möglichkeiten wird es allerdings – neben dem Engagement unserer Bürger – im Wesentlichen abhängen, wie viel Zeit bis zur Umsetzung des Masterplanes vergehen wird. Aber selbst wenn dabei noch so manche Hürde zu nehmen sein wird, so darf heute schon eingeschätzt werden, dass der „Amerika Tierpark“ einen bedeutenden Platz im kulturellen Leben unserer Stadt einnehmen und ständig an Attraktivität gewinnen wird.

Autor

Prof. Dr. Klaus Eulenberger
Vorsitzender Tierparkförderverein Limbach-Oberfrohna e. V.
Tierparkstraße 1
09212 Limbach-Oberfrohna

Gelbbrustkapuziner, eine vom Aussterben bedrohte Affenart im Amerika Tierpark
Foto: J. Meurer





Für sachdienliche Hinweise wie auch anderweitige Unterstützung danke ich Herbert Grimm, Thomas Harbig, Christian Kirchner, Dieter Kronbach, Dieter Saemann und Dr. Hermann Schnurrbusch.

Das Europäische Vogelschutzgebiet „Limbacher Teiche“

Eine bedeutende Teich- und Feuchtwiesenlandschaft in Südwestsachsen

Jens Hering

Die Lachmöwenkolonie auf der Insel im Großen Teich, 2. Mai 2006
Foto: Jens Hering

Zu den bedeutendsten Feuchtgebieten in Südwestsachsen zählen die im Landkreis Zwickau befindlichen Limbacher Teiche. Vor allem in Ornithologenkreisen ist das südlich der Großen Kreisstadt Limbach-Oberfrohna zwischen 360 und 420 Meter ü. NN gelegene Teichgebiet im ansonsten eher stillgewässerarmen Hügelland überregional bekannt. Das insbesondere auf Grund seiner Lachmöwenkolonie (*Larus ridibundus*) und jahrzehntelanger Forschung an der Zwergschnepfe (*Lymnocyptes minimus*).¹ Aktuell umfasst die Gesamtartenliste 232 nachgewiesene Vogelarten, wobei ca. 90 Arten mehr oder weniger regelmäßig im Gebiet brüten. Schon längst überfällig führte die hohe Schutzwürdigkeit im Juni 1994 zur Unterschutzstellung als Landschaftsschutzgebiet mit einer Größe von ca. 520 ha. Die Kernzonen wurden schließlich im November 2006 zum Europäischen Vogelschutzgebiet und im Januar 2011 zum FFH-Gebiet² erklärt. Zudem existieren in diesem Schutzgebietskomplex seit Anfang der 1990er Jahre mehrere Flächennaturdenkmale und zahlreiche geschützte Biotope. Charakterisiert wird dieses Gebiet vor allem durch Nass-, Feucht- und Frischwiesen sowie durch Niedermoore, Fischteiche wie auch unterholzreiche Feld- und Waldgehölze. Neben der avifaunistischen Bedeutung als wertvolles

Brut-, Durchzugs- und Rastgebiet vor allem für an Gewässer gebundene Vogelarten ist die Besonderheit in der Vielfalt der Lurch- und Kriechtierarten, der Libellenfauna sowie seltener Pflanzengesellschaften begründet.³

Die im Gebiet verteilt liegenden Kernzonen des Vogelschutzgebietes sollen nachfolgend hinsichtlich der avifaunistischen Bedeutung und diverser Besonderheiten näher vorgestellt werden.

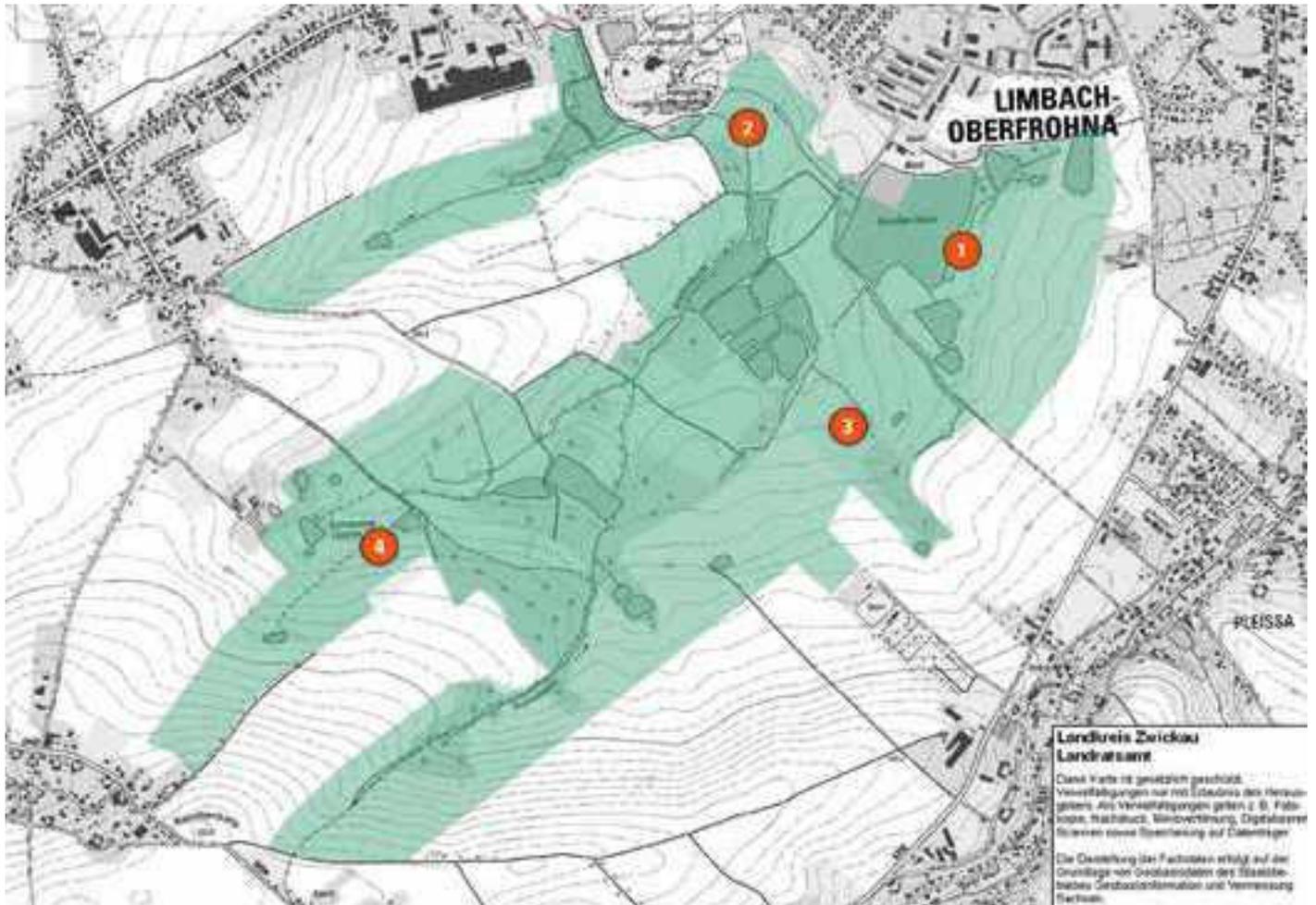
Der Große Teich – Wasservogelreichtum am Stadtrand

Im Nordosten des Vogelschutzgebietes, unmittelbar am Stadtrand von Limbach-Oberfrohna, liegt zwischen Landwirtschaftsflächen und dem Stadtpark der Große Teich. Bekannt ist das Gewässer schon seit alters her als Fischzucht- und Naturbadeteich. Aber auch der Gedanke, den Teich unter Naturschutz zu stellen, existierte schon lange Zeit. Eine rechtskräftige Unterschutzstellung erfolgte jedoch erst am 2. November 1993, als ein wesentlicher Teil des Gewässers einschließlich der Uferzonen und angrenzender Teiche als Flächennaturdenkmal gesichert wurde.⁴

Erstmals wird das etwa neun Hektar große Gewässer 1596, zur Zeit der Teilung des Limbacher Rittergutes, urkundlich erwähnt. Fünfzehn

1 Vgl. u. a. J. Hering: Die Lachmöwe (*Larus ridibundus*) als Brutvogel in Südwestsachsen, in: Mitteilungen des Vereins Sächsischer Ornithologen 9 (2004), S. 359-378; J. Hering/D. Kronbach: Die Häufigkeit der Zwergschnepfe *Lymnocyptes minimus* als Durchzügler und Wintergast in Südwest-Sachsen, in: Limicola 21 (2007), S. 257-286.

2 Hierbei handelt es sich um ein europäisches Schutzgebiet, das nach der Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie ausgewiesen wurde und dem Schutz von Tieren (Fauna), Pflanzen (Flora) und Lebensraumtypen (Habitaten) dient. FFH-Gebiete und Europäische Vogelschutzgebiete gehören zum sogenannten Natura 2000-Netzwerk.



Jahre später lag der Teich trocken, und es wurde Hafer auf dessen Sohle angebaut. Ab 1746 staute sich dann wieder Wasser am Hauptdamm und Fischzucht konnte betrieben werden. Am 16. Juni 1892 wurde zudem am Nordufer ein städtisches Freibad eröffnet, dessen Betrieb 2009 aus Kostengründen leider aufgegeben werden musste. Seit 2011 wird an diesem Standort ein privat geführtes Saunabad betrieben. Die noch vor wenigen Jahren praktizierte intensive fischereiwirtschaftliche Nutzung in Form der Karpfenhaltung ist heute eingestellt. Das naturkundliche bzw. jagdliche Interesse am Großen Teich lässt sich bis in das Jahr 1845 zurückverfolgen. Oskar Brehm, der Bruder des berühmten Zoologen und Forschungsreisenden Alfred Edmund Brehm, war in Limbach für kurze Zeit als Apothekergehilfe tätig und schoss im September 1845 hier einen Ohrentaucher (*Podiceps auritus*).⁵ Weiterhin berichten alte Quellen von dem Limbacher Fabrikanten Robert Berghänel, der Ende des 19. Jahrhunderts im Limbacher Teichgebiet als Jäger auf Pirsch ging und dabei eine reichhaltige Vogelsammlung anlegte.⁶ Nach Jahren bildete diese den Großteil der ornithologischen Abteilung des Limbacher Heimatmuseums. Leider sind aber heute diese Präparate nicht mehr auffindbar.

Dagegen wurden die ersten naturschützerischen Gedanken vermutlich in den 1950er Jahren geboren, als eine kleine Gruppe von Ornithologen um Gert Kleinstäuber im Teichgebiet beobachtete. Die „Volksstimme“ berichtete im August 1954 von einer Unterschutzstellung des Großen Teiches. Die Naturschutzbehörde des Kreises hatte am 12. Juli 1954 mittels amtlicher Bekanntmachung das Gelände zum „Vogelschutzgebiet“ erklärt. Inwieweit dieser Schutzstatus Rechtskraft hatte und wie lange er existierte, ist unklar. Ebenso sind Aufzeichnungen über die Flora des Teiches vergangener Tage rar. Lediglich Gottfried Koch, ein Limbacher Lehrer, der hauptsächlich am nahegelegenen Schaftich⁷ botanisch tätig war, besuchte gelegentlich in den 1950er und 1960er Jahren auch das Teichgebiet. So berichtet er beispielsweise von einem breiten, den östlichen Uferbereich säumenden Verlandungsgürtel, in dem die Gemeine Teichsimse (*Schoenoplectus lacustris*) bestandbildend gewesen sein soll. Als weitere Arten nennt er Gemeine Strandsimse (*Bolboschoenus maritimus*), Krauses Laichkraut (*Potamogeton crispus*) und Gift-Hahnenfuß (*Ranunculus sceleratus*). Umfangreiche Untersuchungen zur floristischen Ausstattung des Gewässers und der näheren Umgebung erfolg-

Lage des Europäischen Vogelschutzgebietes Limbacher Teiche (grüne Markierung) einschließlich der Flächennaturdenkmale Großer Teich (1), Landschilfbestand am Tierpark (2) und Lohteichtal (3) sowie des Meinsdorf-Rußdorfer Wiesenkomplexes (4).

- 3 R. Steffens/W. Buder/S. Rau: Pflege- und Entwicklungskonzeption für das Limbacher Teichgebiet. Unveröffentlichtes Manuskript, 1990; Staatliches Umweltfachamt Chemnitz: Schutzwürdigkeitsgutachten für die geplanten Naturschutzgebiete „Großer Teich“, „Landschilfbestand am Tierpark“, „Feuchtwiesen am Rußdorfer Holz“ im Bereich des Landschaftsschutzgebietes „Limbacher Teiche“. Unveröffentlichtes Manuskript, 1992; Büro für ökologische Studien: Managementplan für das FFH-Gebiet Limbacher Teiche. Unveröffentlichtes Manuskript, 2007.
- 4 J. Hering: Flächennaturdenkmal Großer Teich. Schutzgebiete im Limbacher Land, Teil 19, in: Journal für das Limbacher Land 3/2001, S. 24-26.

- 5 J. Hering: Oskar Brehm 1845 in Limbach Apothekergehilfe, in: Spuren zwischen Limbacher Land und Zwickauer Mulde 1/2004, S. 5-8.
- 6 W. Weise: Verzeichnis der Vögel des Burgstädter und Limbacher-Oberfrohaer Raumes, in: Mauritiana 13 (1991), S. 273-293.
- 7 J. Hering: Das Schaftteichgebiet. Schutzgebiete im Limbacher Land, Teil 1, in: Journal für das Limbacher Land 5/1997, S. 14-15.
- 8 Staatliches Umweltfachamt Chemnitz 1992 (wie Anm. 3).
- 9 Vgl. u. a. J. Hering: Brutverbreitung und Bestandsentwicklung des Schwarzhalstauchers (*Podiceps nigricollis*) in Sachsen, in: Mitteilungen des Vereins Sächsischer Ornithologen 9 (2005), S. 445-478.
- 10 J. Hering/D. Kronbach in Vorbereitung.
- 11 D. Kronbach/J. Hering/U. Heidenreich in E. Flöter/T. Hallfarth/W. Heim/J. Hering/D. Kronbach/M. Ritz/J. Ulbricht/M. Zischewski: Ornithologische Beobachtungen 2011 in Sachsen 1 (2014), S. 4-102.
- 12 J. Hering/D. Kronbach: Außergewöhnliche Gelegegröße bei der Reiherente, in: Ornithologische Mitteilungen 57 (2005), S. 47.

ten dann erst wieder Anfang der 1990er Jahre. Der Botaniker Gerhard Kühnert kartierte über 250 Gefäßpflanzenarten, die in einem Schutzwürdigkeitsgutachten Erwähnung fanden.⁸ Die Artenvielfalt ist vor allem auf den Strukturreichtum aus Verlandungs- und Schwimmblattvegetation, uferbegleitenden Strauchgruppen, einem Erlenbruchwald sowie Hochstaudenfluren zurückzuführen. Zu den nennenswerten Arten gehören z. B. Kleiner Baldrian (*Valeriana dioica*), Gewöhnliches Pfeilkraut (*Sagittaria sagittifolia*), Gewöhnlicher Wasserhahnenfuß (*Ranunculus aquatilis*) und Durchwachsenes Laichkraut (*Potamogeton perfoliatus*). Herausragend und damit gebietsprägend ist die Wasservogelwelt des Großen Teiches und der unmittelbaren Umgebung. Beachtlich viele Beobachtungsdaten sammelten hier in den letzten Jahrzehnten vor allem die Limbacher Ornithologen Dieter Kronbach, Jens Hering und Ulrich Heidenreich. So konnten bisher ca. 50 Brutvogelarten für diesen Teil des Vogelschutzgebietes nachgewiesen werden. Charakterarten sind u. a. Höckerschwan (*Cygnus olor*), Nilgans (*Alopochen aegyptiaca*), Reiherente (*Aythya fuligula*), Tafelente (*Aythya ferina*), Haubentaucher (*Podiceps cristatus*), Schwarzhalstaucher (*Podiceps nigricollis*), Blässhuhn (*Fulica atra*), Teichrohrsänger (*Acrocephalus scirpaceus*), Dorngrasmücke (*Sylvia communis*), Kuckuck (*Cuculus canorus*) und Rohrammer (*Emberiza schoeniclus*).⁹ Eine besondere Bedeutung als Brutstätte für an Gewässer gebundene Arten hat die inmitten des Teiches befindliche Insel, die im Rahmen einer Ausgleichsmaßnahme 1992 angelegt wurde. Seit nunmehr 16 Jahren ist hier von Mitte März bis Ende Juli Möwengeschrei zu hören. Vordem notierten Vogelkundler die Lachmöwe in ihren Tagebüchern stets nur als Durchzügler in den Frühjahrs- und Herbstmonaten. Selten wurden einzelne Vögel auch im Sommer beobachtet. Im Jahr 2001 kam es dann erstmals zu Bruten. Im Juni hatten drei Paare auf der mit Sträuchern und Hochstauden be-

standenen Insel Nester gebaut, doch nur fünf Junge wurden flügge. Im Folgejahr konnten schon 75 Nester gezählt werden und seit 2003 existiert nun eine 200 bis 300 Paare große Kolonie. Neben der aufmerksamen Beobachtung des Brutgeschehens steht seit 2011 auch die Beringung der Jungvögel mit farbigen Kennringen auf dem Programm, wobei mittlerweile 108 Individuen mindestens einmal abgelesen werden konnten. Rückmeldungen liegen aus Frankreich, Italien, Spanien, Irland, Belgien, Niederlande, Tschechien, Schweiz, Österreich sowie aus anderen Teilen Deutschlands vor. Ebenfalls sind immer wieder auf der Insel im Großen Teich beringte Jungvögel in nachfolgenden Jahren als Brutvögel dort nachweisbar.¹⁰ Von der von Prädatoren freien Insel profitiert neben der Lachmöwe ganz besonders auch die Reiherente. Seit vielen Jahren existiert sogar ein Massenbrutplatz. So konnten beispielsweise im Juli 2011 mindestens 44 bebrütete Gelege mit 501 Eiern gezählt werden.¹¹ Das bisher größte festgestellte Gelege zählte 41 Eier, wobei sicher mehrere Weibchen daran beteiligt waren.¹² Der Große Teich ist zudem als Mauser-, Durchzugs- und Rastgewässer mit etwa 200 registrierten Arten überregional bedeutsam. Besonders bei abgesenktem Wasserstand und dadurch freiliegenden Schlammflächen sind in den Herbstmonaten oft beachtliche Trupps verschiedener Entenvögel und teils zahlreiche Limikolen nachweisbar. Ebenso durchstreifen während des Heim- und Wegzuges in Anzahl Singvogelarten, vor allem Laubsänger, Rohrsänger, Grasmücken und Meisen nahrungssuchend die Gebüsche am Ufer des Teiches. Aber auch anderen Tiergruppen galt speziell in den letzten drei Jahrzehnten die Aufmerksamkeit. Zu den bisher 13 festgestellten Arten der Herpetofauna gehören u. a. Kammolch (*Triturus cristatus*), Moorfrosch (*Rana arvalis*), Springfrosch (*Rana dalmatina*) und Ringelnatter (*Natrix natrix*). Die Bedeutung des aquatischen Lebensraumes belegen zudem etwa 30 nachgewiesene Libel-

links: Auf der Insel im Großen Teich farbberingte Lachmöwe, 11. Juni 2014
Foto: Jens Hering



rechts: Teichrohrsänger mit fast flüggem Kuckuck in einem Schilfröhricht nahe dem Großen Teich, 4. Juli 2015
Foto: Thomas Harbig



lenarten. Häufig sind Gemeine Binsenjungfer (*Lestes sponsa*), Gemeine Becherjungfer (*Enallagma cyathigerum*), Großer Blaupfeil (*Orthetrum cancellatum*) und Plattbauch (*Libellula depressa*), seltener dagegen Großes Granatauge (*Erythromma najas*), Gebänderte Heidelibelle (*Sympetrum pedemontanum*) und Braune Mosaikjungfer (*Aeshna grandis*).

Von der Unteren Naturschutzbehörde des Landkreises Zwickau angeordnet, finden seit Jahren zum Erhalt und zur Förderung von Fauna und Flora des Großen Teiches gezielt Biotoppflege- und Biotopgestaltungsmaßnahmen sowie Artenschutzmaßnahmen statt. Dazu zählen die jährliche Absenkung des Gewässers von September bis November zur Schaffung einer ca. 10 bis 15 Meter breiten Schlickfläche als Rast- und Nahrungshabitat für Wasservogelarten, der regelmäßige Gehölzrückschnitt in den Wintermonaten auf der Brutvogelinsel zur Freihaltung der Wasservogel-Brutplätze wie auch auf einem dem Hauptdamm vorgelagerten mit Schilf bewachsenen Damm sowie in Teilbereichen am Ostufer zum Erhalt und zur Förderung der dortigen Röhrichtbestände. Weitere Artenschutzmaßnahmen sind z. B. die Unterhaltung von Bühnenreihen im Umfeld der Brutvogelinsel als Sitzwarte für diverse Wasservögel und zur Optimierung des Bruthabitats, die regelmäßige Beseitigung illegal angelegter Wege, hauptsächlich in den Brutvogelzonen am Ostufer des Großen Teiches. Abgelassen wird das Gewässer aller fünf Jahre zur Kontrolle des Wildfischbestandes und zur Bekämpfung von Neozoen. Desweiteren finden ganzjährig diverse Monitoringprogramme zur Erfassung der Brut- und Rastvogelarten, insbesondere der Arten nach Anhang I der Europäischen Vogelschutzrichtlinie, statt.

Das Lohteichtal – Geschichte einer Renaturierung

Zu den erfolgreichsten Renaturierungsmaßnahmen in der Chemnitzer Region zählt zweifellos die Wiedervernässung des Lohteichtales im mittleren Teil des Vogelschutzgebietes. Innerhalb von nur wenigen Jahren entwickelte sich hier wieder eine reich strukturierte Feuchtwiese mit bemerkenswerten Vorkommen an Pflanzen- und Tierarten. Aufgrund dessen wurde das Lohteichtal am 26. September 2000 zum Flächennaturdenkmal erklärt.¹³

Die insgesamt etwa zehn Hektar umfassende Fläche liegt auf Pleißaer Flur zwischen einem Flurgehölz und den sogenannten Schimmels Teichen. Vermutlich bis in die 1930er Jahre existierten hier mehrere kleine Teiche, die zur Fischzucht dienten. Später verlandeten die Gewässer oder wurden zum Zweck der Wiesenutzung trockengelegt. In der nachfolgenden



Zeit bis 1987 waren große Bereiche des Lohteichtales Dauergrünland. Im Mai oder Anfang Juni wurde die Fläche gemäht und dann bis zum Ende der Vegetationsperiode als Jungviehweide genutzt. Auf Grund des wasserstauenden Untergrundes und defekter Drainage entwickelten sich an mehreren Stellen Nasswiesenstrukturen, die insbesondere für verschiedene Wiesenvogelarten von Bedeutung waren. Vor allem zahlreiche Wasserlachen mit angrenzenden Binsen- und Seggenbeständen hatten während der Frühjahrs- und Herbstmonate eine anziehende Wirkung. So rasteten beispielsweise oft Kiebitze (*Vanellus vanellus*), Bekassinen (*Gallinago gallinago*) und viele Kleinvogelarten, für die das von Wegen freie und demnach störungsarme Gebiet ausreichend Nahrung und Ruhe bot. Die sich für den Natur- und Artenschutz so positiv entwickelnde Wiesenlandschaft passte allerdings nicht in das Nutzungskonzept der damaligen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. Ein großangelegtes Meliorationskonzept führte 1987 zur Entwässerung. Proteste von Naturschützern und Ornithologen stießen bei den Verantwortlichen auf taube Oh-

Das als Rast- und Überwinterungsplatz für Bekassine und Zwergschnepfe bekannte Lohteichtal, 29. Juni 2016
Foto: Jens Hering

13 J. Hering: Flächennaturdenkmal Lohteichtal. Schutzgebiete im Limbacher Land, Teil 18, in: SJournal für das Limbacher Land 2/2001, S. 24-26.

14



Rastende Zwergschnepfe im Lohteichtal, 13. Dezember 2011
Foto: Jens Hering

- 15 C. Noppe: Feuchtwiesenrenaturierung Lohteichtal. Zustandsbewertung nach 5 Jahren, in: Staatliches Umweltfachamt Chemnitz (Hrsg.): Arten- und Biotopschutzbericht der Region Chemnitz-Erzgebirge, Chemnitz 2000, S. 26-35.
- 16 J. Hering: Beitrag zur Überwinterung der Bekassine (*Gallinago gallinago*) in Sachsen, in: Mitteilungen des Vereins Sächsischer Ornithologen 8 (2000), S. 526-530; Hering/Kronbach 2007 (wie Anm. 1).
- 17 J. Hering: Flächennaturdenkmal Landschilfbestand am Tierpark. Schutzgebiete im Limbacher Land, Teil 12, in: Journal für das Limbacher Land 1/2000, S. 24-26.
- 18 Hering/Kronbach 2007 (wie Anm. 1); J. Hering/D. Kronbach (2008): Tarnung in Perfektion? Zwergschnepfen *Limnocyptes minimus* im Rastgebiet, in: Vogelwarte 47 (2008), S. 352-353; J. Hering/D. Kronbach: Stecknadeln im Sumpf. Auf der Suche nach Zwergschnepfen, in: Der Falke 56 (2009), S. 154-157.

Nasswiese und Landschilf als Bruthabitat von Wasserralle, Blaukehlchen, Teichrohrsänger und Rohrammer, 13. Juni 2013
Foto: Jens Hering



ren und in kürzester Zeit war mit schwerer Technik und mehreren hundert Metern Plastikrohr das Gebiet trockengelegt und umgebrochen. Lediglich eine kleine, stark versumpfte Fläche vor Schimmels Teichen erinnerte noch an die ehemals so wertvolle Sumpfwiese. Von nun an prägte Ackerbau das Gelände. Unter Einsatz von reichlich Mineraldünger und Pestiziden wurden Hafer, Wintergerste und Raps angebaut. Das Lohteichtal sollte aber nicht lange auf seine „Wiederbelebung“ warten. 1992 wurde im damaligen Staatlichen Umweltfachamt Chemnitz der Gedanke gefasst, die Fläche zu renaturieren. Die Genehmigungsbehörden erkannten nach längerer Überzeugungsarbeit die Sinnhaftigkeit des Vorhabens, so dass 1994 nach der Einigung mit den Flächeneigentümern unter dem Einsatz von Fördermitteln des Freistaates Sachsen die Umsetzung begann. Zudem wurde eine wissenschaftliche Begleituntersuchung beauftragt. Nach einer letzten Rapsernte kam es dann zur Entfernung der Hauptsammler und Zerstörung weiterer Drainagestränge. Außerdem wurde ein tiefer Entwässerungsgraben verfüllt und dort ein flaches, mäandrierendes Gewässers angelegt. Nach Abschluss der Hauptarbeiten im Oktober 1994 fand die Einebnung der Fläche statt, nachfolgend wurde gepflügt und zur Minderung des Nährstoffeintrags aus angrenzenden Äckern Hecken gepflanzt. Die Erwartung, eines Tages wieder eine artenreiche Nasswiese vorzufinden, erfüllte sich rasch. An vielen Stellen setzte sofort die Wiedervernässung ein, es entstanden großflächige Binsenfluren und inselartig Rohrkolbenbestände. Seitdem wird zur Pflege und Entwicklung die Fläche zweimal gemäht, nach Bedarf Gehölzaufwuchs geschnitten und teilweise extensiv beweidet. Die erste Mahd wie auch die Beweidung erfolgt in aller Regel nach Beendigung der Brutzeit.

Um den Prozess der Vegetationsentwicklung und dessen Dynamik zu verfolgen, wurde das Gebiet 1995 erstmals von Botanikern kartiert

und Dauerbeobachtungsflächen eingerichtet. Bis einschließlich 1999 währte die Untersuchung, mit dem Ergebnis, dass sich in den nur fünf Jahren zahlreiche Grünland- und Feuchtwiesenarten ausbreiten konnten.¹⁴ Mittlerweile sind neben dominierenden Seggen (*Crex* spp.) und Binsen (*Juncus* spp.) inselartige Bestände von Breitblättrigem Rohrkolben (*Typha latifolia*) und Wald-Simse (*Scirpus sylvaticus*) auffallend. Zudem sind u. a. Sumpfkatzdistel (*Cirsium palustre*), Sumpfschachtelhalm (*Equisetum palustre*), Sumpfhornklee (*Lotus pedunculatus*), Wiesenschaumkraut (*Cardamine pratensis*) und Kuckucks-Lichtnelke (*Silene flos-cuculi*) nicht selten. An trockeneren Stellen zeigen Wiesenmargerite (*Leucanthemum vulgare*) und Wiesenglockenblume (*Campanula patula*) gute Bestände.

Schon kurze Zeit nach der Wiedervernässung konnte ein Teil der Vogelarten, die früher das Lohteichtal als Brut- und Raststätte nutzten, wieder beobachtet werden. Die Artenzahl stieg von Jahr zu Jahr, wobei am 29. Juni 1996 bei der Wiesenmahd erstmals auch ein Küken des Wachtelkönigs (*Crex crex*) festgestellt werden konnte. Weitere Brutvogelarten sind jeweils mit mehreren Paaren Sumpfrohrsänger (*Acrocephalus palustris*), Dorngrasmücke und Rohrammer sowie in den umgebenden Hecken Neuntöter (*Lanius collurio*) und Goldammer (*Emberiza citrinella*). Vor allem ist die Feuchtwiese aber zur Zeit des Frühjahrs- und Herbstzuges ein Anziehungspunkt, insbesondere für Limikolen. Oft rasten in Anzahl Bekassine und Zwergschnepfe.¹⁵ Beide Arten sind hier auch im Winter regelmäßig anzutreffen. Durch die stete Kontrolle der im Gebiet aktiven Ornithologen gelangen in den letzten Jahren auch mehrmals Nachweise von Tüpfelsumpfhuhn (*Porzana porzana*), Doppelschnepfe (*Gallinago media*) und Sumpfohreule (*Asio flammeus*).

Der Landschilfbestand – aus Knabenkräutern wird Röhricht

Vermutlich noch Anfang der 1960er Jahre blühten zahlreiche Knabenkräuter (*Dactylorhiza* spp.) auf den zum Limbacher Teichgebiet gehörenden Wiesen südlich des Stadt- und Tierparks. Heute sind an diesem Ort keine Orchideen mehr zu finden. Auf dem ehemals artenreichen Grünland erstreckt sich nunmehr großflächig Schilf (*Phragmites australis*). Doch ist dieser Röhrichtbestand nicht minder von ökologischer Bedeutung. Insbesondere sind es röhrichtbewohnende Vogelarten, die in dem seit 1993 unter Naturschutz stehenden Gebiet einen optimalen Lebensraum finden. In dieses Flächennaturdenkmal einbezogen sind eine Nasswiese, ein Erlenbruch mit angrenzendem, auf moorigem Boden wachsendem Weidenge-

büsch, ein verlandeter Kleinteich, mehrere Tümpel und der das Gebiet durchfließende Frohnbach.¹⁶

Unmittelbar angrenzend an das Landschilf befindet sich in östlicher Richtung eine der größten und wertvollsten Nasswiesen im Vogelschutzgebiet. Diese wird hauptsächlich vom Wasser des Großen Teiches gespeist, aber auch alte, nicht mehr genutzte Brauchwasserleitungen lassen an defekten Stellen in der Wiese reichlich Wasser quellen. Entsprechend dem Nässegrad wechselt die Sumpflvegetation. An weniger feuchten Stellen dominieren Rohrglanzgras (*Phalaris arundinacea*) und Kohlratzdistel (*Cirsium oleraceum*), wogegen in stark versumpften Bereichen Schlang-Segge (*Carex acuta*) und Teich-Schachtelhalm (*Equisetum fluviatile*) bestandsbildend sind. Zu den Besonderheiten zählen hier Kleiner Baldrian und Sumpf-Labkraut (*Galium palustre*). Mitte der 1990er Jahre entdeckte der Botaniker Gerhard Kühnert während einer Bestandsaufnahme auch die in unserer Region seltene Zypergras-Segge (*Carex bohemica*), die jedoch schon wenige Zeit später aufgrund von Sukzessionsprozessen nicht mehr aufzufinden war. Der in der Frohnbachaue, im südwestlichen Bereich des Flächennaturdenkmales befindliche Erlbruch ist vor allem im Frühjahr, zur Blütezeit der Sumpfdotterblume (*Caltha palustris*), ein Blickfang. Ein Massenbestand dieses Hahnenfußgewächses überdeckt vielerorts den sumpfigen Waldboden. Aber auch das Bittere Schaumkraut (*Cardamine amara*) ist in stattlicher Zahl zu finden. Auf der anderen Seite des Baches hat sich in den letzten Jahrzehnten ein markantes Grauweiden-Gebüsch (*Salix cinerea*) entwickelt, wobei an offenen Stellen flächig Mädesüß (*Filipendula ulmaria*) wächst.

Für Ornithologen hat dieser Teil des Vogelschutzgebietes einen besonderen Stellenwert. Vor allem im Landschilf, einer der größten zusammenhängenden Bestände im Landkreis Zwickau, können die bekannten Röhrichtbewohner nachgewiesen werden. So sind alljährlich in mehreren Brutpaaren Teichrohrsänger, Rohrammer und neuerdings auch Drosselrohrsänger (*Acrocephalus arundinaceus*) sowie Blaukehlchen (*Luscinia svecica*) vertreten. Dazu kommen mindestens zwei Paare der Wasserralle (*Rallus aquaticus*) und nur ausnahmsweise oder in manchen Jahren Rohrweihe (*Circus aeruginosus*) und Schlagschwirl (*Locustella fluviatilis*). Die ehemals hier regelmäßig nistende Beutelmeise (*Remiz pendulinus*) wurde 2001 letztmalig als Brutvogel festgestellt.

Des Weiteren ist dieser Feuchtgebietskomplex für eine Vielzahl durchziehender und rastender Kleinvogelarten von Bedeutung. Ein unter der Obhut vom Ornithologen und Beringer Dieter Kronbach nun schon seit über 20 Jahren laufen-



des Beringungsprogramm (IMS = Integriertes Monitoring von Singvogelpopulationen) erfasst Durchzügler wie auch Brutvögel, um somit schlüssige Aussagen über Bestandsveränderungen einzelner Vogelarten treffen zu können. Dagegen ist die an das Schilf angrenzende Nasswiese vor allem während der kalten Jahreszeit von ornithologischem Interesse. Aus nördlichen Brutgebieten kommend, rasten und überwintern hier wie auch im Lohteichtal alljährlich Bekassine und Zwergschnepfe. Die Ergebnisse umfassender Beringungsarbeit an letztgenannter Art zeigen, dass einzelne Vögel über mehrere Jahre immer wieder die gleiche Raststelle aufsuchen.¹⁷

Um diesen vielstrukturierten Teilbereich des Vogelschutzgebietes zu erhalten und zu entwickeln, sind gezielt landschaftspflegerische Maßnahmen notwendig. Ein Großteil der Pflege im Schutzgebiet unterlag dabei in den letzten beiden Jahrzehnten dem NABU-Regionalverband Erzgebirgsvorland. Aufgrund der notwendigen, aber immer schwieriger werdenden Feuchtwiesenmahd wurden über mehrere Jahre auch Wasserbüffel zur Pflege eingesetzt. Dazu liefen mehrmals detaillierte Untersuchungen des Fachbereichs Landespflege der Hochschule für Technik und Wirtschaft Dresden zu Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes dieser Rinder in der Landespflege.¹⁸ Schwerwiegende Probleme mit Fördermitteln ließen allerdings eine Fortführung des erfolgreichen Projektes nicht mehr zu, so dass durch ausbleibende Beweidung bzw. Mahd die Zukunft des Limikolenrastplatzes in Frage steht.

Dieter Kronbach bei der Beringungsarbeit vor einer Schulklasse am Fangplatz im Flächennaturdenkmal Landschilfbestand am Tierpark, 27. Mai 2015
Foto: Regina Kronbach

19 Hochschule für Technik und Wirtschaft Dresden: Projekt Angewandter Umweltschutz SS 2005 „Möglichkeiten und Grenzen des Einsatzes von Wasserbüffeln in der Landespflege – Untersuchungen in einem Feuchtgebiet in Limbach-Oberfrohna“. Unveröffentlichtes Manuskript, 2005.

20 J. Hering: Die Bestandsentwicklung des Weißstorches (*Ciconia ciconia*) im Regierungsbezirk Chemnitz, in: Mitteilungen des Vereins Sächsischer Ornithologen 8 (1999), S. 337-358; J. Hering: Weißstorch erstmals mit Nachwuchs auf Rußdorfer Schornstein, in: Spuren zwischen Limbacher Land und Zwickauer Mulde 3/2004, S. 4-6.

21 J. Hering: Der Kiebitz (*Vanellus vanellus*) im Regierungsbezirk Chemnitz. Bestandsentwicklung, Brutbiologie, Durchzug und Rast, in: Mitteilungen des Vereins Sächsischer Ornithologen 8 (2001), S. 619-640.



Rußdorf-Meinsdorfer Wiesen, Vorkommensgebiet von Wachtelkönig und Sperbergrasmücke, 7. Juni 2016
Foto: Jens Hering

unten: Heckenpflanzung durch Mitglieder der NABU-Regionalgruppe auf Rußdorfer Flur, November 1990
Foto: Jens Hering

Die Rußdorf-Meinsdorfer Wiesen – Wachtelkönig und Co.

Durch ein vorbildlich praktiziertes Pflegeregime des NABU-Regionalverbandes Erzgebirgsvorland entwickelte sich in den letzten beiden Jahrzehnten im westlichen Teil des Vogelschutzgebietes aus ehemals intensiv genutztem Agrarland eine artenreiche Flachland-Mähwiese. Dabei handelt es sich um einen FFH-Lebensraumtyp, in dem hauptsächlich von extensiver Mahdnutzung geprägte Grünlandgesellschaften des Flach- und Hügellandes zu finden sind. Zu den dominanten Arten gehören Wiesen-Fuchschwanz (*Alopecurus pratensis*), Gewöhnliches Ruchgras (*Anthoxanthum odoratum*) und Feld-Hainsimse (*Luzula campestris*). Weitere auffallende Arten sind zudem Wiesen-Flockenblume (*Centaurea jacea*), Kuckucks-Lichtnelke, Wiesen-Margerite, Braunsegge (*Carex nigra*) und als Besonderheit Knöllchen-Steinbrech (*Saxifraga granulata*). Entstanden sind in diesem Teilbereich aber auch kilometerlange Hecken, Gehölzgruppen und mehrere, keiner fischereilichen Nutzung unterliegende Kleinteiche.

Von dieser positiven Landschaftsentwicklung und vor allem der diesen Teilbereich prägenden Störungsarmut profitieren u. a. mehrere Offenlandarten, so zum Beispiel der Wachtelkönig. In manchen Jahren sind hier mindestens zwei Brutpaare der in Südwestsachsen äußerst seltenen Wiesenvogelart nachweisbar. Die stets spät

durchgeführte Mahd lässt wie auch bei der Wachtel (*Coturnix coturnix*) eine gute Reproduktionsrate erwarten. Zu den nennenswerten Arten zählt ebenso die Sperbergrasmücke (*Sylvia nisoria*), die neuerdings mehrmals zur Brutzeit festgestellt werden konnte. Im Landkreis Zwickau gibt es aktuell nur noch ein weiteres Brutvorkommen im Naturschutzgebiet Am Rumpfwald bei Glauchau. Beachtlich ist im Gebiet der Rußdorf-Meinsdorfer Wiesen aber auch die hohe Brutdichte von Neuntöter, Dorngrasmücke und Goldammer und die Bedeutung als Nahrungshabitat, z. B. für die in der Region nistenden Weißstörche (*Ciconia ciconia*).¹⁹ Negativ ist dagegen der Bestandsverlauf beim Kiebitz (*Vanellus vanellus*). Die ehemals an mehreren Stellen kolonieartig im Teichgebiet brütende Limikolenart ist heute ausgestorben.²⁰

Unmittelbar an diese offene Wiesenlandschaft grenzen in östlicher Richtung der Große und der Kleine Mühlteich, die sich seit einigen Jahren ebenfalls im Eigentum des NABU befinden. Nach der Übernahme der ehemals intensiv genutzten Karpfenzuchtteiche durch den Naturschutzverein kam es zu mehreren Biotopgestaltungen, wie z. B. Inselbau und Schilfansiedlung. Dadurch verbesserte sich innerhalb kurzer Zeit in den Gewässern maßgeblich die Verlandungs-, Schwimmblatt- und Unterwasservegetation. Zu den Profiteuren gehören Brutvogelarten wie Höckerschwan, Reiherente, Zwergtaucher, Blässhuhn, Eisvogel und Drosselrohrsänger. Überraschend und erstmalig gelang in diesem Teil des Schutzgebietes im Frühjahr 2016 der Nachweis des Fischotters (*Lutra lutra*). Südlich der Mühlteiche ist dann noch ein kleiner Hallen-Buchenwald erwähnenswert, in dem neuerdings der Schwarzspecht (*Dryocopus martius*) brütet.

Naturschutzgebiet in Planung

Die Mitgliedsstaaten der EU sind durch die Richtlinie 79/409/EWG über die Erhaltung der wildlebenden Vogelarten (EU-Vogelschutzrichtlinie) verpflichtet, Europäische Vogelschutzgebiete in nationale Schutzgebiete umzusetzen. Es ist demnach notwendig, dem Europäischen Vogelschutzgebiet Limbacher Teiche einen wirkungsvollen landesrechtlichen Schutzstatus zu verordnen, um den Schutz der relevanten Vogelarten in diesem Gebiet zu sichern sowie im Rahmen eines Managementplanes – der allerdings immer noch aussteht – zu entwickeln. Vorgesehen ist hierfür die Ausweisung eines Naturschutzgebietes. Dabei kann u. a. auf eine Naturschutzgebietsplanung mit bereits vorliegender Würdigung aus dem Jahr 1997²¹ und auf die umfassenden Ergebnisse laufender Monitoringprogramme zurückgegriffen werden.²² Es ist vorgesehen, dass die Ausweisung zum Naturschutzgebiet in naher Zukunft erfolgen wird.

22 Staatliches Umweltfachamt Chemnitz 1997.

23 Vgl. C. Scheinpflug: Zum avifaunistischen Potenzial des Limbacher Teichgebietes – Konsequenzen für eine Ausweisung als besonderes Schutzgebiet nach Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie (92/43/EWG) und EG-Vogelschutzrichtlinie (79/409/EWG). Diplomarbeit TU Dresden, Institut für Landschaftsarchitektur, 2006.

Autor

Jens Hering
Landratsamt Zwickau
Untere Naturschutzbehörde
Zum Sternplatz 7
08412 Werdau



Numismatisches zur Geschichte von Limbach-Oberfrohna

Ewald Hausmann

Seit 25 Jahren ist der „Tag der Sachsen“ Anlass für die Herausgabe einer Medaille, mit der jeweils die Stadt gewürdigt wird, die zum größten Volksfest des Jahres im Freistaat einlädt. Die Sächsische Numismatische Gesellschaft führt damit die nun schon lange Reihe der Medaillen mit Motiven Sächsischer Städte fort. Für die Festmedaille auf Limbach-Oberfrohna wählte der Dresdner Medailleur Ralf Exner eine Gebäudegruppe als Motiv, das Rittergut mit der Stadtkirche, in je einer Version aus Vergangenheit und Gegenwart, getrennt durch eine waagrecht geschwungene Linie. In der unteren Ebene wird nach einer Abbildung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts das Gutshaus mit Wirtschaftsgebäuden wiedergegeben. Darunter erinnert ein Erntewagen an die früher für die Region bestimmende Rolle der Landwirtschaft. Im oberen Teil erscheint das Gebäude in renovierter Pracht als das jetzige Rathaus. Die Umschrift zitiert den Wahlspruch „SUCHET DER STADT BESTES.“ Auf der Rückseite trennt das drapierte Stadtwappen die Namen der Ortsteile, die gegenwärtig die Stadt Limbach-Oberfrohna bilden. Darunter finden sich der Ausgabeanlass mit dem Signet des Kuratoriums „Tag der Sachsen“ und das Datum der Veranstaltung sowie das Namenskürzel des Herausgebers SNG. Die Medaille existiert in den Materialien Feinsilber, Kaiserzinn und vergoldeter Bronze, alle im Durchmesser von 40 Millimeter.

Neben die Festmedaille tritt der „Sachsentaggroschen“ als kleines Souvenir. Mit ihm wird die alte Tradition der Auswurfmünzen wiederbelebt, mit denen frühere Münzherren Festteilnehmer und Publikum beglückten. Die etwa groschengroßen Kupferstücke sind für die Verteilung vom Festwagen aus gedacht. Auf das Auswerfen wird aus rechtlichen Gründen verzichtet. Die Vorderseite nimmt das Schmuckwappen der Stadt ein. In einer rechteckigen Kartusche steht darunter der Name der Stadt. Die Umschrift „Sachsentaggroschen 2016“ nennt den Ausgabeanlass. Im Abschnitt findet sich mit SNG der Namenskürzel des Herausgebers. Die Rückseite ist dem Sponsor der Ausgabe gewidmet, dem Autohaus Lohs. Vor der Fassade des Firmengebäudes fährt ein VW Beetle in das Bild. Damit wird die Prägung zum Souvenir auch für Besucher des zeitgleich stattfindenden



Festmedaille zum „Tag der Sachsen“, 2016
Fotos (S. 325-327): Ewald Hausmann



Sachsentaggroschen, 2016



Medaille zum 50-jährigen Jubiläum der Stadt Limbach-Oberfrohna, 2000



Medaille auf die Weihe der Mauritius-Kirche in Wolkenburg, 1904



Medaille auf Heinrich Mauersberger, 1989

den Beetle-Treffens. Der Name der Stadt teilt sich die Flächen über und unter dem Bild. Ausführungen in Feinsilber und Kaiserzinn in geringer Auflage werden im Verkauf angeboten. Beide Medaillen kommen aus der 1. Dresdner Medaillen-Münze Glaser & Sohn. Besucher können auf einem Klippwerk selbst Zinnronden zu Groschen schlagen.

Im Jahre 2000 war die erste der Stadt gewidmete Prägung erschienen. Bürgermeister Carsten Schmidt und sein Team veranlassten eine Würdigung der Vereinigung von Limbach und Oberfrohna vor 50 Jahren. Erstmals wurde die repräsentative Gebäudegruppe Rittergut mit Kirche als Motiv der Vorderseite gewählt. Darüber steht das Stadtwappen, darunter das Paar der Jahreszahlen 1950 / 2000. Die Umschrift nennt den Ausgabeanlass: oben „50 Jahre“ und unten „Limbach-Oberfrohna“. Auf der Rückseite ist das drapierte Gesamtwappen zu sehen, umgeben von den Wappen der sechs Dörfer, die die Ortsteile der Großen Kreisstadt bilden. Die angelötete Öse verweist auf die Bestimmung als Festmedaille. Die Herstellung übernahm die Firma Hans Simm in Renningen bei Stuttgart.

Vorangegangene Gedenkausgaben waren Persönlichkeiten aus der Region gewidmet. Eine Medaille erinnerte 1904 an den Grafen Detlev Carl von Einsiedel, der einhundert Jahre zuvor

die Mauritiuskirche in Wolkenburg einweihen konnte. Deren Bau hatte er veranlasst und finanziert. Die Vorderseite zeigt die Profilbüste des Grafen nach einer Plastik von Mattersberger, darunter die Lebensdaten „1737 – 1810“ und darüber die Umschrift „DETLEV CARL GRAF V. EINSIEDEL ERBAUER D. KIRCHE WOLKENBURG“. Auf der Rückseite wird die schönste klassizistische Dorfkirche Sachsens unter der Umschrift „HUNDERT JAHRE DURCH GOTTES GNADE“ vorgestellt. Im Abschnitt stehen die Jahreszahlen „1804 – 1904“. Die Medaille mit Trageöse besteht aus Zinn. Sie wurde offenbar als Festmedaille für ein breites Publikum konzipiert. Mit der Gestaltung waren vermutlich Künstler aus der Lauchhammerhütte betraut.

Im Jahre 1989 entstand eine Medaille zur Würdigung eines großen Sohnes der Stadt und seiner bahnbrechenden Erfindung. Anlass war das 40-jährige Jubiläum der Einführung des Malimo-Verfahrens. Die Frontalbüste des Geehrten steht auf der Vorderseite zwischen den Jahreszahlen 1909 und 1982, seinen Lebensdaten. Die Umschrift stellt ihn vor als „HEINRICH MAUERSBERGER / ERFINDER IN LIMBACH“. Frühere Mitarbeiter Mauersbergers fanden, der Text sei dringend notwendig, denn der Graveur habe das Gesicht arg verfremdet. Auf der Rückseite ist das Wirkprinzip des Verfahrens nach einer Zeichnung Mauersbergers dargestellt. Darunter steht das Bild des Warenzeichenverbandes Malimo. Die Umschrift nennt den Ausgabeanlass „40 JAHRE NÄHWIRKTECHNIK“. Den Abschnitt bildet das Datum des Ausgabejahres 1989. Die Ausgabe wurde von der Fachgruppe Numismatik Karl-Marx-Stadt veranlasst, aus der auch der Entwurf kam. Den Stempel schnitt Paul Schack in Waltershausen, in Tombak geprägt von der Fa. Bittner in Gotha.

Notgeldscheine aus den letzten Jahren des Ersten Weltkriegs und den ersten Jahren danach sind Zeugen der Ortsgeschichte von gänzlich anderer Art. 1917/18 führte zunehmender Mangel an Münzgeld zu ernsthaften Schwierigkeiten im Zahlungsverkehr. Gold- und Silbermünzen wurden für die Finanzierung der wenigen noch möglichen Importe gebraucht. Kupfer und Nickel, das Material der Kleinmünzen von

Der Gutschein ersetzt das 10-Pfennig-Stück der Vorkriegszeit aus einer Kupfer-Nickel-Legierung.



1 bis 20 Pfennigen, waren in der Rüstungsindustrie unentbehrlich und kamen deshalb für die Münzprägung nicht mehr in Frage. Das verunsicherte Publikum begann, die Münzen aus dem vertrauten Metall zu horten, wodurch die Verknappung des Kleingelds weiter zunahm. Prägungen in Stahl, Zink und Aluminium kamen erst spät in Gang. Wirksame Gegenmaßnahmen wurden auf der unteren Ebene organisiert: Kommunen und Händler gaben Gutscheine aus, deren Einlösung sie garantierten. In erster Linie ging es um Nominale unterhalb einer Mark.

Das nebenstehende Beispiel ist typisch: Herausgeber war der Stadtrat zu Limbach, der die Einlösung an städtischen Kassen bis zum Jahresende 1918 garantierte. Die Scheine akzeptierte man aber auch bei anderen Kassen, so dass sie teilweise erste nach mehreren Umläufen in der Stadtkasse eingeliefert wurden. Hergestellt wurden sie am Ort. Die Rückseite dieses Typs blieb unbedruckt.

Das Deutsche Reich hatte die immensen Kosten des Krieges mit dem Druck letztlich ungedeckter Banknoten und den Kriegsanleihen der Bevölkerung finanziert. Bei Kriegsende stand einem Übermaß an Geldzeichen ein Mangel an Waren gegenüber, was zu steigenden Preisen führte. Die Sieger forderten Reparationen von Deutschland im Betrag von etwa 160 Milliarden Goldmark – in Sachwerten, einschließlich Gold und Devisen. Hinzu kamen Besatzungskosten u. a. m. All dies heizte eine Superinflation an, mit der bis zu Ende November 1923 der Wert der Mark bis auf ein Billionstel der Goldmark sank. Zahlungen erforderten in immer kürzeren Zeitabständen zunehmend große Nominale. Die Reichsdruckerei kam dem Bedarf schließlich nicht mehr nach. Abhilfe musste wieder vor Ort geschaffen werden. Neben den Kommunen gaben nun auch Banken und Betriebe Zahlungsmittel aus. Die Ausgabe von Geldscheinen blieb aber nach wie vor nur der Reichsbank, den Landesbanken und der Reichskreditkassa erlaubt. Als Aushilfsmittel boten sich Schecks an. Kontoführende Geldinstitute wie örtliche Girokassen und überregionale Banken statteten ihre Kunden mit Scheckformularen aus, in denen z. T. schon Beträge vorgedruckt waren. Diese liefen um wie bares Geld. Wie die Banknoten der Reichsbank unterlagen sie dem Wertverfall durch die Inflation. Vom Konto des Ausstellers wurde der Betrag zu dem Kurs abgebucht, der am Tag der Einlösung galt.

Die Gestaltung der Schecks war vorwiegend sachlich gehalten und folgte überlieferten Mustern. Die Rückseite enthielt meist nur die Aufforderung „Nicht girieren“. Schecks von Geldinstituten aus den jetzigen Ortsteilen von Limbach-Oberfrohna erinnern an Verhältnisse in den schweren Jahre der Hochinflation.



Die Stadtgirokasse Limbach stellte ihren Kunden Scheck-Vordrucke zur Verfügung, die wie Bargeld zirkulierten. Akzeptiert wurden sie auch in den Nachbarorten. Im Juli 1922 (Datum der Ausstellung) verfiel der Kurswert noch relativ langsam. Man konnte sich mit der Einlösung Zeit lassen.

Mittelfrohna hatte wie die anderen Dörfer eine eigene Girokasse. Deren Schecks hatte der Aussteller mit der Wertangabe zu versehen. Ihre Gültigkeit war auf den Ort beschränkt. 1923 fiel der Kurs der Mark so rasch, dass die Schecks möglichst umgehend eingelöst wurden. Eine Verrechnung zwischen einzelnen Girokassen konnte Tage dauern und Wertverlust mit sich bringen.

Die beiden Bankhäuser Dresdner Bank und Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt setzten für gegenseitige Zahlungen Schecks mit vorgedruckt Wertstufen ein. Ihre Filialen waren für Limbach wie in Oberfrohna zuständig und nahmen den Namen der künftigen Stadt schon vorweg.

Die Girokasse Kändler wählte für den Scheck über die beeindruckende Summe eine etwas aufwändige Gestaltung. Am Ausstellungstag galt er 1 Billion Papiermark, 10 Tage später, auf dem Höhepunkt der Inflation, noch 150 Milliarden Papiermark bzw. ab 1. Dezember 0,15 Rentenmark.

Die Girokasse von Pleiße arbeitete ebenfalls mit vorgedruckt Wertzahlen.

In der Exklave Rußdorf stellte die Gemeindepars- und Girokasse vorgedruckte Schecks auf sich selbst aus.

Autor

Ewald Hausmann
Lichtenau



Geschichte bewahren – Tradition pflegen – Identität schaffen

Das Esche-Museum und sein Förderverein

Irmgard Eberth, Marlis Rokitta, Wolfgang Ziemert

Esche-Museum
Limbach-Oberfrohna
Foto: Esche-Museum

Die Bewahrung und Pflege von Geschichte und Tradition ist für jede Stadt eine Herausforderung, unterliegt deren Entwicklung doch einem ständigen Wandel. Sie sind die Grundlage für den Aufbau einer gemeinsamen Identität für die Bürger einer Stadt. Seit nunmehr fünf Jahren ist das Esche-Museum in Trägerschaft der Stadt Limbach-Oberfrohna eine der zentralen Kultureinrichtungen, die aktiv an der Bildung eines kollektiven Gedächtnisses wirkt. Doch die Geschichte des städtischen Museumswesens reicht bereits 110 Jahre zurück.

Mit der Gründung des Heimatmuseums 1906 legte der Bürgerschullehrer und Ortschronist Paul Seydel (1864–1924) den Grundstein für die Bewahrung von Sachzeugen der Regionalge-

schichte. Mit einem Brief wandte er sich an den Stadtrat und bat um die Erlaubnis, ein historisches Kabinett einrichten zu dürfen: „der Stadt zur Ehre, der Mit- und Nachwelt zur Lehre!“¹ Seiner Bitte wurde stattgegeben. Die Exponate stellte er zum Teil aus seiner privaten Sammlung zur Verfügung, rief aber auch die Bevölkerung via Zeitungsannonce auf, alte Schätze von den Dachböden der Vorfahren für das Museum zur Verfügung zu stellen. Auf diese Weise kamen hunderte Objekte in den Sammlungsbestand. Das Werk Seydels wurde nach seinem Tod durch seinen Freund und Kollegen Paul Fritzsching (1861–1947) weitergeführt. Seine erste Amtshandlung war bürokratischer Natur: eine Inventur. Damit verschaffte er sich einen

1 Zitat nach Stadtarchiv Limbach-Oberfrohna, AS 1225, Akten des Stadtrats zu Limbach betreffend die Einrichtung eines Heimatmuseums, Bl. 6.

ganzheitlichen Überblick über die Bestände und konnte auf dieser Grundlage die Sammlung weiterentwickeln.

Es war jedoch nicht nur eine Erfolgsgeschichte. Einen großen Einschnitt brachten die 1940er Jahre während des Zweiten Weltkrieges, der auch vor Limbach und Oberfrohna nicht Halt machte. Die Museumsräume im Souterrain der Bürgerschule II (heute Pestalozzischule) wurden für ein Lazarett und zu Luftschutzzwecken gebraucht. In den verbleibenden zwei Räumen konnte keine Ausstellung mehr präsentiert werden. Vielmehr wurden die Objekte platzsparend eingelagert. Doch der Standort war nicht optimal für die Unterbringung der Sammlung. Feuchtigkeit verursachte zunehmend Schäden. Daher zog das Museum 1948 in das Gebäude der ehemaligen Wirkschule auf der Turnstraße (heute Anne-Esche-Straße). Das erlebte der Museumsdirektor Paul Fritzsching nicht mehr. Er starb 1947. Nachfolger wurde sein Sohn, Karl Fritzsching (1891–1976).²

Unter dessen Leitung wurde das Museum 1955 um eine Außenstelle erweitert, in der die technische Sammlung untergebracht war. Doch das hatte nicht lang Bestand. Bereits 1960 wurde die Zweigstelle wieder geschlossen. Die Maschinen wurden zum Großteil verschrottet. Nur wenige Geräte, darunter seltene Handwirkstühle, konnten vorübergehend eingelagert werden. Ein Jahr zuvor war auch Karl Fritzsching in den Ruhestand getreten, doch er blieb weiterhin für das Museum aktiv. Seine Nachfolgerin wurde die Museologin Irene Straubel.

Den Tiefpunkt erlebte das Museum 1964 – dem Jahr der Schließung. Das Zentralkomitee der SED entschied, Heimatmuseen mit fehlender marxistischer Weltanschauung, mangelndem Profil und wegen wirtschaftlicher Unrentabilität sowie niedriger Besucherzahlen und damit geringer kulturpolitischer Wirksamkeit aufzulösen. Der Rat des Kreises und des Bezirks setzten diesen Beschluss um. Laut diesen Gremien war die Ausrichtung des Heimatmuseums in Limbach-Oberfrohna nicht mit den neuen Aufgaben der Museen der DDR vereinbar. Museumsleitung, Museumsbeirat sowie städtische Vertreter hatten keinen Einfluss darauf. Karl Fritzsching versuchte noch aus dem Ruhestand den Großteil der Sammlungsbestände an andere Museen zu vermitteln, was zum Teil gelang.

Von da an sollte es 36 Jahre dauern, bevor an die museale Tradition neu angeknüpft werden konnte.³ Nach der politischen Wende 1990, der Gründung eines Heimatvereins 1991 und zehn Jahre später der Gründung eines Fördervereins Industriemuseum wurden die Weichen für das heutige Esche-Museum gestellt. Altbestände des ehemaligen Heimatmuseums wurden mühsam wieder zusammengetragen und der Sammlungsbestand erweitert. 2011 wurde die Ausstellung eröffnet.



Mit seinem Namen ehrt das Museum nicht nur die Familie, die ausgehend von Johann Esche über viele Generationen mit der Wirkerei verbunden war, sondern er bezieht sich auch auf den heutigen Standort in der historischen Strumpfwirkfabrik von Traugott Reinhold Esche. Derzeit befinden sich rund 16.000 Sachzeugnisse in der Sammlung, die Bestände zur Orts- und Regionalgeschichte, Handwirkstühle und Wirkmaschinen sowie Maschenwaren wie Strümpfe, Handschuhe und Trikotagen umfasst. Eine eigene Bestandsgruppe bildet die umfangreiche Mustersammlung von Nähgewirken, die im Malimoverfahren hergestellt wurden. Archivalien zu Textilunternehmen des Limbacher Landes runden die Bestände ab und bieten Raum für Forschungen.

Das Sammlungsprofil spiegelt sich auch in der Dauerausstellung wider. Darin wird die Ortsgeschichte mit der technischen Entwicklung der Maschenwarenindustrie verknüpft. Die Stadtentwicklung unter dem Rittergutsherren Georg Anton von Schönberg (1703–1755) und seiner Gemahlin Helena Dorothea von Schönberg (1729–1799) spielten dabei eine ebenso große

Esche-Museum, Blick in die Dauerausstellung
Foto: Dietmar Träupmann

2 Vgl. Hermann Schnurrbusch: Das Heimatmuseum Limbach. Mit Beiträgen von Paul Seydel, Paul Fritzsching, Karl Fritzsching, Horst Strobbach und anderen. Limbach-Oberfrohna 2000, S. 36-37.

Esche-Museum, Blick in die Wirkerstube
Foto: Dietmar Träupmann





Malimo 500

Foto: Dietmar Träupmann

3 Vgl. Esche-Museum, Inv.-Nr. II/24/02.

4 Zitiert nach Schnurrbusch (wie Anm. 2), S. 5.

Anbringung eines Zusatzstraßenschilds
Foto: F. Winter

Autoren

Irmgard Eberth

1. Vorsitzende des Fördervereins Esche-Museum e. V.
Lindenstraße 10
09212 Limbach-Oberfrohna

Marlis Rokitta, M.A.

2014-2016 stellvertretende Leiterin der Städtischen Museen Limbach-Oberfrohna

Wolfgang Ziemert

2. Vorsitzender des Fördervereins Esche-Museum e. V.

Rolle wie die Entstehung der hiesigen Strumpfwirkerinnung. Anhand der wohl deutschlandweit größten Sammlung von zum Teil funktionstüchtigen Handwirkstühlen können Besucher die technische Entwicklung des Handwerks nachvollziehen. Die industrielle Revolution wird in zwei Maschinensälen präsentiert, in denen zahlreiche Rundkulier- und Rundstrickmaschinen durch eine Transmissionsanlage angetrieben werden. Die in Limbach entwickelte massenhafte Verarbeitung von Kunstseide für die Herstellung von Trikotagen wird nebst seltenen Textilien ebenfalls an der technischen Entwicklung verdeutlicht. Ein weiteres Highlight bildet die Geschichte der Nähwirktechnik, welche Heinrich Mauersberger (1909–1982) in Limbach-Oberfrohna erfand. Der Markenname MALIMO wurde weltbekannt. Das Museum zeigt

nicht nur einzigartige Exponate, die den Erfindungsprozess dokumentieren, sondern auch die einzige in einem Museum vorführbare MALIMO-Maschine.

Die Präsentation von Erzeugnissen bestehender Firmen aus Limbach-Oberfrohna besetzt zudem ein Themenfeld der Gegenwart. Der Charakter der Dauerausstellung ist damit geprägt durch die Leistungen regionaler Geschichte und von Erfolgen und Ereignissen aus der Gegenwart mit Perspektive in die Zukunft. Bis zu dreimal jährlich wechselnde Sonderausstellungen zu Themen der Regional- Wirtschafts- und Industriegeschichte runden das Bild für Geschichtsbegeisterte und Technikfreunde ab und laden zu mehrmaligem Besuch ein.

Der Aufbau des Museums wäre ohne die Unterstützung des Fördervereins Esche-Museum e.V. nicht möglich gewesen. Er bildete sich aus dem Zusammenschluss von Heimatverein Limbach-Oberfrohna e.V. und Förderverein Industriemuseum e.V. Das vorrangige Ziel des Heimatvereins war schon in den frühen 1990er Jahren die Wiedererrichtung eines Heimatmuseums. Die engagierten Mitglieder recherchierten nach Objekten, die bei der Museumsschließung 1964 verloren gegangen waren, wodurch einige Bestände wieder nach Limbach-Oberfrohna gelangten. Bereits 1992 konnte eine kleine Heimatstube in der Fronfeste eröffnet werden, die durch Mitglieder des Heimatvereins aufgebaut und betreut wurde. Auch außerhalb des Museums wird im Stadtgebiet auf Geschichte und Traditionen hingewiesen.

Der Heimatverein setzte Denkmäler und Gedenksteine in stand, zum Beispiel für Gustav



Willkomm, oder sorgte für deren Erhaltung. Weithin sichtbar sind die Zusatzschilder zu Straßennamen, die als „Heimatkunde am Straßenrand“ informieren. Diese Aktivitäten werden heute vom Förderverein Esche-Museum fortgeführt.

Die 1996 verabschiedete Konzeption zur Errichtung eines „Industriemuseums“ und 2001 die Gründung des Fördervereins Industriemuseum e.V. ohne Absprachen mit dem Vorstand des Heimatvereins bremsten jedoch den Elan der Anfangsjahre und legten den Grundstein für Spannungen zwischen den beiden Vereinen. Der Förderverein Industriemuseum konzentrierte sich in erster Linie auf das Sammeln und Instandsetzen von Maschinen und Geräten sowie die Beschaffung von finanziellen Mitteln. Einige Aktive waren in beiden Vereinen Mitglied.

Auch in direkter Zusammenarbeit der beiden Vereine wurden viele Ziele erreicht. Die 2006 präsentierte Ausstellung zur Stadtgeschichte aus Anlass des 15. Gründungsjubiläums des Heimatvereins zählte viele Besucherinnen und Besucher. Herausragend war die Übergabe der restaurierten Lade der Strumpfwirkerin Limbachs von 1785. Als sie von Mitgliedern des Heimatvereins nach jahrelanger Suche ausfindig gemacht wurde, befand sie sich in desolatem Zustand. Mit finanziellen Mitteln des Heimatvereins, der Stadt Limbach-Oberfrohna und der Firma Riedel Textil wurde die Lade durch den Chemnitzer Restaurator Prof. Jochen Voigt zurück ins Leben geholt. Sie ist nicht nur das größte Zeremonienmöbel seiner Art, sondern auch eines der handwerklich aufwendigsten. In der Dauerausstellung des Esche-Museums hat sie einen festen Platz gefunden.

Die Kooperation der Vereine wurde durch gegenseitigen Einladungen zu Vorstandssitzungen, gemeinsame Ausflüge und Betriebsbesuche, das zweimal jährlich erscheinende Mitteilungsblatt und gemeinsame Schulprojekte gestärkt.

Öffentliche Anerkennung fanden die Leistungen bei der Verleihung der „Ehrennadel der Stadt Limbach-Oberfrohna“ 2001 an die Vorsitzende des Heimatvereins, Renate Lehmann, und 2007 an Irmgard Eberth, Vorstandsmitglied des Fördervereins.

Vorstände und Vereinsmitglieder fanden sich schließlich in einer gemeinsamen Arbeitsgruppe zum Aufbau des Museums zusammen. Sie nahmen die ursprüngliche Zielsetzung wieder auf und erarbeiteten ein Konzept für ein Heimat- und Industriemuseum, welches den Namen „Esche-Museum“ tragen sollte. Die gemeinsame Aufbauarbeit der Dauerausstellung und die tatkräftige Unterstützung bis zur Eröffnung des Museums führten 2014 zur Fusion der beiden Vereine zum Förderverein Esche-Museum e. V.,



um e. V., der nach wie vor die Museumsarbeit unterstützt, Ausstellungen vorbereitet und präsentiert, Maschinen instand setzt und wartet, Besuchergruppen führt und materielle wie auch finanzielle Unterstützung leistet.

Vor allem das gemeinsame Werk der Akteure Stadtverwaltung, Museum und Förderverein trägt zur Bewahrung der Geschichte und Tradition von Limbach-Oberfrohna bei. Die Dauer- und Sonderausstellungen im Museum und unzählige Veranstaltungen wie Vorträge, Aktionen zum Internationalen Museumstag oder dem Tag des offenen Denkmals schaffen Anlaufpunkte für Bürger von nah und fern. Sie tragen aktiv dazu bei, Identität und ein Wir-Gefühl zu schaffen. Sie beleben die Kulturlandschaft im hohen Maße ganz im Sinne von Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827), der einst sagte: „Anschauung ist das Fundament der Erkenntnis.“⁴

oben: Enthüllung des erneuerten Rebske-Denkmal im Stadtpark

unten: Einbleien von Nadeln für Handwirkstühle



Sehr blaue Augen

Die Entstehungsgeschichte des Bürgermeisterbildnisses „Dr. Georg Agricola“ (1939) von Karl Pindl im Neuen Rathaus von Chemnitz und sein rassenideologischer Kontext

Kai Artinger

Dr. Georg Agricola, Gemälde von Karl Pindl, 1939, Ausschnitt

Im repräsentativen Treppenaufgang des Neuen Rathauses in Chemnitz hängt eine der bekanntesten neuzeitlichen Porträtdarstellungen von Dr. Georgius Agricola. Nicht weit davon entfernt, eine halbe Treppe höher, befindet sich die Bürgermeistergalerie in der Wandelhalle. Manche Chemnitzer glauben, das Agricola-Bild

sei „schon immer“ hier, denn es mutet an wie ein fester Bestandteil des Inventars. Ob es aber seit seiner Entstehung kontinuierlich am Platz gewesen ist, lässt sich heute nicht mit Bestimmtheit sagen. Doch seit 1994 ist es (wieder) dauerhaft im Rathaus. Für Chemnitz ist Agricola wohl einer der bedeutendsten Söhne, wenn nicht viel-

leicht sogar der bedeutendste, denn seine universalen Leistungen auf dem Gebiet der Wissenschaften haben ihm posthum internationalen Ruhm eingetragen. Auch als vierfacher Bürgermeister lenkte er die Geschicke der Stadt und machte sich um sie politisch verdient.

Somit verwundert es nicht, dass Chemnitz stolz ist auf diesen Mann und an ihn in Form eines großen Ölgemäldes gedenkt. Vor einiger Zeit tat es das auch digital im Internet mit einem Text und einer elektronischen Abbildung des Gemäldes. Auf der stadteigenen Internetseite findet sich unter der Überschrift „Ein Renaissancemensch in Chemnitz. Georgius Agricola, der Stadtmedicus und Bürgermeister“ eine Würdigung. Natürlich wünscht sich der Leser ein Bild dieses Renaissancemenschen, und er bekam es in Gestalt eines Agricola-Bildnisses geliefert, das zwar Elemente einer historischen Darstellung aus der frühen Neuzeit aufweist, das aber erkennbar das Produkt jüngerer Zeit ist.

Von dem berühmten Humanisten, Bürgermeister, Arzt und Gelehrten gibt es kein historisch verbürgtes Bildnis. Über die Ähnlichkeit der überlieferten Bildnisse, vor allem Druckgrafiken, lässt sich nur mutmaßen. Das Bekannteste unter diesen historischen Bildnissen ist das von Johannes Sambucus 1574 in Kupfer gestochene Medaillon. Es ist als Widmungsblatt dem Faksimileneudruck von Agricolas berühmtesten Werk, der zwölbändigen Ausgabe über das Bergwerks- und Hüttenwesen „De re metallica“ („Von den Metallen“), beigefügt. Das Bild wurde publiziert, als Agricolas Freunde und Zeitgenossen noch lebten. Das Medaillon geht möglicherweise auf eine Silbermedaille eines Chemnitzer und mit Agricola befreundeten Stempelschneiders zurück, sie ist bis heute jedoch nicht gefunden worden.¹ Einem Holzschnitt aus Agricolas „De re metallica“, das in Basel 1556, gedruckt wurde, wird ebenfalls eine gewisse Porträtähnlichkeit attestiert, aber verglichen mit dem Rathausgemälde sieht man diesen Bildnissen den historischen Kontext an. Sie zeigen einen Gelehrten der frühen Neuzeit, der dem heutigen Betrachter fern ist.

Das Bedürfnis, das Porträt von einem „Idol“ zu besitzen, das gleichzeitig den Ansprüchen der Gegenwart genügt und als Projektionsfläche für eine Identifikation geeignet ist, ist nicht neu. In der Geschichte hat es das Bestreben immer wieder gegeben, sich „ein Bild“ von jemandem zu machen, von dem kein authentisches Bildzeugnis überliefert ist. Die unzähligen Bildnisse Jesu Christi, die seit dem Fall des frühchristlichen Bilderverbotes entstanden, sind das berühmteste Beispiel für diese Sehnsucht.

Die Stadt Chemnitz hatte bis in die 1930er Jahre kein größeres repräsentatives Gemälde von Agricola, es gab keine „zeitgemäße“ Darstellung, mit der die Stadt hätte werben können.



Dagegen gab es eine Bürgermeistergalerie im Neuen Rathaus, die in der Wandelhalle im zweiten Stock eingerichtet worden war – und sich heute wieder dort befindet. Mit dem Aufbau dieser „Galerie“ hatte man ab Mitte des 19. Jahrhunderts begonnen. Die Stadt hatte beschlossen, verdiente Bürgermeister und Oberbürgermeister sowie andere herausragende (männliche) Persönlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens der Stadt porträtieren zu lassen. Die Bildnisse wurden zum Gedenken an ihre Leistungen ins Rathaus gehängt. Sie waren Bestandteil einer bürgerlichen Repräsentationskultur und Ausdruck erstarkenden bürgerlichen Selbstbewusstseins. Im Jahr 1846 entstand das erste dieser Reihe von Bildnissen. Der Chemnitzer Maler Friedrich Gottlob Schreiber (1809–1888) porträtierte den Bürgermeister Christian Friedrich Wehner (1775–1862), der das Amt von 1832 bis 1846 ausübte und Ehrenbürger der Stadt wurde. Bis 1932 entstanden insgesamt acht, teils großformatige Bildnisse

Neues Rathaus in Chemnitz, Treppenaufgang mit Gemälde „Dr. Georg Agricola“
Ausschnitt aus dem Amtsblatt Chemnitz, 3. September 2014

- 1 Auskunft von Andrea Kra-marzcyk, wissenschaftliche Mitarbeiterin des Schlossbergmuseums, Chemnitz, in einer E-Mail vom 11.6.2014.
- 2 Museumsarchiv Kunstsammlungen Chemnitz, Vorstandsakten 1936: Eintritte ab 15.02.1936: 313 Pindl, Karl, Kunstmaler, Kalkstr. 8. Pindl trat am 27.04.1937 wieder aus, weil er nach Großhöhenrain in Oberbayern zog. Folgt man den Vermerken im Mitglieder-Eintritts- und Austrittsbuch der Kunststätte, trat er 1938 wieder in den Kunstverein ein, da er nun wieder teilweise in Chem-

nitz lebte; Museumsarchiv Kunstsammlungen Chemnitz, Kunsthütte zu Chemnitz, Mitglieder-Eintritte Dez. 1922-.

- 3 Waldemar Ballerstedt, Karl Pindl in der „Kunsthütte“. Eine besonders bedeutsame Ausstellung, in: Der Türmer von Chemnitz, Monatschrift für Geschichte, Kunst und Leben in Chemnitz und dem Erzgebirge, 8. Jahrgang, Folge 2, II. Vierteljahr 1942, S. 23-28. In gibt im Anschluss an die Ausstellung eine Korrespondenz zwischen Pindl und Ballerstedt, in der sich der Maler bedankt; siehe Museumsarchiv Kunstsammlungen Chemnitz, Briefwechsel Kunsthütte L-R 1941+1942, 1942 PQ.
- 4 Museumsarchiv Kunstsammlungen Chemnitz, Briefwechsel Kunsthütte G-K 1941+1942, 1941 G-K.
- 5 Ebenda, S. 25.
- 6 Ebenda, S. 25.
- 7 Reimann setzte sich auch in einer anderen Angelegenheit für den Künstler ein. Er brachte den Georg Claußner, Fuhrparkleiter, dazu, das in seinem Besitz befindliche Gemälde „Zugmassivspitze“ für die Pindl-Ausstellung auszuleihen; Brief der Sekretärin der Kunsthütte an Georg Claußner vom 8.4.1942, in: Museumsarchiv Kunstsammlungen Chemnitz, Briefwechsel Kunsthütte A-E 1941+1942, 1942 C.
- 8 Dr. Wilhelm Lange, Georg Agricola (1494 bis 1555), in: Der Türmer von Chemnitz, 7. Jahrgang, Folge 1, Januar 1941, S. 5. In dem Aufsatz ist das Bildnis Agricolas von Johannes Sambucus abgebildet. Unter der Abbildung zu Langes Aufsatz findet sich der Text: „Widmungsblatt aus dem Faksimileneudruck des berühmten Werkes von Agricola über das Bergwerks- und Hüttenwesen, im Besitz der Chemnitzer Stadtbücherei. Das Bildnis Agricolas auf diesem Blatt gleicht einem anonymen Kupferstich aus dem Jahre 1615, der Karl Pindl als Vorlage für sein Gemälde gedient hat.“
- 9 Museumsarchiv Kunstsammlungen Chemnitz, Briefwechsel Kunsthütte L-R 1941+1942, 1942 L: Brief der Kunsthütte an Dr. Wilhelm Lange vom 04.04.1942.

von den Bürgermeistern und Oberbürgermeistern, die ab 1911 im Neuen Rathaus in die Wandelhalle gehängt wurden und dadurch die Porträtgalerie bildeten. Von ihrem berühmten Vorgänger Dr. Georgius Agricola gab es aber kein Porträt, obwohl es gut in diese Galerie gepasst hätte, und es wurde bis in die 1930er Jahre von der Stadt auch nicht in Auftrag gegeben.

1932 kam der in München geborene und in Großhöhenrain in Oberbayern ansässige Kunstmaler, Gebrauchsgrafiker und Filmemacher Karl Pindl (geb. 1894) nach Chemnitz. Er blieb bis zu seinem Umzug nach Oberbayern fünf Jahre dauerhaft in der Stadt, vom 1. Januar 1932 bis zum 30. April 1937; ab 1938 lebte er wieder teilweise in Chemnitz. Pindl hatte im Ersten Weltkrieg als Soldat gekämpft, war vor Verdun verschüttet worden und Träger des Eisernen Kreuzes erster Klasse. Er war also ein Weltkriegsveteran. Nach dem Krieg arbeitete er als Maler und Regisseur und unternahm zahlreiche Reisen, die ihn nach Nord- und Südamerika, nach England und in die skandinavischen Länder führten. Was Pindl ursprünglich nach Chemnitz gebracht hatte, ist nicht bekannt, doch offenbar gefiel ihm die Stadt und er bekam Aufträge als Grafiker. Unter anderen schuf er ein aufwendig gestaltetes Werbeheft des Fremdenverkehrsvereins. Er wurde 1936 Mitglied im Kunstverein „Kunsthütte zu Chemnitz“.² Sein Ruf bei den nationalsozialistischen Kultur- und Kunstverwaltern war derart gut, dass er 1941 auf der „Großen Deutschen Kunstausstellung“ in München mit einem Gemälde vertreten war. In Chemnitz unterhielt er gute Kontakte zum NS-Kulturrat Waldemar Ballerstedt. Der sorgte dafür, dass der Maler eine kleine Sonderausstellung im Kunstverein „Kunsthütte zu Chemnitz“ zu Beginn des Jahres 1942 bekam, über die Ballerstedt auch selbst eine Besprechung schrieb.³ Die Ausstellung wurde dem Direktor des Leipziger Kunstvereins wärmstens zur Übernahme empfohlen.⁴ Aus ihr wurde von der „Kunsthütte“ das große und heute verschollene Gemälde „Märzlied“ für die Städtische Sammlung erworben. Ballerstedt, der als Kulturrat und städtischer Beauftragter für die Museen in den Kriegsjahren sowohl Kunstmuseum als auch Kunstverein faktisch allein führte, da ihr Leiter Dr. Josef Müller als Soldat eingezogen worden und abkömmlich war, zeigte Begeisterung für Pindls Malerei. Gleich zweimal waren dessen Bilder farbig in „Der Türmer von Chemnitz. Monatschrift für Geschichte, Kunst und Leben in Chemnitz und dem Erzgebirge“ abgedruckt, eine Aufmerksamkeit, der nur wenige lebende Künstler im Verlaufe des Bestehens dieser von den Nationalsozialisten herausgegebenen und redaktionell von Ballerstedt verantworteten Zeitschrift teilhaftig wurden.

In der Januar-Ausgabe des „Türmers“ von 1941

zeigte die Farbbildung Pindls Agricola-Bildnis. In seinem Artikel lobte Ballerstedt den Maler: „hier wurde [...] das Werk eines wahrhaften Künstlers gezeigt, der uns in seiner ganzen Art, die Dinge seelisch zu erfühlen und formal zu gestalten, ungemein viel zu sagen hat, und just in einer Zeit, wo solche Einwirkung doppelt notwendig sein mag.“⁵ Für den Chemnitzer Kulturrat war Pindl ein „Maler-Poet“, der bei aller inneren Schau und Grübelelei „nie das strenge Gesetz realistischer Formenklarheit“ vergaß, und der „– wie bei den wahlverwandten Altdeutschen und der Romantik – immer auch etwas in und hinter den Dingen“ stecken sah, ein „inwendige Bedeutung“.⁶

Pindl hatte keine akademische Künstlerausbildung, er war Autodidakt. Er malte gegenständlich. Die überlieferten Beispiele aus den späten 1930er und frühen 1940er Jahren weisen ihn als einen Künstler aus, der der konservativen Richtung der Neuen Sachlichkeit zuzurechnen ist und mit den NS-Kunstvorstellungen konform ging. Pindl interessierte sich sehr für die Chemnitzer Geschichte und soll private Studien zu den engen Beziehungen von Georgius Agricola zur Stadt betrieben haben. Aus dieser Beschäftigung erwuchs die Idee, das Porträtgemälde zu schaffen. Der Künstler scheint überdies am Ende seines jahrelangen Aufenthalts in der Stadt über gute Kontakte zu Vertretern der Stadtverwaltung verfügt zu haben. So ist der engere Kontakt zu Stadtrat Dr. Wilhelm Lange nachweisbar. Auch gelang es ihm später, als Mäzen für sein Projekt bzw. als Käufer und Stifter seines Bildes den Mitinhaber der Sächsischen Brotfabrik-Union, Erich Reimann, zu gewinnen. Nachdem das Bild im Sommer 1939 fertig war, kaufte Reimann es und schenkte es im November 1940 der Stadt Chemnitz.⁷

Die Unterstützung der Nationalsozialisten für Pindl war auch inhaltlicher Art. Wilhelm Lange fand im Sommer 1936 auf der Deutschland-Ausstellung in Berlin einen alten anonymen Kupferstich, der dem des Johannes Sambucus sehr ähnlich war. Auf diesen machte Lange Pindl aufmerksam und der Maler war davon derart angetan, dass er ihm als Vorlage für sein Agricola-Bildnis diente.⁸ Stadtrat Lange war es auch, der 1941 im „Türmer“ einen regionalgeschichtlichen Beitrag über Agricola veröffentlichte und in dem Zusammenhang auf Pindls Agricola-Gemälde hinwies. Dr. Wilhelm Lange besaß selbst einige Werke von Pindl und lieh diese für die Ausstellung des Künstlers in der „Kunsthütte“ aus.⁹

Von Beruf war Dr. Lange Arzt. Im März 1936 war er zum Stadtrat und damit Beigeordneten des Oberbürgermeisters ernannt und in den Dienst der Stadtverwaltung berufen worden. Im Jahr 1926 war er an die Landeserziehungsanstalt für Blinde und Schwachsinnige in Chem-

nitz-Altendorf gekommen, drei Jahre später zum Regierungs-Medizinalrat aufgestiegen, und nach Ablegung der staatsärztlichen Prüfung zum stellvertretenden Anstaltsbezirksarzt bestellt worden. Der sächsische Minister des Innern berief ihn zum Stellvertreter des Anstaltsdirektors mit der Dienstbezeichnung Oberregierungs-Medizinalrat 1934. Lange war Mitglied der NSDAP und Sanitäts-Obersturmbannführer in der SA. Im März 1934 wurde er Schulungsobmann des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes und im Mai Kreisbeauftragter des Rassepolitischen Amtes („Rassepolitische Fachberater“). Als überzeugter Nationalsozialist und Anhänger der Rassenpolitik gründete er die Chemnitzer Ortsgruppe der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene und wurde vom Reichsleiter Prof. Rüdin zum Ortsgruppenleiter ernannt.¹⁰ Sein Einsatz auf rassepolitischem Feld dürfte sein Ansehen in der Partei erhöht und seine Ernennung zum Stadtrat gefördert haben. Schon vor der „Machtergreifung“ hatte sich Lange eindeutig engagiert.¹¹ Im September 1932 nahm er an einem mehrtägigen rassehygienischen Schulungskurs des Nationalsozialistischen Deutschen Ärztebundes in Braunschweig teil. Es folgte die Teilnahme am ersten offiziellen Einführungskurs in die Rassenkunde und Rassenpflege an der Akademie für ärztliche Fortbildung in Dresden im August 1933 und am siebten rassehygienischen Lehrgang der NSDAP-Gauführerschule II in Friedrichsburg im Oktober 1934.¹² In seiner neuen Stellung als Stadtrat war er verantwortlicher Leiter des Städtischen Gesundheitsamtes und sorgte dafür, dass die Abteilung für Erb- und Rassenpflege ausgebaut wurde.¹³ Seit Anfang 1934 war er ärztlicher Beisitzer des Erbgesundheitsgerichtes beim Amtsgericht Chemnitz. Als Arzt interessierte sich Lange, der Mitglied im Chemnitzer Kunstverein war, für Kunst und Medizingeschichte.¹⁴ In Agricola sah er einen bedeutenden Vertreter der medizinischen Zunft und vereinbarte mit ihm für seine antisemitische Vorstellungswelt: „In seiner Entwicklung und seinem Streben scheint Agricola seinem großen Zeitgenossen, dem Revolutionär des deutschen Arztums, Paracelsus, nahe verwandt. Philippus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus (1493 bis 1541), bekämpfte das jüdisch-arabische Quacksalbertum und war ein Vorkämpfer deutschen Arztums.“¹⁵ In Langes Aufsatz über Agricola wird auch der Stifter von Pindls Gemälde genannt: Erich Reimann. Über ihn ist nicht sehr viel bekannt. Er war offenbar der Sohn des berühmten Gründers der Reimannschen Industriebäckerei, Emil Reimann. Die Großbäckerei, deren Produktionsstätte bei Chemnitz war (und noch ist), gehörte nach ihrer Gründung im Kaiserreich zu den größten Bäckereien in Deutschland. Reimann war Mitglied im Kunstverein „Kunsthütte zu Chemnitz“ und förderte den jungen bayerischen Künstler.¹⁶ Er besaß selbst einige Werke von ihm, die er in die Kunsthütte-Ausstellung 1942 entlieh. Auch hatte er von Pindl eine graphische Kasette mit einer Fabrikchronik anfertigen lassen. Die acht Blätter zeigten möglicherweise die Geschichte des Reimannschen Unternehmens. Reimann leistete bei der Überzeugungsarbeit von Leihgebern und der Logistik der Ausstellung von 1942 wichtige Hilfe und trug zu ihrem Gelingen bei.¹⁷ Es ist davon auszugehen, dass der Unternehmer Reimann im „Dritten Reich“ gute Beziehungen zur nationalsozialistischen Stadtverwaltung pflegte. Das würde die Stiftung des Gemäldes und seine Übergabe an den Oberbürgermeister erklären. Unzweifelhaft ist, dass sowohl der Schenker als auch der Beschenkte das Bild im Neuen Rathaus hängen sehen wollten. In der Presseberichterstattung wird darauf hingewiesen, dass das Bild für das Rathaus bestimmt war. Betrachten wir das vierblättrige Kleeblatt der Akteure in der Entstehungsgeschichte des Agricola-Gemäldes, stellen wir fest, dass zwei der Protagonisten überzeugte Antisemiten waren und die beiden anderen, soweit sich das feststel-



Dr. Georg Agricola, Gemälde von Karl Pindl, 1939

10 Der Türmer von Chemnitz, 2. Jahrgang, Folge 4, April 1936, S. 163. Dort auf S. 144 die Abbildung eines Porträtfotos von Dr. Lange.

11 Stadtarchiv Chemnitz, Personalakten über Dr. Wilhelm Johann Lange, L282. Lange schreibt in seinem Lebenslauf, S. 3-4: „Während schon auf der Reise nach Ostasien die rassischen Probleme mich zu den diesbezüglichen Studien angeregt hatten, legte das Arbeiten am pathologischen Kinde den Grund für das rassehygienische Interesse. Ich besuchte deshalb im Oktober 1928 die eugenische Tagung in Berlin, deren Niederschlag der in der Neurologischen Psychiatrischen Wochenschrift erschienene Tagungsbericht war. Als besonders wichtig erkannte ich das Sterilisierungsproblem (...)“ Im Herbst 1931 wurde Lange sympathisierendes Mitglied im Nationalsozia-

listischen Deutschen Ärztebund, am 1.5.1932 trat er in die NSDAP ein und hatte die Mitgliedsnummer 1136264. Im April 1950 wurde Lange verhaftet und wahrscheinlich von einem sowjetischen Militärtribunal wegen „Kriegs- und Menschlichkeitsverbrechen“ zu 25 Jahren Lagerhaft verurteilt. Der Antrag „Über die Rehabilitierung von Opfern politischer Repression“ wurde am 7.9.2011 abgelehnt; Stadtarchiv Chemnitz, Personalakten Wilhelm Johann Lange 142/1 und 142/2.

12 Ebenda, S. 4.

13 Jürgen Nitsche, Der Umgang mit Geistes- und Nervenkranken in Chemnitz im Zeichen der nationalsozialistischen Erb- und Rassenhygiene, in: Chemnitz in der NS-Zeit, Beiträge zur Stadtgeschichte 1933-1945, Hrsg. vom Stadtarchiv Chemnitz, Chemnitz 2008, S. 148-149.

14 Lange wird als Mitglied in der Mitgliederliste der Kunststätte zu Chemnitz 1933 und 1935 aufgelistet.

15 Lange 1941 (wie Anm. 8), S. 6.

16 Reimann wird als Mitglied in der Mitgliederliste der Kunststätte zu Chemnitz 1935 aufgelistet.

17 Museumsarchiv Kunstsammlungen Chemnitz, Briefwechsel Kunststätte L-R 1941+1942, 1942 PG: Brief der Kunststätte an Fabrikbesitzer Erich Reimann vom 27.04.1942. Reimann war wohl in einem gewissen Rahmen Sammler von Kunst regionaler Künstler. Er hatte sich von dem Chemnitzer Bildhauer Bruno Ziegler porträtieren und Plaketten schaffen lassen. Auch eine Uhr und Schreibwerkzeug ließ er sich anfertigen; siehe Briefwechsel Kunststätte 1941+1942, 1942 XZ. Reimann hatte diese Werke anlässlich der Gedächtnisausstellung Bruno Ziegler an die Kunststätte ausgeliehen.

18 Hermann Heuss, Ein Bildnis Georg Agricolas, Neue Nachrichten, 28.11.1940, in: Stadtarchiv Chemnitz, Zeitgeschichtliche Sammlung 1. Geschichtliche Nachrichten der Stadt Chemnitz 1940.

len lässt, mit der Weltanschauung des Nationalsozialismus sympathisierten, wenn nicht gar mit ihr übereinstimmten. Der Adressat des gestifteten Bildes und Herr des Rathauses, Oberbürgermeister Walter Schmidt, war ein scharfer Nationalsozialist und Antisemit. Er war vielleicht sogar der Auftraggeber des Agricola-Gemäldes, wie einer Bildbesprechung in den „Neuen Nachrichten“ von Chemnitz zu entnehmen ist.¹⁸ Ist es angesichts dieses politisch und ideologisch hoch aufgeladenen Umfeldes vorstellbar, dass ein „neutrales“, von nationalsozialistischen Ideen unbelastetes Bild von Agricola entstehen konnte? Zweifel sind hier angebracht, die sich durch eine Bildbetrachtung und die Rezeption des Werkes unmittelbar nach seiner Fertigstellung erhärten lassen.

Pindl standen als Vorlagen vor allem in Schwarzweiß gedruckte Porträts zur Verfügung. Der angeblich zeitgenössische, anonyme Holzschnitt, den der Künstler im Museum für Stadtgeschichte in Chemnitz hätte studieren können, oder der bereits erwähnte Kupferstich halfen dem Maler nicht bei der Auswahl so entscheidender physiognomischer Merkmale wie der Augen- und Haarfarbe, der Form der Ohren usw. Er musste sie sich ausdenken. Auch auf die Gestalt, den Körperbau des Gelehrten, ließ sich anhand dieser Büstenporträts nicht rückschließen. Da Pindl ein Halbfigurenbildnis gestaltete, musste er sich bei der Gestalt ganz auf seine Fantasie verlassen. Diese wiederum war angesichts der Aufgabe, die er sich stellte und die einem quasi „offiziellen“ Bildnisauftrag gleichkam, nicht frei von den vorherrschenden Normen und Idealen des nationalsozialistischen Regimes. Dieses favorisierte bei seinem rassistischen Menschenbild den so genannten „nordischen“ Menschentyp, den „Arier“, der angeblich allen anderen menschlichen „Rassen“ überlegen war. Der Maler war nicht frei in der Wahl der äußeren Merkmale von Gesicht und Körperbau.

Es ist sicher kein Zufall, dass sein Agricola strahlend blaue Augen und weiß-blondes (oder von grauen Strähnen durchzogenes?) Haar hat. Der Dargestellte hält sich auffällig gerade und hat unter dem Wams den Brustkorb eines durchtrainierten Athleten. Der Körper ist massig, wenn nicht geradezu monumental zu nennen. Dadurch, dass die Gestalt überlebensgroß ist und auf der rechten Seite durch den Bildausschnitt beschnitten, rückt sie nah an den Betrachter heran. Sie füllt beinahe das Format aus. Kopf und Hände sind sehnig. Agricola strahlt Kraft, Ausdauer, Energie und Willensstärke aus. Die hohe Stirn soll von einem kreativen Geist künden. Agricola wird hier nicht allein als Mann der Schrift und des gedruckten Wortes gezeigt – in seiner Hand hält er sein Werk „De re metallica“, das allerdings erst

posthum erschien –, sondern seine Gestalt weist über den Intellektuellen und studierten Akademiker hinaus auf einen Mann der Tat, „Arbeiter der Stirn“, „deutschen Geisteskämpfer“, der es versteht, sein Ziel unbeirrt zu verfolgen. Resümierend können wir festhalten, Pindl gestaltete das Bild eines „arischen“ Agricola.¹⁹

Diese Einschätzung ist keineswegs weit hergeholt. Das macht folgende Besprechung deutlich, die in den Chemnitzer „Neuen Nachrichten“ anlässlich der Schenkung des Bildes am 28. November 1940 erschien. Ihr Autor war Prof. Dr. Hermann Heuss, Architekt sowie Hochschullehrer an der Staatlichen Akademie für Technik in Chemnitz – und Bruder von Theodor Heuss, dem ersten Bundespräsidenten der Bundesrepublik Deutschland. Interessanterweise bezeichnete Heuss den Oberbürgermeister Schmidt als „Auftraggeber“ des Bildes, doch gibt es bisher keine Quellen, die das belegen. Heuss schreibt über Pindls Werk: „Wie vor kurzem berichtet, hat der Oberbürgermeister Schmidt durch den Münchner Maler Pindl ein Halbfigurenbild von Georg Agricola anfertigen lassen, das zunächst im Museum Ausstellung finden soll. [...] Demgemäß ist eine streng repräsentative Auffassung gewählt, nicht die nachdenkliche des Forschers: Steil aufgerichtet, mit scharf angewinkelten Unterarm, an die rechte Bildseite gerückt. Im freien Bildraum schwebt das Stadtwappen. Die Stadtfarben werden Ausgang für die farbige Komposition, hellblau der Mantel, zu dessen senkrechter Fältelung das schwere Bauschen des Aermels in wirkungsvollem Gegensatz steht. Gold schimmert aus breitem Umschlag: dunkelblau ist das Barett auf dem in matten Ockertönen gehaltenen Kopf, der beherrscht wird durch das starke Blau der großen, durchdringenden Augen. Ein goldenes Medaillon liegt auf der Brust: die feine Hand faßt eine Rolle. Die Mischung von gehaltener Würde und tiefer Geistigkeit prägt sich auch in der holzschnitthaft knappen Haltung des Bildes, bewußt wird die Farbigkeit auf freskokühle Töne beschränkt. Der Maler hat glücklicherweise nicht den Versuch gemacht, ‚alt-deutsche‘ Technik nachzuahmen, sondern eine klare und unserer Zeit angemessene Lösung gesucht.“

Es war nicht das erste Mal, dass sich Heuss in Chemnitz öffentlich über Kunst äußerte, deshalb wurde er 1937, als er in der „Kunststätte“ einen Vortrag hielt, auch als „Kunstschriftsteller“ bezeichnet. Bereits Mitte der 1920er Jahre schrieb er für die als Buch publizierte zweite Chronik der Künstlergruppe Chemnitz das Vorwort und äußerte sich über sie auch anlässlich ihres fünfundsiebzigjährigen Jubiläums im Jahr 1935.²⁰ Der etwas später zum Professor ernannte Heuss wurde von Ballerstedt 1937 in

den Verwaltungsrat der „Kunsthütte“ berufen und auch Mitglied im Ausschuss für künstlerische Angelegenheiten der Kunsthütte.²¹ Zu einer ähnlichen Einschätzung gelangte Lange: „Diesem scharfgeschnittenen, energischen, bärtigen Männerantlitz mit der hohen und breiten Stirn glauben wir die weiten und kühnen Gedankenflüge, die mit seinem Namen auch den Namen der Stadt Chemnitz in alle Welt getragen haben. So ist Agricola auch für uns heute noch ein glänzendes Vorbild deutscher Geisteskämpfer.“²² Den Chemnitzer Nationalsozialisten war es wichtig, das gestiftete Gemälde bekannt zu machen. Die Zeitungen berichteten darüber, teilweise mehrfach. Das Bild wurde im Jahr des 400. Geburtstages des berühmten Chemnitzers 1944 erneut als Illustration für eine halbseitige Besprechung in der „Chemnitzer Zeitung“, der früheren nationalsozialistischen „Chemnitzer Tageszeitung“, ausgewählt. Vergleichen wir das ihm zugrundeliegende Menschenbild mit den im „Dritten Reich“ verbreiteten Darstellungen der „deutschen Rasse“, fällt es schwer, keine Parallelen zu sehen. Denn Pindl orientierte sich bei seinem fiktiven Bildnis an der Ideologie der „arischen Rasse“. Seinem Agricola-Bild liegt das Ideal des „nordischen Menschen“ zugrunde, das wir in vielen Darstellungen in der Kunst des Nationalsozialismus antreffen. Gemäß der Ideologie von der „Herrenrasse“ sollten Menschen mit blauen Augen und blonden Haaren zum besten Typ zählen. Pindl wählte ihn gezielt aus, um daraus sein Bildnis des Dr. Georg Agricola zu gestalten. Er ging dabei weit über das hinaus, was die historischen Darstellungen zu geben vermochten. Diese dienten ihm vor allem dazu, die Kleidung historisch korrekt zu erfassen und mit dem Dekor die vermeintliche Authentizität des Bildnisses zu unterstreichen. Das schwebende Stadtwappen und Pindls stilisierte Signatur, die nicht von ungefähr an die von Albrecht Dürers erinnert, stellten deutliche Bezüge zur altdeutschen Malerei her, in deren Tradition Pindl sein Werk gestellt sehen wollte. Aber er verschleierte nicht, wie Heuss zurecht bemerkt, dass es ein Bildnis ist, das in seiner Zeit geschaffen wurde; er geriert sich in seiner Malerei nicht „altdeutsch“, sondern versucht eine, wie Heuss es formuliert, „unserer Zeit angemessene Lösung“, was nichts anderes bedeutete, als dass sie dem Kunstgeschmack des faschistischen Regimes entsprach. Nationalsozialisten wie Ballerstedt sahen sich als Bewahrer einer großen deutschen Kulturtradition, die von Dürer über Goethe bis zum „Führer“ Adolf Hitler reichte und deshalb war für ihn selbstverständlich, dass „Dürer und Goethe ihre Freude“ gehabt hätten vor Pindls Bildern.²³ Angesichts der Entstehungsgeschichte und des rassenideologischen Kontextes des Agricola-Gemäldes verblüfft es, dass das Bild in Zusammen-

hängen auftauchte, die seinen Intentionen diametral entgegengesetzt waren. Ein solches Beispiel dafür ist die Veranstaltung des „AgricolaForums“ der Technischen Universität Chemnitz im Jahr 2007.²⁴ Dort sprach die feministische Theologin und Kulturtheoretikerin Dr. Eske Wollrad in einem Vortrag mit dem Titel „Weißer Mensch und Weißer Gott“ über die „kritische Weißseinsforschung und Prozesse der Rassifizierung im dominanten Christentum“. Namensgeber der Veranstaltungsreihe war Georgius Agricola und das Ölgemälde von Pindl diente als identitätsstiftendes Bild des herausragenden Gelehrten. Ohne dass die Veranstalter es wussten, verwendeten sie ein „rassistisch“ intendiertes Bild, das sich nur schwerlich mit den Zielsetzungen der kritisch gemeinten und aufklärerisch angelegten Vorträge deckte. Von einer „Rassifizierung“ ließe sich selbst bei einem Projekt wie dem Agricola-Gemälde von Pindl sprechen. Als 1994 anlässlich des 450. Geburtstages feierlich das Georgius-Agricola-Jahr begangen wurde, brachte der Chemnitzer Geschichtsverein ein eigenes Jahrbuch dazu heraus.²⁵ Als Umschlagbild wählte man, wie sollte es anders sein, Pindls Gemälde. Und so ließe sich die Reihe wahrscheinlich weiter fortsetzen bis zu dem eigentümlichen Umstand, dass das Bild heute unangefochten seinen Platz im politisch bedeutsamsten Gebäude der Stadt bewahrt hat. Abgeordnete eilen unter den sehr blauen Augen Agricolas zum Sitzungssaal in der Wandelhalle. Dabei scheint niemand zu wissen, dass dieses Bild der Öffentlichkeit erstmals im November/Dezember 1940 im Städtischen Museum am Adolf-Hitler-Platz 1 vorgestellt wurde, genau dort, wo sich heute die Kunstsammlungen Chemnitz befinden. Dass es hier zuerst präsentiert wurde, verdankte sich der Tatsache, dass im Jahr 1939 die Bürgermeistergalerie von den Nationalsozialisten abgehängt und in die Städtische Kunstsammlung überwiesen worden war. Den alten Bürgermeistern war die Tür gewiesen worden.²⁶ Bereits 1937 hatten die Nationalsozialisten über neuen, passenderen Bildschmuck im Rathaus nachgedacht. Besonders interessiert waren sie an der Erwerbung des Gemäldes „Im Anfang war das Wort“ von dem Kunstprofessor und Wahlbayern Hermann Otto Hoyer. Er war 1893 in Bremen geboren und lebte inzwischen in Obersdorf im Allgäu. Sein vielbeachtetes Gemälde wurde 1937 auf der Berliner Propagandaausstellung „Gebt mir vier Jahre Zeit“ präsentiert und stellte den jungen Hitler als mitreißenden Redner vor einer Gläubigerschar dar. Zur Erwerbung kam es nicht. Gut möglich, dass dann mit Pindls „arischem“ Agricola eine neue Reihe von Bildnissen nationalsozialistischer Bürgermeister eingeleitet werden sollte, so wie das Porträt von Wehner einstmalig die Tradition begründet hatte.

- 19 Das König Albert Museum, das die Städtische Kunstsammlung behauste, war auch noch aus einem anderen Grunde der passende Ort für die Präsentation. Im Oktober 1934 fand hier die Ausstellung „Volk und Rasse“ statt. Damit hatte der Rasse-Diskurs auch in Chemnitz offiziellen Eingang ins Museum gefunden; vgl. Verwaltungsbericht der Stadt Chemnitz 1933-1935, Chemnitz 1935, S. 117.
- 20 Ralf W. Müller, Künstlergruppe Chemnitz 1907-1933, Chemnitz 2003, S. 26; Hermann Heuss, Chemnitzer Kunst, in: Fünfundsechzig Jahre „Kunsthütte“ 1860-1935, Jubiläums-Festschrift und Katalog, Herausgegeben zur Jubelfeier am 2. Februar 1935, S. 61.
- 21 Museumsarchiv Kunstsammlungen Chemnitz, Vorstandsakten 1937/1938, 1. Vorstandssitzung am 16.3.1937; Kunsthütte Chemnitz, Ausschuss für künstlerische Angelegenheiten 1935, Sitzung 20.12.1937.
- 22 Lange 1941 (wie Anm. 8), S. 10.
- 23 Ballerstedt (wie Anm. 3), S. 26/27.
- 24 Vgl. <http://www.tu-chemnitz.de/uk/pressestelle/aktuell/2/901>.
- 25 Die Mitteilungen des Chemnitzer Geschichtsvereins, 64. Jahrbuch, Neue Folge (III), Georgius-Agricola-Jahr 1994.
- 26 Chemnitzer Tageszeitung, Nr. 278, S. 4, 26.11.1940. Unter der Abbildung von Pindls Agricola-Porträt die Meldung: „Das Gemälde wird demnächst im Museum am Adolf-Hitler-Platz ausgestellt, in dessen Besitz sich bekanntlich schon seit langen Jahren einige zeitgenössische Bildnisse des großen Gelehrten und Bürgermeisters befinden.“ Der Autor hat über die Bürgermeistergalerie einen Aufsatz geschrieben, der vom Stadtarchiv Chemnitz im Rahmen eines Buches über Chemnitz und das Kaiserreich veröffentlicht werden soll. Ein Erscheinungstermin steht noch nicht fest.

Autor

Dr. Kai Artinger
Düren

Neuerscheinungen



Arnd-Rüdiger Grimmer mit Beiträgen von Patrick Bochmann und Bernd Schürer: **Die Taten zählen. Fürst Otto Viktor I. von Schönburg-Waldenburg und sein Wirken für Lichtenstein, Lichtenstein 2015.**

Streiflichter aus 775 Jahren Glauchauer Stadtgeschichte, hrsg. von der Großen Kreisstadt Glauchau, Glauchau 2015.



An das Limbacher Land grenzen Richtung Westen die Schönburgischen Lande. Bräunsdorf, heute Ortsteil von Limbach-Oberfrohna, war Bestandteil der Herrschaft Penig, einer Schönburgischen Lehnsherrschaft. Insofern erscheint es passend, in diesem Heft der „Sächsischen Heimatblätter“ zwei Neuerscheinungen anzuzeigen, die sich mit Schönburgischer Geschichte befassen.

Die späteren Grafen und Fürsten von Schönburg gehören zu den ältesten sächsischen Adelsgeschlechtern. Aus einem bereits im 12. Jahrhundert bezeugten Reichsministerialengeschlecht hervorgegangen, stiegen sie zu Reichsgrafen, später auch zu Fürsten auf, die sich der Unter- und Einordnung unter die wettinische Botmäßigkeit zu widersetzen versuchten. Das drückte sich auch in einem gesteigerten Ausbau ihrer Residenzen, darunter Lichtenstein, aus. „Die Grafen und Fürsten von Schönburg im Muldental“ – und auch das schon mit dem Fokus auf die Neuere Neuzeit – haben erst jüngst in einem Sammelband gebührende Aufmerksamkeit gefunden.¹ Darin hatte Arnd-Rüdiger Grimmer bereits einen Beitrag zu Fürst Otto Viktor I. von Schönburg-Waldenburg beigesteuert, dem nunmehr ein Heft innerhalb der Schriftenreihe „Geschichte und Geschichten aus Lichtenstein“ gewidmet ist.

Zunächst lässt Grimmer darin kurz die Familiengeschichte bis zu Otto Viktor von Schönburg Revue passieren, der sich seiner Meinung nach aus der Ahnenreihe heraushebt. Tatsächlich war Otto Viktor eine ambivalente Persönlichkeit, die zwischen despotischem Ausbeuter und Wohltäter changierte.

Der 1785 geborene Fürstenspross war der älteste Sohn unter mehreren Geschwistern und damit das künftige Familienoberhaupt. Er zeigte von klein auf ein großes Interesse an juristischen Fragen, geweckt vielleicht durch seinen Hauslehrer Friedrich Christian August Hasse (1773–1848), der später unter Zeitgenossen ein geschätzter Historiker wurde und sogar eine Professur an der Leipziger Universität erhielt. Otto Viktor selbst studierte in Leipzig Jura, wo er sich mit Graf Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871) anfreundete. 1805 trat er als Freiwilliger in das österreichische Heer ein, das im Dritten Koalitionskrieg der französischen Armee und den verbündeten Bayern gegenüberstand. An der für die Österreicher verheerenden Schlacht bei Austerlitz im Dezember 1805 hatte er freilich nicht teilnehmen müssen, da er aufgrund eines vorherigen Gewalttrittes nicht dienstfähig war. 1808 nahm er seinen Abschied. Später trat er in das sächsische Heer ein und schließlich 1815 in die preußische Armee. Die Bestrafung Sachsens auf dem Wiener Kongress für ihre Bündnistreue zu Napoleon

bot dem Schönburger Fürsten die Chance, seine Herrschaft aus der Umklammerung durch das Königreich Sachsen zu befreien. Er reiste persönlich nach Wien und konnte in zähen Verhandlungen durchsetzen, dass in die Wiener Schlussakte die Verpflichtung des sächsischen Königs aufgenommen wurde, die 1740 vertraglich geregelten Sonderrechte der Fürsten von Schönburg nicht anzutasten. Faktisch hatte zu diesem Zeitpunkt bereits eine Teilung der Schönburgischen Herrschaft zwischen Otto Viktor und seinen Brüdern stattgefunden. Der älteste, Otto Viktor, erhielt Waldenburg und Lichtenstein, seine Brüder Hartenstein, deren Anteile schließlich Alfred auf sich vereinigte.

Nach diesen recht turbulenten Zeiten widmete er sich ganz der inneren Entwicklung seiner Herrschaft. In diesen Zusammenhang gehört u. a. 1819 die Gründung einer Sparkasse, „die erste Sparkasse auf dem Gebiet des heutigen Freistaates Sachsen, wenn man von einer kurzlebigen Sparkassengründung [...] in Königsbrück absieht“ – die freilich gar nicht so kurzlebig war. In mehreren Orten der Herrschaft stiftete er Krankenhäuser. Besondere Erwähnung findet im anzuzeigenden Band das 1843 gegründete Lichtensteiner Julienhospital, das bis 1921 bestand (Beitrag von Patrick Bochmann), sowie das 1856 errichtete Callnberger Lehrerinnenseminar (ebenfalls Patrick Bochmann), hatte sich doch der Fürst auch für eine Modernisierung der Lehrerausbildung eingesetzt, wie sich am bereits 1844 gegründeten Waldenburger Schullehrer-Seminar zeigte.

Nach den Verfassungsreformen in Sachsen 1831 wurde er Mitglied des Landtags und nahm einen Platz in der Ersten Kammer ein. Mitte der 1830er Jahre entfaltete der Fürst eine rege Bautätigkeit. Neben der Renovierung des Stammschlusses in Waldenburg profitierte vor allem die Lichtenberger Residenz von der Modernisierung, bis die Revolution von 1848 auch in Waldenburg und Lichtenstein heftige Auseinandersetzungen mit sich brachte. Dem Fürsten fehlte das Verständnis für derlei Gedankengut, und er zog sich mehr und mehr zurück, ehe er zu Jahresbeginn 1859 plötzlich erkrankte und bald darauf starb. Insofern ist sinnfälliger am Ende des Bändchens ein Beitrag von Bernd Schürer zur Parentationshalle, dem Leichenhaus von Lichtenstein, platziert.

Eng mit dem Wirken der Schönburger ist die Stadt Glauchau verbunden, wengleich oben genannter Otto Viktor der oberen, später gefürsteten Linie angehörte, während Glauchau der unteren, gräflichen Linie unterstand. Glauchaus urkundliche Ersterwähnung jährt sich 2015 zum 775. Mal, was die Stadt Glauchau um ein Redaktionsteam um Günther Bormann und Ulrich Schleife zum Anlass nahm, einige Aspekte aus 775 Jahren Stadtgeschichte herauszugreifen.

Chronologisch werden insgesamt 18 Themen behandelt, angefangen bei einem „Stadtgeschichtlichen Überblick“, „Glauchau in seinen Anfängen“ und eben der „Entwicklung von Glauchau unter den Schönburgern“ über mehrere Beiträgen zur Wirtschafts- und Industriegeschichte Glauchaus bis hin zu den Ereignissen im „Herbst '89 in Glauchau“. Darunter auch die knappen, sehr persönlichen Erinnerungen zur Ver-

1 Die Grafen und Fürsten von Schönburg im Muldental, hrsg. von Britta Günther und Michael Wetzel, Via Regia Verlag Olbersdorf 2013 (ISBN 978-3-944104-03-4).

treibung aus Schlesien und der eher zufälligen „Strandung“ in Glauchau. Auf diese Weise öffnet sich zwar ein buntes Panoptikum, doch nicht immer gelingt es, die Verankerung der Stadt in Zeit und Raum entsprechend einzuordnen und zu würdigen. Der berühmte Blick von außen hätte einer solchen Arbeit, die eben ihren typischen Entstehungshintergrund nicht ver-

heimlichen kann, sicherlich gut getan. Ein Bildanhang zeigt anhand alter Postkarten Glauchau wie es vornehmlich um 1900 war, wie sich der Band insgesamt durch eine abwechslungsreiche und einsichtige Bebilderung auszeichnet.

Lars-Arne Dannenberg

Neues Angebot: SHB Aboplus

Mit dem Angebot SHB Aboplus erhalten die Leser der „Sächsischen Heimatblätter“ einmal jährlich eine weitere Publikation mit noch mehr spannenden Beiträgen zur Geschichte und Kultur Sachsens und seiner Nachbarregionen. Außerdem erhalten die Bezieher des SHB Aboplus sämtliche Hefte im Umschlag frei Haus.

Die „Sächsischen Heimatblätter“ werden traditionell als Postvertriebsstück zugestellt. Seit 2015 sind die Hefte hochwertiger geworden. Das macht sie anfälliger für mögliche Beschädigungen bei der Zustellung. Wiederholt sind wir gefragt worden, ob eine Zustellung im Umschlag und über die Deutsche Post möglich ist. Wir können diese Dienstleistung ab sofort anbieten. Die Kosten lassen sich aber nicht durch den niedrigen und seit Jahren unveränderten Abonnementspreis von 30,00 Euro pro Jahr abdecken, da Kosten für Umschläge, Verpackung, Etikettierung und Versand anfallen.

Im Angebot SHB Aboplus sind folgende Leistungen enthalten:

- 1 Zusendung der Zeitschrift (4 Ausgaben im Jahr) im geschlossenen Umschlag

- 2 Versand über Deutsche Post AG
- 3 ein Bonusheft pro Jahr mit zusätzlichen interessanten Beiträgen zur Kulturgeschichte Sachsens und benachbarter Regionen.

Insbesondere mit dem Bonusheft erhalten die Besteller des SHB Aboplus ein hochwertiges Zusatzangebot. Die Kosten für das SHB Aboplus betragen 40,00 Euro im Jahr.

Wie ist die Bestellung möglich? Die Leserinnen und Leser der „Sächsischen Heimatblätter“ können jederzeit einfach auf das SHB Aboplus umstellen. Dazu genügt eine Nachricht per E-Mail (shb@zkg-dd.de) oder per Post (Sächsische Heimatblätter, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna). Der neue Abopreis gilt ab dem Jahrgang 2017. Im Jahr 2017 wird auch das erste Bonusheft zugestellt.

Wer bis zum 20. Oktober 2017 das SHB Aboplus bestellt, erhält bereits das Heft 4/2016 kostenfrei im Umschlag zugestellt.

Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath
Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter“



IMPRESSUM Sächsische Heimatblätter

ISSN 0486-8234

Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Landeskunde, Natur und Umwelt
Herausgeber: Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit einem Redaktionsbeirat
Anschrift: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna shb@zkg-dd.de
Redaktion: Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath, Dr. Romy Petrick
Redaktionsbeirat: Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Prof. Dr. Thomas Bürger, Günter Donath, Dr. Heinrich Douffet, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Anneliese Eschke, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocqué, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Dr. Igor Jenzen, Prof. Dr. Winfried Müller, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Ralf Thomas, Dr. Michael Wetzels, Dr. Peter Wiegand
Herstellung: Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH Meißen
Erscheinungsweise: Vierteljährlich
Bezugsbedingungen: Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 30,00 € inklusive MwSt., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft zwischen 8,50 € und 12,00 €.
Für den Inhalt der Beiträge sowie die Abbildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.
Titelfoto: Panorama von Limbach-Oberfrohna (360 Grad-Team, Marcel Weidlich)

